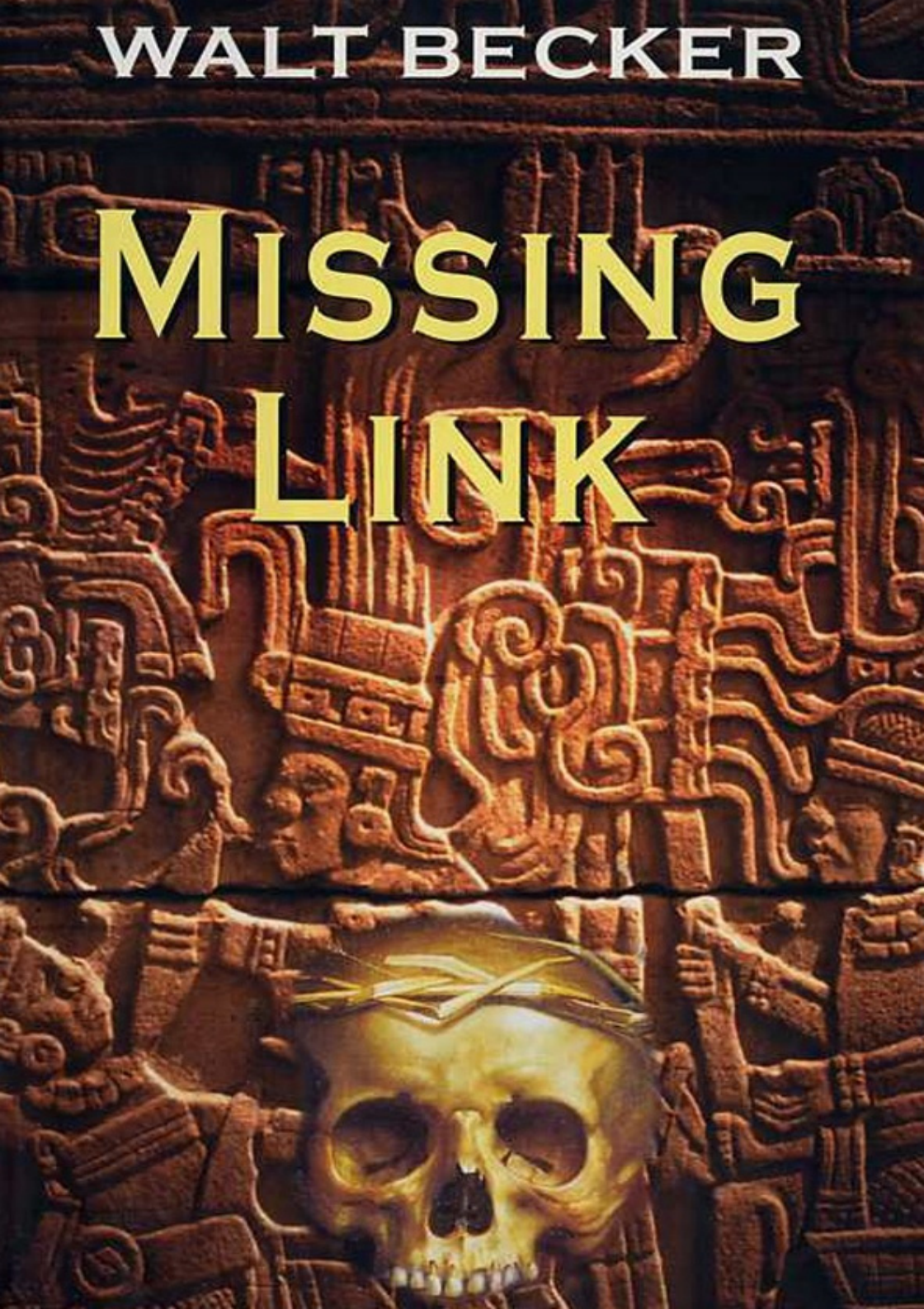
WALT BECKER

Missing Link



Eine schöne Paläontologin, ein umstrittener Wissenschaftler, ein archaischer Wüstenstamm und ein skrupelloser Waffenhändler haben alle dasselbe im Visier: einen archäologischen Fund zu sichern, der das große Geheimnis der Evolution lüften kann – die Entstehung der Menschheit.

Ein Wissenschaftsthriller, der es an Sprengstoff und Spannung mit den berühmten Vertretern dieses Genres aufnehmen kann.

Die attraktive Paläontologin Samantha Colby kann es kaum glauben: In einem Höhlensystem der Wüste von Mali stößt sie auf das Skelett einer bisher unbekannten Spezies aus ferner Vergangenheit, die offenbar nur vier Finger hatte. Sie zieht ihren Exlover, den Wissenschaftler Jack Austin, zu Rate, der wegen seiner Aufsehen erregenden Thesen in der Fachwelt als Außenseiter gilt. Seine zunächst abwegig erscheinende Theorie lässt Samantha das Blut in den Adern gefrieren. Handelt es sich bei dem Fund etwa um das »missing link« zwischen Mensch und Primat?

Die Spur führt die beiden Wissenschaftler nach Bolivien, und schnell werden Samantha und Jack in ein Netz aus Geldgier und Gewalt verstrickt, denn sie sind nicht die Einzigen, die Jacks spektakuläre Theorie beweisen wollen. Auch andere haben sich in den Kopf gesetzt, Samanthas unglaublichen Fund in ihren Besitz zu bringen.

Ein Thriller der Extraklasse - rasant und atemberaubend!

Walt Becker ist Autor, Regisseur und Drehbuchschreiber. Er ist ein begeisterter Forscher und lebt in Los Angeles, wenn er nicht gerade auf Reisen ist.

WALT BECKER

MISSING LINK

ROMAN

Aus dem Amerikanischen
von Helmut Splinter

Scan by celsius232
K&L: tigger

Freeware ebook, Juli 2003

WELTBILD

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter
dem Titel *Link* bei Morrow, New York.

Besuchen Sie uns im Internet: *www.weltbild.de*

Genehmigte Lizenzausgabe für
Verlagsgruppe Weltbild GmbH, Steinerne Furt, 86167 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 1998 by Walt Becker
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2001 bei Droemersche
Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf., München
Übersetzung: Helmut Splinter
Umschlaggestaltung: Studio Höpfner-Thoma, München
Umschlagmotiv: AKG, Berlin und Artothek, Weilheim
Gesamtherstellung: Oldenbourg Taschenbuch GmbH, Hürderstraße 4,
85551 Kirchheim
Printed in Germany
ISBN 3-8289-7161-X

2005 2004 2003 2002
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Für Mom, Dad,
Marcel und Jennifer

Danksagung

Es gibt so viele, die Dank verdienen, da sie diese Geschichte nicht nur verteidigt, sondern den Autor mit ihrer Liebe, Weisheit und fortwährenden Ermutigung unterstützt haben.

Ich danke meinen Eltern, die mir außerordentlich geholfen haben; meinem Vater, der das Manuskript so oft gelesen hat, dass ich mich nicht mehr daran erinnere, und jedes Mal tat er dies mit der gleichen Begeisterung; meiner Mutter für ihre hilfreichen Vorschläge und, was weit wichtiger ist, für die täglichen Gebete, die mich seit dreißig Jahren begleiten; meinem Bruder Marcel, der für mich noch immer eine Inspiration darstellt, und Jennifer, die das Leben während dieser Zeit zu etwas Besonderem gemacht hat. Ohne euch hätte ich es nicht geschafft. Dann danke ich all meinen Freunden, die mich mit einer großen Quelle an Charakteren versorgten, aus der ich schöpfen konnte, und die sich mit meiner langen Abwesenheit abfanden, und deren wiederholte Anrufe, mit denen sie mich zurückholen wollten, mir versicherten, dass es noch ein Leben jenseits dieses Romans gab.

Ich danke Gregg Davis, der nicht nur seit dem ersten Tag an *Missing Link* glaubte, sondern auch an einen Geschichtenerzähler, der so viel Großes versprochen hatte – seine Unterstützung und Freundschaft nach der Graduate School haben all dies ermöglicht; meinen Literaturagenten David Vigliano und Alex Smithline, die den Roman durch seine Anfangsstadien hindurchführten, und meinen Agenten in Los Angeles Philip Raskind, Ari Greenburg und allen anderen bei Endeavor.

Dank auch den talentierten Menschen bei William Morrow, besonders Paul Fedorko, der mir diese wunderbare Gelegenheit verschaffte; Betty Kelly, deren redaktioneller Scharfblick und Ermutigung so wertvoll waren; und Maria Antifonario, die meine Bedenken zurückzuweisen wusste. Ihr alle habt die harte

Reise eines Anfängerschriftstellers angenehm gestaltet.

Andere, die dabei geholfen haben, dieses Manuskript zu formen, sind Ed Stackler, dessen hilfreiches Wesen und intelligente Vorschläge unermesslich waren, Dick Marek, dessen Weisheit *Missing Link* viel stärker gemacht hat, und mein Freund Bill in der Wüste.

Schließlich, obwohl *Missing Link* reine Fiktion und die Ansichten darin meine eigenen sind, stehe ich in der Schuld derjenigen Männer und Frauen, deren Forschung das wissenschaftliche Gerüst zu diesem Buch lieferten. Zu ihren gehören Arthur Posnansky, Charles Hapgood, Jane B. Seelers, Giorgio de Santillana, Graham Hancock, Robert Bauval, John Anthony West, Maurice Chatelain, Richard Milton, Robert Temple, Malcolm Godwin und all die anderen, die keine Angst hatten, sich den schwierigen Fragen zu stellen. Ihre mutige Haltung lieferte die Inspiration zu den Hauptcharakteren des Buchs, und auf der Suche nach der Wahrheit haben sie, ungeachtet der Folgen, einen Paradigmenwechsel eingeleitet, der für alle Zeiten die Art ändern wird, in der wir unsere Vergangenheit – und unsere Zukunft – sehen.

Die Wahrheit hat sich immer als einsame Sache erwiesen
und ist selten der Mehrheit gefolgt.

Malcolm Godwin

In jenen Tagen gab es auf der Erde die Riesen,
und auch später noch, nachdem sich die Gottessöhne
mit den Menschentöchtern eingelassen
und diese ihnen Kinder geboren hatten.
Das sind die Helden der Vorzeit,
die berühmten Männer.

Genesis 6,4

ERSTER TEIL

Mali

Auf dem Weg zum Zelt blieb Samantha Colby kurz stehen. Seltsam, dachte sie. Seit sie mit ihrem Team vor fünf Tagen auf dem entlegenen Start- und Landestreifen außerhalb von Mopti angekommen war, hatte sie ihr Tempo kaum verlangsamt. Nach der Hektik, die sie beim Errichten des Lagers und bei der Planung der Ausgrabungsstätte an den Tag gelegt hatte, war sie fix und fertig.

Jetzt konnte sie ihren Beinen kaum noch eine Bewegung abringen. Vielleicht war es die Art, wie die Sonne die rauen Ebenen im Süden von Mali in goldenes Licht tauchte. Oder vielleicht der Geruch. Sie atmete tief ein. Es musste der Geruch sein. In der überfüllten Metropole, die sie seit einem Jahr ihr Zuhause nannte, gab es nichts Vergleichbares. Dies hier war typisch für Westafrika – eine Mischung aus Buschgras und Flachlandbäumen, aus fressenden, gebärenden und in dem offenen Land frei herumlaufenden Tieren. Aus Leben. Und Tod.

Samantha öffnete ihr Haar und schüttelte den feinen Staub heraus, der alles überzog, von dem für die Expedition verwendete Sonargerät und den Laptops bis zu ihrem Spitzen-BH. Aus ihrer Feldflasche ließ sie Wasser durch ihr Haar rinnen und strich danach die langen Strähnen aus dem Gesicht, wodurch ihre blauen Augen zu sehen waren, die viele ihrer Studienkollegen aus Princeton in wahre Verzückung versetzt hatten. Und wieder einmal war sie sich der Wirkung, die ihre Augen haben konnten, deutlich bewusst geworden, als ein paar Männer aus dem Stamm der Dogon, die sie für diese Ausgrabung eingestellt hatte, stehen geblieben waren, um einen Blick auf sie zu erhaschen. Für die Dogon erhöhte sich Samanthas Reiz auf Grund ihrer dominanten Position, die sie unter ihren Kollegen einnahm. Für sie musste eine Frau, die ihren weißen

männlichen Gegenspielern solch ein Ansehen abnötigen konnte, eine »gute Magie« besitzen.

Sie rief ihnen etwas zu. Wegen ihrer begrenzten Kenntnis der Dogon-Sprache war es manchmal etwas holprig, aber sie hatte sich die wichtigsten Wörter angeeignet, um ihre Arbeit schnell und effizient zu erledigen. Die Männer schnappten sich ihre Körbe mit trockener Erde und entfernten sich von der Ausgrabungsstätte.

Samantha wusste, dass die Dogon sie für eine umsichtige und ehrliche Arbeitgeberin hielten, doch sie schienen sie immer noch zu fürchten. Die Dogon nannten sie *Awa Zantu*. Nach einigem Nachbohren erfuhr sie, dass man *Awa* in etwa mit »feurig« übersetzen konnte, und *Zantu* war der Name für einen kleinen wilden Dachs, der in der harten afrikanischen Erde lebte. Obwohl der Name nicht gerade schmeichelhaft war, störte sich Samantha nicht wirklich daran. Eigentlich mochte sie ihn.

»Sam!«

Ricardo Olivarez rannte den grasbewachsenen Hang hinauf und stolperte dabei fast über ein Sieb für kleine Knochen und Tonscherben. Samantha verkniff sich ein Grinsen. Diesen korpulenten, ungeschickten, liebenswürdigen Ricardo hatte sie vor acht Jahren kennen gelernt, zuerst übers Internet, dann persönlich, als er sich zu ihr nach Princeton gesellte, nachdem er kurz zuvor seinen letzten Doktortitel am Massachusetts Institute of Technology erworben hatte.

Mit seinen vierundvierzig Jahren war er einer jener Titel-Hechte, die Samantha immer beneidete. Als verrücktes Genie studierte er irgendetwas, schloss es ab und begann mit der nächsten Disziplin. Seinen Studienkollegen, für die schon ein einziger Doktortitel eine gewaltige Herausforderung war, vermieste er damit das Leben. Samantha bewunderte, wie ein Mensch mit einem solchen Verstand, ein Physiker, Arzt und anerkannter Paläanthropologe, so viele Gelegenheiten fand, bis

spät in die Nacht mit Freunden in Kneipen rumzuhängen. Aber sie wusste, wenn sie auf dieser Welt jemandem vertraute, dann war es Ricardo.

»Ich denke, wir haben was gefunden.« Ricardos Augen leuchteten. Schließlich kam er wieder zu Atem. »Eine kleine Öffnung.«

»Die zu einem anderen System führt?«

Gänsehaut überzog ihren Unterarm. Samantha hatte gedacht – gehofft –, sie würden vielleicht eine andere Kammer in der ausgegrabenen Höhle finden, sodass sie tiefer vordringen könnten, ohne sich durch das Vulkangestein in der unteren Schicht sprengen zu müssen. Mit neuer Energie, die ihren Körper durchströmte, ging sie zur Ausgrabungsstelle zurück.

»Ich glaube, ja.«

»Das würde uns verdammt viel Arbeit ersparen.«

»Und uns vielleicht schneller von hier wegbringen, was?«

Samantha lächelte. Ricardo hatte bereits eine schlimme Darmgeschichte hinter sich, genau wie auf ihrer letzten Fahrt nach Mali. Ganz gleich, wie viel er sich von dem rosa Zeug einpackte oder wie viele Spritzen er bekam, er schien immer das Opfer zu sein.

»Ich sehe, die Ironie meiner Situation ist bei dir angekommen«, fuhr Ricardo fort. »Ein Flüchtling aus dem Land, in dem Montezumas Rache erfunden wurde, ich weiß …«

»Ist schon jemand durchgegangen?«, unterbrach ihn Samantha. Sie war immer gern die Erste.

»Sieht nicht so aus.«

Und plötzlich hatte sie Schmetterlinge im Bauch. »Dann mal los.«

Hinten in der Höhle war es düster. Die natürliche Feuchtigkeit schien sich durch die schwitzenden Arbeiter noch zu erhöhen, die die Erde und Steine fortschafften. Eine Gruppe von Dogon unterhielt sich aufgeregt über das Loch. Samantha eilte an

ihnen vorbei. Sie knipste ihre Helmlampe an, ohne ihren Augen die Möglichkeit zu geben, sich an die dunkleren Bereiche der Höhle zu gewöhnen.

Die Vorstellung kann beginnen, dachte sie.

Seit sie sich für die Laufbahn der Paläanthropologin entschieden hatte, gefiel ihr beim »Spielen im Dreck«, wie ihr Vater ihre Arbeit abwertete, am besten, wenn sie ins Unbekannte trat.

Mit einem Bild der verstorbenen Mary Leakey an der Ausgrabungsstelle am Ufer des Turkanasees hatte alles angefangen. Das Foto dieser unabhängigen, mit Staub bedeckten und neben ihrer großen Entdeckung, dem Turkana-Jungen, stehenden Frau hatte Samantha dazu angeregt, einer Disziplin nachzugehen, in der sich die großen Namen gerade erst herauskristallisierten. Paläanthropologie – die junge, die offene Wissenschaft – war von zähen Seelen bevölkert, die nach dem Schlüssel für die Geschichte des Menschen suchten. Sie suchten Knochen, alte vormenschliche Knochen. Und Samantha hatte immer davon geträumt, etwas zu finden, was sich als Meilenstein in ihrer Disziplin erweisen und ihr einen Platz in der Welt der Wissenschaft – in einer Welt von Männern – sichern würde.

Die Spalte war enger, als sie vermutet hatte.

»Fass nichts an!«, rief sie Ricardo zu, der hinter ihr war.

Samantha kroch mit dem Kopf voraus durch die enge Öffnung. Ricardo folgte ihr mit weiteren Lampen und einem kleinen Plastikbeutel mit Hacken und Bürsten, nachdem er, da er stecken geblieben war, das Loch um ein paar Zentimeter vergrößert hatte. »Ich pass nur auf, dass kein Wasser eindringt«, verteidigte er sich nicht sehr überzeugend.

Ohne etwas darauf zu erwidern, schüttelte Samantha den Kopf, bevor sie ihre Aufmerksamkeit der Höhlenwand widmete. »Was haben wir denn hier?« Sie vergrößerte den Lichtkegel ihrer Helmlampe, um den Raum besser zu beleuchten. Die vier

Meter hohe Decke der Höhle erstreckte sich auf einer Länge von etwa zwanzig Metern vor ihnen, ehe sich die zerklüftete Felsoberfläche in einem steilen Winkel zum Boden hin zuspitzte. Samantha konnte den hinteren Teil der Höhle gerade noch erkennen, wo sie in einem unpassierbaren, nur einige Zentimeter breiten Spalt endete.

»Gibst du mir meinen Recorder?«, bat sie.

Ricardo reichte ihr ein Diktiergerät.

»Gracias.« Samantha drückte den Aufnahmeknopf. »Achter März 1998. Sechster Tag. Haben in dem Höhlensystem eine Öffnung zu einem anderen Raum entdeckt.«

Staub wirbelte durch den Strahl ihrer Helmlampe. Das gelbe Licht zuckte zuerst über den Boden, dann hinauf in Richtung der Rückwand.

»Sieht aus, als wäre die kleinere Höhle das Ergebnis eines sinkenden Grundwasserspiegels. Zeichen von Vulkanaktivität. Ähnlich wie die größere Höhle. Scheint vollkommen unversehrt zu sein.«

»Das ist gut. Das ist echt gut«, murmelte Ricardo.

Samantha glaubte, dass in dieser kleineren Höhle besser erhaltene Fossilien zu finden sein könnten. Eine von menschlichen und tierischen Bewohnern der letzten tausend Jahre unberührte Ausgrabungsstätte – ganz zu schweigen von den Hacken anderer Paläanthropologen.

»Sollen wir eine Karte anfertigen?«, fragte Ricardo.

»Ja«, antwortete Samantha. »Aber ich will nicht mehr als ein halbes Dutzend Leute gleichzeitig hier unten haben. Sag Twana, er soll zwei seiner besten Männer auswählen.«

»Schon erledigt.«

Ricardo ging los, um die Pflöcke und Seile zu holen, die sie zum systematischen Abstecken des Raums benötigten.

Twana war ein hochrangiger Dogon, den Samantha als ihren Vorarbeiter bestimmt hatte. Einige der Dogon, vor allem die jüngeren, gingen mit den empfindlichen Knochen und Stein-

werkzeugen, die sie gefunden hatten, recht sorglos um. Sie schienen nicht zu verstehen, warum die Dinge wichtig waren. Twana allerdings nahm die Sache sehr genau.

Samantha fegte auf einer kleinen Fläche vor sich die Vulkanasche weg. Sie wusste, dass sie sich mindestens ein paar Zentimeter durch den über die Jahrtausende angehäuften Staub graben musste, aber sie vermochte sich nicht zurückzuhalten. Unter dieser Schicht könnte die Auszeichnung liegen, nach der sie sich sehnte – alte menschliche Überreste, die womöglich die Antwort auf die Frage nach den Ursprüngen der Menschheit zu liefern im Stande waren. Auf verzweifelte Weise begehrte sie diesen Schatz. Ihre Karriere vertrug keine weitere Niederlage.

Sie versuchte sich selbst einzureden, dass sie sich einen Dreck um ihre Familie scherte, doch tief in ihrer Seele wollte sie mehr als alles andere, dass ihre Familie stolz auf sie war. Sie konnte es nicht ändern, dass sie nicht der Star-Quarterback, die gerissene Politikerin oder gar die berühmte Opernsängern war, die sich ihr kompromissloser Vater immer gewünscht hatte. Mit der Eignung zu diesen Berufen hatte es ein paar Probleme gegeben. Erstens war sie als Mädchen geboren worden, zweitens hasste sie Politik, und drittens konnte sie nicht singen. Nicht einmal unter der Dusche. Sie war Einzelkind, und es hatte sie belastet, dass ihre Mutter nach einer komplizierten Geburt keine weiteren Kinder bekommen konnte. Das hatte sie sich nie wirklich verziehen, und ihr Vater ihr auch nicht. Das wusste sie.

Sie hatten die Hälfte der achtunddreißig Gitterabschnitte auf dem Höhlenboden fast fertig, als sie von einem Donnern überrascht wurden. Die Mannschaft wurde von Staub eingehüllt. Die Rückwand der frisch geöffneten Höhle gab nach, und eine Masse aus getrocknetem Schlamm und Steinen stürzte herab.

Einer der erschrockenen Dogon versuchte verzweifelt sich zurück durch den Eingang zu zwängen. Samantha griff ihn am Arm und zwang ihn zu bleiben. »Es ist schon in Ordnung«, beruhigte sie ihn. »Das passiert öfter.« Sie zählte die Mannschaft durch und hörte alle Stimmen aus verschiedenen Richtungen der Höhle.

Schließlich kroch sie zu dem krümeligen Hang und blinzelte, während sich der Staub legte. Nachdem sie sich das Haar aus der Stirn gestrichen hatte, sprach sie in ihren Recorder.

»Einsturz der hinteren nordwestlichen Ecke von Höhle zwei. Dadurch wurden neuere Vulkanablagerungen unterhalb der fünften Schicht aufgedeckt.«

Der Strahl ihrer Helmlampe erleuchtete die Rückwand. Ihr stockte der Atem. Das blassgelbe Licht wurde von etwas reflektiert. Ein Stück über dem Boden, eingebettet in die Vulkanasche, aus der die Höhlenoberfläche bestand, entdeckte sie etwas, von dem sie glaubte, es könnten Knochen sein.

»Ich brauche ein paar Keile«, sagte sie. »Sofort!«

Ricardo fegte vorsichtig die lockere Asche zur Seite, damit die Keile richtig angesetzt werden konnten. Zuerst mussten sie einen fünf Zentimeter breiten Vorsprung von der Erde säubern, ehe die Höhlenwand ihr Geheimnis deutlich offenbaren konnte. Ganz vorsichtig klopfte Ricardo auf die Stahlkeile, und der letzte Vorsprung kompakter Asche löste sich unter der nächsten kleinen Staubwolke von der Wand. Sechs Scheinwerfer leuchteten den Bereich aus, und erregtes Gemurmel setzte ein. *Knochen*. Samantha hatte das Gefühl, als fiele sie in Ohnmacht. Ihr Atem wurde flach.

»Sieht wie ein Brustkorb aus! Das gesamte Skelett könnte intakt sein«, sprach sie in das Diktiergerät.

Ricardo ging näher heran. »Guck dir doch mal den Schädel an!«

Samantha erblickte etwas, was nicht sein konnte. Mit zitternder Hand wedelte sie eine Staubwolke weg, um besser sehen zu

können, und erstarrte.

Auch das aufgeregte Geschnatter der Mannschaft verstummte plötzlich. Der Klang von Samanthas Diktiergerät, das auf den Boden fiel, warf sein Echo durch den Raum.

»O mein Gott«, flüsterte sie.

Ekuador

Dr. Jack Austin marschierte auf und ab, vermied aber den matschigen Teil der Lichtung, auf dem er während seiner letzten Vorlesung das Gras niedergetrampelt hatte. Er unterrichtete gerne im Freien, trotz der feuchten Hitze, die dunkle Flecken auf seinem khakifarbenen Hemd hinterließ. Ein Paläanthropologe gehöre nach draußen, in den Dreck, erzählte er seinen Schülern immer. Jemand mit Hang zur Sauberkeit habe den falschen Beruf gewählt. In einem sterilen Labor könne man keine Hinweise auf den Ursprung des Menschen sammeln.

Ein Dutzend schwitzender Studenten hockte auf Decken oder Rucksäcken im dichten Dschungelgras. Jack konnte immer sagen, wer ihm an einem bestimmten Punkt seiner Vorlesung folgte, und diese jungen Leute hier waren meistens eifrig und aufmerksam. Viele der Studenten waren ein paar tausend Meilen geflogen, um die alten Ruinen außerhalb von Cuenca zu erforschen. Jack war froh darum. Die geringe Bezahlung, die er von der Universidad de Ecuador für diese sommerlichen Vor-Ort-Sitzungen erhielt, half ihm den Rest des Jahres zu überleben. Im Vergleich zu seinem früheren Gehalt war das Geld knapp, aber so konnte er wenigstens unterrichten.

Die heutige Vorlesung behandelte die mögliche Existenz eines lang vergessenen technischen Gegenstands – eines Geräts, das eine unendliche Energiequelle in sich barg –, einer

Maschine, die die Kraft der Sonne nutzte. Der Gedanke hatte sich in vielen Mythen und Legenden erhalten. Aber für Jack war *Die Quelle* mehr als nur ein Mythos. Er glaubte, dass der menschlichen Rasse irgendwo in der Entwicklung eine wunderbare Technologie verloren gegangen ist – ein Schatz, der technisch gesehen allen gegenwärtigen Errungenschaften der Wissenschaft überlegen war.

»Meinen Sie nicht, Dr. Austin, dass das ein bisschen absurd klingt?«, fragte Gary, ein Doktorand von der New Yorker Universität mit Brille, Batikhemd und Birkenstock-Sandalen.

Jack mochte Gary nicht, aber zumindest hatte der junge Mann Mumm genug, ihm zu widersprechen. Jack erinnerte sich daran, wie verärgert er nach eineinhalb Stunden Vorlesung an der University of California immer gewesen war – nicht, weil seine Studenten gestört oder gar Desinteresse gezeigt hatten, sondern weil die Zeit oft ohne eine Frage vergangen war. Nicht eine einzige Frage! Sie müssen Angst vor dem Sprechen haben, hatte er zuerst gedacht, obwohl sie nach der Bekanntgabe der Noten ihre Stimmen wiedergefunden hatten. Jack war über jene traurig, die sich weigerten, die Wissenschaft in Frage zu stellen – sie herauszufordern. Deswegen schätzte er Garys Einwurf, auch wenn er seine eigenen Theorien bestritt.

»Ich glaube tatsächlich, dass es ein wenig absurd klingt«, antwortete Jack. »Aber nicht absurder als die gegenwärtige Schule. Es war nämlich die Absurdität der gegenwärtigen Sichtweise, die mich zwang, meine ›etwas weniger absurde Hypothese‹ zu formulieren.«

Ein paar der anderen Studenten kicherten. Auch ihnen schien Gary nicht gerade ans Herz gewachsen zu sein.

»Uns wurde beigebracht, dass die Menschheit sich auf dem Höhepunkt der Zivilisation befindet«, fuhr Jack fort. »Wir hätten uns von der Unwissenheit unserer Vorfahren und ihren einfachen Wurzeln als Jäger und Sammler weiterentwickelt. Für mich ist das eine arrogante Sicht der Dinge. Viele Hinwei-

se fordern uns auf, die Idee zu akzeptieren, dass die Zivilisation zu einem bestimmten Zeitpunkt so weit fortgeschritten war wie unsere heutige. Zumindest lassen diese Anomalien vermuten, dass unsere Vorfahren Zugang zu einer Technologie und einem Wissen gehabt haben, die keine Parallele zu dem hat, was wir heute wissen.«

Jack nahm seinen Aluminiumzeigestab aus der Tasche und zog ihn zu seiner vollen Länge aus. »Wir wollen es uns ein bisschen gemütlicher machen, ja?«

Die Studenten erhoben sich. Jack führte sie zu einer Gruppe riesiger glatter Steine, die sich, in der üppigen Vegetation reichlich fehl am Platz, abrupt und starr aus dem Dschungelboden erhoben. Schon die Größe des Tempels und die Präzision, mit der er gebaut war, ließ ihn verwirrend modern aussehen. Über die Zeit hinweg waren die meisten Steine verwittert, und die Natur tat ihr Bestes, die Blöcke aufzubrechen, sodass die Vegetation überall dort zum Zuge kam, wo ein kleiner Spalt einem Samenkorn die Möglichkeit zum Wachsen gegeben hatte.

Dies war immer der bewegendste Teil des Unterrichts, und Jack liebte ihn. Dinge im Detail zu untersuchen, sie zu berühren, erweckte die Vergangenheit zum Leben. Wenn man sitzen blieb und lange genug lauschte, sangen die Ruinen eine Antwort.

»Wie viel wiegt der Block Ihrer Meinung nach?«, fragte Jack und zeigte auf den riesigen Eckstein.

»Dreihundert Tonnen?« Gary antwortete wie immer als Erster.

»Ah, Sie haben den Text gelesen. Das ist prima. Aber Sie sind trotzdem nur nahe dran. Die letzte Untersuchung von von Nolting und Bearnhardt brachte das Gewicht auf fast dreihundertfünfzig Tonnen. Hat jemand von Ihnen eine Idee, wie die Menschen, die den Tempel von Cuenca errichteten, diesen Block bewegen konnten? Oder wie es die Erbauer von Baalbek

im Libanon fertig brachten, Grundsteine zu legen, die so hoch wie fünfstöckige Gebäude sind und über sechshundert Tonnen wiegen?«

Die Studenten blieben stumm. Jack ging wieder auf und ab und genoss ihre Verblüffung.

»Wie steht es mit den Abu-Simbel-Statuen in Ägypten? Als eine internationale Einsatztruppe der weitbesten Ingenieure beauftragt wurde, sie während des Baus des Assuanstaudamms zu schützen, sahen die Fachleute die einzige Möglichkeit darin, sie zu zerlegen und weiter oben wieder zusammenzusetzen. Die ursprünglichen Bildhauer aber hatten die Felsen aus einem meilenweit entfernten Steinbruch geholt und sie in einem Stück bewegt …«

Jack drehte den Zeigestock in seiner Hand. Er bemerkte, wie einige verzweifelt nach einer Antwort rangen, bevor sie aufgaben.

»Nun, keine Sorge, Sie sind nicht allein«, beruhigte sie Jack. »Kein Ingenieur auf dieser Erde konnte diese Fragen beantworten. Und tausende haben es versucht.«

»Wollen Sie damit sagen, dass es physikalisch unmöglich ist, diese Blöcke in einem Stück zu bewegen?« Die hübsche Brünette aus Amsterdam sprach mit starkem Akzent.

»Unmöglich mit der heutigen Technologie. Vielleicht nicht unmöglich in der Zukunft.«

Und wieder meldete sich Gary zu Wort. »Bei allem Respekt, Dr. Austin, es muss möglich sein. Ich meine, jemand hat diese Steine vor tausenden von Jahren geschnitten und aufgestellt. Die Menschen, die diesen Tempel erbauten, wussten doch bestimmt, dass es möglich war. Das ist doch richtig, oder?«

Jack lächelte. »Das ist absolut richtig. Vor tausenden von Jahren erbauten Menschen aus alter Zeit diese Tempel. Und sie bewegten diese megalithischen Steine. Dann muss es also möglich sein. Was mich folgern lässt, dass unsere Vorfahren, die vermutlich das Prinzip des Verbrennungsmotors noch nicht

kannten, genauso wenig wie das der Hydraulik, der Kernfusion oder der Verarbeitung von Schwermetallen – dass diese Menschen um einen verdammten Zauber beteten und ihn erhielten …« Er machte eine Pause, um einmal tief durchzuatmen. Schweigend warteten die Studenten auf das Ende seiner Worte.

»… oder sie hatten Hilfe.«

Ricardo

Ricardo hasste Hubschrauber. Zwei seiner Kollegen waren in den plumpen Stahlapparaten umgekommen, und dieser spezielle hier sah nicht gerade nach einem Vorzeigemodell für Flugsicherheit aus. Er vermutete, es war eine alte Huey. Ricardo konnte riechen, wie der Motor den Treibstoff ungenügend verbrannte, und das Schlagen der Rotoren schien besonders laut zu sein. Es half auch nichts, dass der Maschine alles fehlte, was einer Tür ähnelte, denn in der Eile hatte er nicht wählerisch sein können. Auf seiner langen Reise von Mali hatte Ricardo ängstlich zwei kleine Flugzeuge und eine alternde Boeing 767 bestiegen, bevor er auf dem Nationalflughafen von Ekuador gelandet war. Nur der Adrenalinschub der letzten achtundvierzig Stunden hatte ihn so weit gebracht. Dann war ihm gesagt worden, man könne das Hochland, in dem Dr. Jack Austin vor den alten Ruinen von Cuenca unterrichtete, nur mit einem Helikopter als einzigem Verkehrsmittel schnell erreichen. Die Straßen seien nach den letzten Regenfällen nahezu unpassierbar.

Er fragte sich, was Jack bei ihrem Treffen sagen würde. Seit dessen fristloser Kündigung von der University of California in Berkeley vor fast sechs Jahren hatten sie sich nicht mehr gesehen. Jack schien nie gut mit der Obrigkeit auszukommen.

Und die Obrigkeit war in diesem Fall der Verwaltungsrat. Die meisten seiner Kollegen hatten Jacks Rausschmiss bedauert, aber selbst Ricardo und Samantha waren seine absurden Ideen zweifelhaft vorgekommen. Jack jedoch gehörte nicht zu denen, die sich drückten, und er war bereit, sich selbst zum Narren zu machen – ein seltener Zug unter Wissenschaftlern.

Die heutigen Universitäten achten darauf, dass ihre Forschungsergebnisse hieb- und stichfest sind und in den ausgetretenen Pfaden bleiben. Es ist der schlimmste Albtraum eines Wissenschaftlers, dass Kritiker nach einer Veröffentlichung die Nase rümpfen – oft nahe stehende Kollegen, die sich eifrig auf neue Theorien stürzen. Jack war durch die Hölle gegangen, nachdem er seine Ideen über *Die Quelle* veröffentlicht hatte, einer fortschrittlichen Technologie, die möglicherweise schon vor dem Beginn der Geschichtsaufzeichnung existiert hatte.

Selbst in der Welt der Paläanthropologie, in der ebenso eilig Behauptungen über ein neues »missing link« oder wilde Theorien über eine neue menschliche Spezies aufgestellt wurden, mahnte das Klima zu vorsichtigen Schritten. Aber Jack schien dies nicht zu kümmern.

Ein Mensch, den das kümmerte, war Samantha. Sie hatte zusammen mit dem Rest ihrer Anthropologenkollegen Jacks bizarres Papier und seine Methoden abgelehnt. Nur unter Grausen erinnerte sich Ricardo an Jacks und Samanthas schmerzvolle Trennung. Die beiden hatten sich einmal geliebt und waren unzertrennlich gewesen. Als er, um seinen Freunden zu helfen, zwischen ihnen zu vermitteln versuchte, hatte er nur Schmerz und Bedauern gefunden. Selbst nach all den Jahren zweifelte er nicht, dass die bloße Erwähnung von Samanthas Namen ausreichen würde, Jack davon abzuhalten, mit ihm nach Mali zu kommen. Aber sie brauchten ihn, und im Moment würde Ricardo seinen Mund halten. Jack war derjenige, der für ihre unvorstellbare Entdeckung eine Erklärung finden könnte.

»Señor.« Der Pilot deutete auf den üppig bewachsenen, von

Nebel verschleierten Hügel, der sich vor ihnen erhob. Als der Hubschrauber die Spitze passiert hatte, erblickte Ricardo durch ein Wolkenloch zum ersten Mal die Tempelanlage von Cuenca.

Jack beobachtete, wie der Hubschrauber sich senkte, während die Rotoren die Pfützen auf dem Boden in kleinen Wellen kräuselten. Ein paar Studenten jagten ihren Blättern mit den Notizen hinterher, die fortgeblasen wurden. Andere ballten ihre Fäuste und reckten den Mittelfinger in die Höhe.

Jack hielt seine kalifornische Baseballmütze fest und marschierte wütend die ausgetretenen Stufen zum Hubschrauber hinauf, dessen Kufen gerade auf dem Stein aufschlugen. Welcher Idiot konnte es wagen, hier zu landen? Die Strömung der Rotoren trieb Jack Tränen in die Augen. Er nahm die letzte Stufe und rannte zu dem klapprigen Flugapparat. Was für ein Schrottteil, dachte er. Wer, zum Teufel …

Das plumpe Latinogesicht vor ihm lächelte über den ausgebreiteten Armen.

»Ricardo Olivarez«, brachte Jack schließlich heraus.

Es war lange her.

Die Studenten beobachteten von unten, wie Dr. Austin von dem Mann wie von einem Bären umarmt wurde. Einige überlegten noch, ob sie ihm zu Hilfe eilen sollten, bis klar war, dass die beiden Männer sich kannten. Sie riefen sich gegenseitig etwas zu, aber es war unmöglich, über das Getöse des Hubschraubers hinweg etwas zu hören. Alle waren Zeugen, wie Dr. Austin von dem gleichen hektischen Zittern erfasst wurde, das dessen Freund schon plagte. Dann verharrte Dr. Austin in seinen Bewegungen. Seine Arme fielen herab. Er schien nicht zu merken, dass seine Baseballmütze vom Kopf geweht wurde und im Matsch vor dem Tempel landete. Was auch immer besprochen wurde, musste wichtig sein, dachten sie. Dr. Austin liebte seine Mütze.

In Sekundenschnelle hatte Jack verdaut, was sein Freund erzählt hatte. Seine Beine wurden schwach, als er die Stufen zurück zu seinen erstaunten Studenten stolperte. Während er seinen Rucksack aufhob, merkte er, dass er alle Namen um sich herum vergessen hatte. Sein Gesicht stellte bereits wilde Vermutungen über Mali an. Er warf einen Blick in seinen Rucksack – es war alles drin: Brille, eine Wasserflasche aus Plastik, Laptop, Notizbuch und verschiedenes Paläanthropologen-Werkzeug. Er hatte kein Waschzeug dabei, aber seine Brieftasche und den Reisepass. Schließlich schnallte er sich den Rucksack um und wandte sich Richtung Hubschrauber.

Die Studenten blickten ihn schockiert an.

Und wieder war es Gary, der seinen Mut zeigte. »He, wohin gehen Sie? Es ist erst halb drei!«

Jack marschierte die Tempelstufen hinauf. Ohne sein Tempo zu verlangsamen, rief er nach hinten über die Schulter: »Der Unterricht ist zu Ende!«

Wiedervereinigung

»Schaffst du's?«

Ricardo konnte gerade noch nicken, bevor er sein Gesicht in eine Plastiktüte steckte. Armer Kerl, dachte Jack. Ricardo hatte alle Grünschattierungen durchlaufen, seit sie die klapprige Cessna in Bamako bestiegen hatten. Das kleine Flugzeug prallte gegen die aufsteigende warme Savannenluft wie ein Ball.

»Ich dachte immer, es seien die Hubschrauber, die du hasst«, sagte Jack, nachdem Ricardo sich die Nase geputzt hatte.

»Das war … bis ich in diese beschissene Kiste gestiegen

bin.«

Jack stimmte stillschweigend zu. Das Flugzeug ließ die Reise im wackligen Hubschrauber im Nachhinein zu einer reinen Vergnügungsreise werden. Verglichen mit der geräumigen Boeing 747, mit der sie über den Atlantik gehuscht waren, wirkte dieses winzige Ding wie eine spastische Mücke. Der nordafrikanische Pilot am Steuerknüppel war genauso wenig beruhigend. Die Cessna flog nicht, sie war im Krieg. Für Jack war klar, dass der Mann entweder keinen Flugschein hatte oder vollkommen durchgedreht war.

Es waren zweiunddreißig Stunden vergangen, seit Ricardo in Cuenca aufgetaucht war. Jack sah seine Aufzeichnungen über Mali und seine ersten beiden dorthin unternommenen Expeditionen durch, versuchte aber seine in ihm wallende Vorfreude zu ignorieren. Seine erste Reise, eine Ausgrabung im Süden, hatte wissenschaftlich kein wertvollen Erkenntnisse gebracht, außer dass der Liste der Fossilien eine Büffelspezies der letzten Eiszeit hinzugefügt werden konnte. Während diese Knochen andere Paläontologen glücklich gemacht hätten, waren es aber nicht diejenigen, die Jack interessierten.

Seine zweite Reise nach Mali hatte sich viel direkter auf seine Leidenschaft, der Entdeckung der Wurzeln der Menschheit, bezogen. Als Paläanthropologe war für ihn nur ein Genus von Interesse – der *Homo*. Die Erforschung menschlicher Wesen schloss dasjenige unserer entferntesten direkten Vorfahren ein, den *Australopithecus afarensis* – zugegebenermaßen ein Affe, aber einer, der auf zwei Beinen ging –, und den *Homo habilis*, ein Werkzeugmacher und zur frühesten Spezies gehörend, die die Bezeichnung Homo verdiente.

Dann kam der große *Homo erectus*, der auf erschreckende Weise wie ein Mensch aussah, allerdings nicht in der heutigen Bedeutung. Er tauchte vor etwa 1,7 Millionen Jahren auf und entwickelte sich bis vor dreihunderttausend Jahren, dann verschwand er. Er hatte weit ausgefeiltere Werkzeuge verwen-

det als der Homo habilis, und sein Gehirn war halb so groß wie das des heutigen Menschen. Der bekannteste Aufrechtgehende war vielleicht der »Turkana-Junge«, den die Leakeys vor zehn Jahren hunderte von Meilen östlich von Mali, in Kenia, gefunden hatten. Diese Entdeckung hatte Jack ursprünglich dazu veranlasst, wie viele andere Studenten seiner Generation auch, Paläanthropologie zu studieren.

Ricardo würgte und entlud eine Salve unverständlicher Grunzer und Ächzer in die Kotztüte. Jack kam der Gedanke, dass sich der *Homo sapiens neanderthalensis* – die letzte Spezies mit dicken Augenbrauenwülsten und einem kurzen, muskulösen Körperbau – so angehört haben müsste. Die Neandertaler hatten eine größere Hirnschale als die meisten modernen Menschen, schienen aber nicht über eine voll ausgebildete Sprachfähigkeit zu verfügen. Eigentlich zeigte der Homo sapiens eher mit Schimpansen eine genetische Ähnlichkeit als mit der ausgestorbenen Spezies Neandertaler. Vielleicht könnte man der modernen Menschheit die Schuld am Verschwinden der Neandertaler geben, wie die neuesten Beweise vermuten ließen, nach denen die beiden Spezies tatsächlich ein paar tausend Jahre nebeneinander existiert hatten. Niemand jedoch war sich sicher, denn selbst als harte Fakten ans Tageslicht gekommen waren, wichen die Interpretationen dieser Fakten weit voneinander ab. Die Paläanthropologie war keine unumstößliche Wissenschaft, und genau deswegen fand sie Jacks Gefallen. Er liebte die Unsicherheit. Für ihn stellte der Weltraum keine Grenze dar. Das tat nicht einmal der Ozean. Die letzte große Grenze war das Verstehen unserer Vergangenheit.

Die Paläanthropologie trägt in ihrem Herzen die grundsätzlichste Frage unserer Zeit: Wie kam unsere Spezies dazu, die Erde zu beherrschen? Die meisten Anthropologen glaubten, dass vor ein oder zwei Millionen Jahren Stämme des durch eine dicke Schädelwand gekennzeichneten Homo erectus von

Afrika fortgezogen waren und sich möglicherweise im Vorderen Orient, in Europa und in Asien niedergelassen hatten. Die meisten stimmten auch darin überein, dass etwa 30 000 v. Chr. die einzigen auf der Erde verbliebenen Hominiden die vollkommen modernen, als Homo sapiens bekannten Menschen gewesen waren. Bislang unbeantwortet blieb die Frage, was in der geheimnisvollen langen Zeit dazwischen geschehen war.

Für Jack bestand das besondere Geheimnis darin, wie unsere Spezies über Nacht aufgetaucht war – ohne irgendeine entscheidende Verbindung. Der Homo sapiens hatte sich nicht so einfach aus dem Homo erectus entwickelt. Es muss etwas Drastisches passiert sein – und das, während das Auge der Evolution nur einmal geblinzelt hatte. Der Homo sapiens war fast dreißig Zentimeter größer und hatte ein vorstehendes Kinn. Der Schädel erhob sich zu seiner größten Höhe bis über die Ohren hinaus, anders als der des Homo erectus, und wies nicht die starken Wülste an der Stirn auf. Die Zähne des Homo sapiens waren überraschend empfindlich, genauso wie, in Anbetracht seiner Größe, die Knochenstruktur. Wir wurden mit großem Kopf geboren und waren, mit einer kaum fünf Millimeter dünnen Schädeldecke, lange Zeit hilflos – im Gegensatz zu unseren Vorfahren mit dickem Schädel. Und schließlich die charakteristischen Merkmale der Intelligenz, des Bewusstseins von sich selbst, der Kultur und der Spiritualität – Wesenszüge, die dem Homo sapiens im Gegensatz zu den anderen Vorgängern eigen sind. Einfach ausgedrückt, hatte in der Zeit, die in der Evolution einer Millisekunde entspricht, ein großer Umformungsprozess stattgefunden – die märchenhafte Verwandlung eines Kürbisses in eine goldene Kutsche.

Aber warum?, fragte sich Jack. Und, was weit wichtiger war, wie?

Wie waren aus den begriffsstutzigen Vorfahren die Supermenschen hervorgegangen, die die Welt für immer änderten? Warum die sprichwörtliche Explosion in solch einer unendlich

kleinen Zeitspanne? Auf was war der überlegene Intellekt der menschlichen Rasse zurückzuführen? Dies herauszufinden hatte sich Jack geschworen.

Für ihn war die Genforschung der Schlüssel zu den wahren Ursprüngen unserer Spezies. Als die DNA-Wiederherstellungsverfahren immer ausgefeilter wurden, glaubte er, man könne mit ihnen die Gen-Geschichten der menschlichen Spezies vergleichen, um schließlich den Pfad zu entwirren, der bis in die Gegenwart führt.

Aber seine Trumpfkarte, sein absolut effektives Hilfsmittel der Interpretation, war sein Wissen über die menschlichen Mythen und sein Verstehen der technischen Ausbildung der Alten. Mit Hilfe dieses Wissens hoffte Jack das Geheimnis zu entwirren. Dieselben unorthodoxe Ideen hatten zu seinem Rausschmiss geführt. Dennoch hielt er an ihnen fest, weil sie ihm sinnvoll erschienen – ganz gleich, wie verrückt sie klangen.

Die Dogon

Das kleine Flugzeug stieg auf und durchflog ein paar vereinzelte Wolken. Als Jack unter sich eine imposante Gebirgskette erblickte, wusste er, dass sie schon ganz nah waren. Eingenistet zwischen dem hügeligen Flachland von Mali, gleich jenseits der Wasserscheide, lag das Gebiet der Dogon. Jack hatte damals seine zweite Reise nach Mali nur unternommen, um den kriegerischen Stamm zu erforschen. Er glaubte, dass ein Hinweis zu seiner sich neu entwickelnden Theorie in dieser seltsamen Kultur zu finden sei.

Er hatte weit mehr als ein halbes Jahr bei diesem Stamm verbracht und war ein enger Freund von Xwabatu geworden,

dem geistigen Führer des Stammes, der Jack die seit der Entstehung des großen Klans vor lausenden von Jahren unveränderten Mythen erklärt hatte. Ein Teil dieser Mythen enthielt wissenschaftliche Informationen über die Sterne, über die die heutigen Forscher nur staunen konnten. Zum Beispiel wussten die Dogon, dass ein enorm dichter Stern – den die westlichen Astronomen einen Weißen Zwerg nennen – Sirius alle 49,9 Jahre umkreist. Sie nannten diesen Stern Po Tolo und kannten sogar dessen genaue Dichte. Aber woher? Wie konnten die primitiven Dogon das wissen, wenn Alvan Clark diesen Po Tolo erst 1862 mit einem leistungsstarken Teleskop entdeckte? Weiterhin hatten die westlichen Wissenschaftler bis 1915 von der extremen Dichte der Sterne keine Kenntnis. Dieser Stamm wusste auch von den Satelliten des Jupiter und sogar, dass der Saturn von Ringen umgeben ist. Aber woher hatten sie all diese Einzelheiten?

Die Dogon hatten diese Informationen ohne fortschrittliche wissenschaftliche Ausrüstung gesammelt. Niemals hatten sie ein einfaches Teleskop besessen, und dennoch hatte der Klan das Wissen über Jahrtausende hinweg von Generation zu Generation weitergegeben. Die meisten Forscher steckten diese Tatsache lieber in die Schublade der »nicht berechenbaren« Anomalien. Jack konnte das nicht – deshalb hatte er sich so lange mit dem Stamm befasst. Für die meisten war er ein Experte in der Kultur der Dogon.

Während Jack das Gelände unter sich in Augenschein nahm, beugte er sich vor und tippte dem Piloten auf die Schulter.

»Wo ist der Landeplatz?«

Lachend zeigte der Mann nach unten auf etwas, das wie eine kleine staubige Straße zwischen zwei steilen Gebirgskämmen aussah.

»Nein, er hat gefragt, wo der Landeplatz ist«, wiederholte Ricardo.

Dieses Mal antwortete der Pilot dadurch, dass er die Cessna

in einen Sturzflug lenkte. Jack hielt sich eiligst am Rahmen fest, um nicht in die Plexiglasscheibe zu rutschen. Ein schneller Blick zu Ricardo zeigte, dass dieser weiß wie ein Gespenst war.

»Leb wohl, mein Freund«, brachte Ricardo gerade noch zwischen seinen Ave Marias hervor. Er legte seinen Kopf auf seine Arme und betete. Jack kämpfte gegen das Gefühl des Sinkens an und redete sich ein, dass er keine Angst hatte. Ein paar Augenblicke später jedoch sprach auch er das Vaterunser auf Spanisch bei dem Versuch, mit seinem verzweifelten Kollegen mitzuhalten.

Es dauerte ein paar Sekunden, bis Jack merkte, dass das Flugzeug noch intakt war. Der Staub legte sich nur langsam. Der Pilot kicherte vor sich hin und lenkte die Cessna zu einer kleinen Lichtung. Jack hatte leichten Respekt vor dem Geistesgestörten, der vor ihm saß.

Schließlich erstarb der Motor in einer Rauchwolke. Das Flugzeug hatte neben einer Strohhütte gehalten, die als Treibstofflager, zur Gepäckabholung und für die Luftfahrtkontrolle diente.

Die Tür klemmte, doch mit etwas Gewalt konnte Jack sie öffnen, und er setzte seine Füße langsam auf die gesegnete Erde. Er half dem schlaffen und zitternden Ricardo aus dem Flugzeug. Ein Dutzend dürre Hühner gackerten um ihre Füße herum, und ein paar ebenholzfarbene Frauen holten Wasser aus einem tiefen Brunnen. Einige hielten in ihren weichen schwarzen Armen ein schlafendes Kind. Jack erkannte ein paar Wörter – die Frauen sprachen in ihrer Muttersprache, nicht französisch. Er krempelte sich die Ärmel hoch, ein schnelles Zugeständnis an die trockene Hitze. O verdammt, wo ist bloß die Baseballmütze?, fragte er sich.

»Tut mir Leid«, sagte Ricardo.

»Was?«

Jack folgte Ricardos Blick auf seine Schuhe, die mit einem dünnen orangefarbenen Schleim überzogen waren. Eine neugierige Henne pickte an dem klebrigen Zeug.

»Oh, großartig.«

Ricardo nahm ein Taschentuch aus seiner Gesäßtasche und ließ es auf Jacks linken Fuß fallen. Jack schüttelte den Kopf. Ricardo brachte nur ein Achselzucken zu Stande. Als er anfing sich Ricardos Frühstück von den Schuhen zu wischen, überdeckte der starke, grasige Duft der nahen Ebenen den sauren Geruch des Mageninhalts. Er atmete tief ein und schloss die Augen. Der süße Geruch von Afrika.

Er war zurück.

Ein paar Sekunden lang blickte Jack über die schäbige Entschuldigung eines Landesplatzes. Die eklatante Armut Malis schockierte ihn immer aufs Neue. Ehemals ein Kolonialterritorium Frankreichs, war die kleine Republik eine der ärmsten Nationen der Welt. Kaum fünfzehn Prozent der Bevölkerung konnten lesen und schreiben, und die Lebenserwartung der meisten dieser Menschen lag nur bei vierundvierzig Jahren. Jack schüttelte den Kopf. Diese edlen Menschen kämpften unaufhörlich, verloren aber nie ihre Würde. Und wozu? Um ein halbes Leben zu leben. Das schien nicht fair zu sein.

Er und Ricardo hatten sich gerade im versöhnlichen Schatten der Hütte untergestellt, als Jack zwei zerbeulte Landrover bemerkte, die aus einem großen Fass mit Sprit aufgetankt wurden. Auf dem Armaturenbrett des ihnen zugewandten Rovers stand ein großes Schild mit seinem Namen – Dr. Austin. Jack marschierte, gefolgt von Ricardo, über das staubige Feld zu den beiden Fahrzeugen. Eine Person wurde von dem Schild verdeckt.

»Ich bin Dr. Austin«, sagte er.

Die Person trat vor. Abrupt blieb Jack stehen.

»Nicht mit mir. Mit mir macht ihr so was gefälligst nicht!«

Er drehte sich um und stürmte zum Flugzeug zurück.

Samantha schloss die Rovertür und hechtete ihm hinterher. »Jack, bitte! Hör mir doch wenigstens eine Sekunde zu!«

Jack hörte sie, ging deswegen aber nicht langsamer. Schnell näherte er sich der Cessna, um mit ihr nach Bamako zurückzufliegen. Er kam an dem vornübergebeugten Ricardo vorbei, der gerade wieder einen Übelkeitsanfall hinter sich hatte.

»Du bist tot«, sagte Jack zu ihm.

»Warte … Jack … ich kann das erklären …«

»*Deine* Ausgrabung?«, brummte er.

Samantha fing an zu rennen. »Jack, du hast bei den Dogon gelebt. Sie vertrauen dir. Und du wirst hier dringend gebraucht. Um Himmels willen, lass mich nicht betteln.«

Jack warf seinen Rucksack ins Flugzeug, griff nach der Flügelstrebe und zog sich hoch.

»Himmel, Arsch, Jack!«, schrie Samantha. »Wir haben den Schädel gerade gemessen – zweitausendeinhundert Kubikzentimeter!«

Jack erstarrte. In seiner Wirbelsäule spürte er ein Kribbeln. Sein Griff lockerte sich, und sein Bein tastete langsam nach dem Boden unter ihm.

Der Fund

Die zweistündige Fahrt zur Ausgrabungsstätte verlief, abgesehen von dem Getöse des Motors und dem Schleifen des Getriebes, die meiste Zeit ruhig. Jack hatte seinen Rucksack in den Rover geschmissen und schwieg. Samantha versuchte ein paar Minuten sich mit ihm zu unterhalten, nachdem sie den Landeplatz verlassen hatten, aber Jack gab zu verstehen, dass er etwas Zeit für sich brauchte. Nachdem sie an einigen Songhai-

Hirten vorbeigefahren waren, die ihre Ziegen zu einem Wasserloch trieben, schwieg auch sie, wofür Jack dankbar war.

Jack war ihr von Anfang an verfallen gewesen. Mit ihren dreiundzwanzig Jahren war sie, im Vergleich zu den meisten Graduate-Studenten in Princeton, wo sie eingeschrieben war, noch jung. Das erste Mal war sie ihm aufgefallen, als sie neben den Magnolienbüschen im geisteswissenschaftlichen Bezirk gelernt hatte, und sei es der süße Duft der Magnolienblüten gewesen oder die Art, wie sich die Sonne in ihrem hellbraunen Haar gefangen hatte, er hatte sich sofort von ihr angezogen gefühlt. Während er auf sie zugegangen war, hatte er seine Armbanduhr abgenommen und in die Tasche gleiten lassen – so hatte er sie nach der Zeit fragen können. In einem jener magischen ersten Momente – als sie mit ihren blauen Augen vom Buch aufgeblickt hatte – hatte Jack gewusst, dass es ihn erwischt hatte.

Es spielte keine Rolle, dass sie seine Frage nicht beantworten konnte, da sie keine Uhr anhatte. Genauso wenig hatte die darauf folgende seltsame Stille gestört, während der Jack sie einfach nur angestarrt hatte. Er erinnerte sich nicht an seine nächsten Worte, aber sie müssen dümmlich charmant gewesen sein, da sie gelacht hatte. An die wichtige Laborstunde, die er ausfallen ließ, um mit ihr etwas essen zu gehen, erinnerte er sich allerdings. Nachdem sie den Weg zum Café zurückgelegt hatten und Jack erfahren hatte, dass auch sie plante, ihren Doktor in Anthropologie zu machen, hatte er bereits gewusst, dass er sie haben oder sich bei dem Versuch zumindest zum Narren machen musste.

Jack hatte sich noch nie für einen Frauenhelden gehalten. Für ihn war die Arbeit weit angenehmer und stimulierender, als nach einem Rock hinterherzujagen. Und er wusste aus früheren Erfahrungen, dass ihn Beziehungen schnell ermüdeten. Aber in Samantha hatte er etwas gefunden, das er davor oder danach nie wieder erlebt hatte. Ihre Verbindung besaß die seltene

Mischung aus Leidenschaft und Freundschaft. Die beiden hatten eine spezielle Beziehung, gestärkt durch den gemeinsamen geistigen Glauben an die Wissenschaft und die Liebe zu ihr. Im zweiten Jahr ihres Doktorandenprogramms hatte er ihr einen Heiratsantrag gemacht. Ihre Verlobung sollte bis irgendwann nach Ende ihres Studiums dauern. Doch ein Jahr nach dem Abschluss ging die Sache langsam in die Brüche.

In Jack kam die alte Wut wieder hoch, und er entschied, nicht darüber nachzudenken. Zum Glück lenkte ihn obendrein Ricardo ab, nachdem sie den sanft dahinfließenden Niger über eine Hängebrücke überquert hatten, indem er auf die in der Ferne liegenden Hügelketten deutete. Sie waren fast da.

Am Fuß einer der Ketten, gleich hinter einer der weiten Savannen Malis, umgab ein ausgeklügeltes System von Zelten die Ausgrabungsstätte. Jack war von der Anzahl überrascht. Dies war in jeder Hinsicht eine große Ausgrabung, mit Sicherheit die größte, die Samantha je geleitet hatte. Der Rover wand sich durch das Labyrinth aus Zeltleinwänden und hielt neben einem großen Geländezelt.

Sieben hochmoderne Sonnenkollektoren, die einen starken Kontrast zu dem ursprünglichen afrikanischen Umland bildeten, sammelten die Sonnenenergie und übertrugen sie über dicke schwarze Kabel in das Zelt. Die Paneele konnten einige Spezialgeräte versorgen, und der erste Eindruck ließ vermuten, dass hier alles vorhanden war – das DNA-Analysegerät und das Kohlenstoff-Spektrometer zur Altersbestimmung. Ein paar Laptops standen im Freien auf einem Aluminiumklapptisch, und hinter dem Zelt war eine Satellitenschüssel zum Senden aufgestellt worden.

Wer auch immer sich als Geldgeber betätigte, war auf keinen Fall ein Pfuscher.

»Das ist ja riesig hier, Samantha. Du musst dich wie im siebten Himmel fühlen«, wollte Jack nur denken, nicht laut von

sich geben.

»Das kann man wohl sagen. Möchtest du schnell einen Rundgang machen?«

»Ich möchte *das Fossil* sehen.«

Samanthas Vorstellung müsste warten. Jack war es bislang schwer gefallen, seine Begeisterung zu verbergen, aber jetzt konnte er sich nicht mehr zurückhalten. Ein Schädel mit einem Volumen von zweitausendeinhundert Kubikzentimeter war größer als alles bisher Gefundene – sogar größer als die Gehirnschale der Neandertaler. Als er hinter ihr den sanft ansteigenden Pfad hinaufging, verschwand alles andere aus seinem Bewusstsein. Sie hatte etwas in einer Höhle gefunden, das ihn möglicherweise bestätigte.

Sie näherten sich dem Felsüberhang, dem Eingang zu einem Höhlensystem an der Nordostkette. Samantha führte Jack und Ricardo an mehreren Dogon-Arbeitern vorbei, die nur kurz innehielten, um den Neuankömmling in Augenschein zu nehmen, bevor sie ihre Körbe mit Erde ausleerten. Die beiden weißen, jeweils mit einer AK-47 Automatik bewaffneten Männer erhoben sich, als sich Samantha dem mit einem Seil abgetrennten Eingang näherte.

»Er ist in Ordnung. Danke«, sagte Samantha zu dem Größeren.

Sie hielt das Seil für Jack und Ricardo hoch. Jacks Augen brauchten eine Weile, um sich an die Dunkelheit zu gewöhnen, aber in der Zwischenzeit reichte ihm Samantha einen Helm mit Lampe.

Sie folgten den drei hüpfenden Lichtkegeln in den hinteren Teil der Höhle, wo Jack die kleine Öffnung bemerkte. Ein zackiger Spalt verbarg sich hinter einem vorstehenden Felsen.

»Einer unserer Arbeiter hat ein neues Höhlensystem entdeckt, während wir am hinteren Teil gegraben haben«, erzählte Samantha. Dann legte sie sich auf den Bauch und kroch mit dem Kopf voraus durch das Loch.

Ricardo lächelte. Er wusste, was dies für Jack bedeutete, und zeigte darauf. »Nach dir, *amigo*.«

»Danke.«

Jack brauchte nur ein paar Sekunden, um seine nicht gerade schmalen Schultern an die Größe des Lochs anzupassen. Er quetschte sich durch die Öffnung und zog sich in die nächste Kammer hinein. Hier war es dunkler, enger. Jack verbreiterte den Strahl seiner Helmlampe, um die schwarze Leere auszufüllen. Nur ganz wenig Licht drang durch das kleine Loch hinter ihm. Vom Staub getrübt, beleuchtete der gelbe Kegel mehrere Bereiche der Wände. Eine Zeltplane verdeckte die hintere Seite, die von einem Rahmen aus Holzbrettern gestützt wurde.

Jack bemerkte riesige Falten aus vulkanischem Gestein. Einige Augenblicke betrachtete er die dunkleren Übergänge. Sikasso, der schlafende Vulkan, fünfzehn Meilen westlich der Ausgrabungsstätte, könnte die Ursache dafür gewesen sein, obwohl sich Jack nicht sicher war. Die Vulkanaktivität in den tieferen Bereichen des Höhlensystems könnte auch von einer einfachen Spalte stammen. Eine Quelle schmelzflüssigen Gesteins. Möglicherweise ziemlich jung, geologisch ausgedrückt.

»Wir haben die Vulkanschicht auf ein Alter von dreißig- bis fünfzigtausend Jahren bestimmt. Es war ein Rinnsal.«

Jack schüttelte den Kopf. Er und Samantha hatten immer die unheimliche Gabe besessen, gegenseitig ihre Gedanken zu lesen.

»Wir haben es in einer Schicht aus denselben Vulkanablagerungen gefunden«, fuhr Samantha fort, während sie dem rundlichen Ricardo vom harten, mit Kies bedeckten Boden aufhalf. »Es war ein Geschenk. Es ist vollständig erhalten.«

Sie führte die beiden Männer zur Zeltbahn gleich hinter einem mit einem Seil abgesperrten Abschnitt der Höhle.

»Es besteht kein Grund, voreilig Schlüsse zu ziehen, Sam. Das erregt nur die Gemüter.«

Jack wollte wirklich nicht herablassend klingen, aber Samantha bekam diesen gewissen Blick. Er wusste, dass sie sich ärgerte. Sein Kommentar förderte die Erinnerung an eine peinliche Situation zu Tage, unter der sie während ihres ersten Vor-Ort-Einsatzes gelitten hatte, nachdem sie »Dr.« Colby geworden war. In ihrer Eile, sich einen Namen zu machen, hatte sie von der Entdeckung eines gut erhaltenen Schädels eines Australopithecus afarensis, dem zweifüßigen Affen, berichtet. Aber Samantha hatte auch einen intakten Oberschenkelknochen gefunden, der dem Gang auf zwei Beinen dieser Spezies widersprach. Es war ein erstaunlicher Fund gewesen, und sie hatte sich nahezu achtzehn Monate in ihrem Ruhm geaalt – bis ein Kollege nachwies, dass der Knochen nicht vom Australopithecus stammte. Er gehörte zu einer ganz anderen, früheren Affenspezies, von der anschließend viele Überreste an derselben Ausgrabungsstätte gefunden worden waren. Der Fehler hatte Samantha sehr zu schaffen gemacht.

»Es tut mir Leid«, entschuldigte sich Jack, allerdings ohne großen Nachdruck. »Es ist bloß … hast du eine Ahnung, was für eine Lawine du damit lostrittst?«

Samantha griff nach der langen Zeltplane und raffte sie mit ihren schmutzigen Fingern zusammen.

»Genau das ist der Punkt, Jack. Nicht ich trete sie los«, sagte sie, »sondern *er* …«

Sie riss die Zeltbahn zurück und ließ sie auf den Boden fallen. Jack musste seine Entgegnung runterschlucken. Ihm wurde heiß, und sein Mund schien von einer Sekunde auf die andere auszutrocknen.

»Mein Gott.«

Vor lauter Staunen konnte er das perfekt erhaltene Skelett nur anstarren, das in der Vulkanasche vor ihm lag. Im Schein der drei Helmlampen war die gesamte Form erkennbar, genug, um selbst den standhaftesten Skeptiker umzuhauen. Und die Form war eindeutig menschlich, allerdings nicht so hart, eher

engelhaft.

Jack betrachtete sich den Schädel. »Der Kopf«, flüsterte er.

»Größer als der des Homo sapiens«, sagte Samantha, »aber zu zerbrechlich für den des Neandertalers.«

Der Schädel war zu groß, um von einem Menschen zu stammen, und angesichts der Augenhöhlen mussten auch die Augen größer gewesen sein. Vorsichtig fuhren Jacks Finger den vollkommen erhaltenen Knochen die Hüfte hinauf und die Wirbelsäule entlang. Das Skelett musste ungefähr zwei Meter groß sein.

»Es ist größer als von den Hominiden, die wir kennen«, sagte Samantha.

Sprachlos starrte Jack auf das Skelett. Er strich über einen der gebeugten Arme bis zur Hand, wo er nur vier Finger zählte. Vier Finger? Eine Sekunde lang dachte er, er würde umkippen.

»Die Knochen sind anatomisch korrekt«, erklärte Samantha. »Diese Spezies aber hatte nur vier Finger.«

Ricardo legte seine Hand auf Jacks Schulter. »Ich hab's dir ja gesagt, mein Freund.«

Im Takt seines pochenden Herzens durchwühlte er im Geist die früheren Funde. Plötzlich war der Zyniker und Rebell wieder zum kleinen Kind geworden. Er schien hundert Fragen gleichzeitig zu stellen. Habt ihr eine DNA-Analyse gemacht? Was hat die Kohlenstoffuntersuchung ergeben? Habt ihr sie mit den Ablagerungen verglichen? Jack gab Samantha kaum Zeit, eine Frage zu beantworten, bevor er schon die nächste stellte. Doch ein Teil in ihm erlaubte ihm noch nicht zu glauben.

Er sah sich die komplizierteren Teile des Skeletts genau an und stellte die nächste logische Frage. »Woher wisst ihr, dass es keine bisher unentdeckte menschliche Spezies ist?«

Die Frage war keineswegs herablassend. Schon eine neue menschliche Spezies zu finden wäre für jeden Paläanthropologen die Erfüllung eines unglaublichen Traums. Aber das hier würde alles in den Schatten stellen.

»Weil wir gerade erst die Testergebnisse über etwas anderes erhalten haben, das wir gefunden haben. Ein großes Objekt – es lag direkt unter dem linken Oberschenkel.«

»Ein Gegenstand?« Neugierig trat er näher.

»Es besteht aus einem Element, das es hier nicht gibt.«

»In Afrika?«

Samantha machte eine kleine Pause, bevor sie sagte: »Auf der Erde.«

Das Objekt

In Jacks Kopf drehte sich alles. Die drei Zigaretten, die er sich geschnorrt und auf dem Weg zum großen Geländezelt geraucht hatte, konnten dagegen auch nicht viel ausrichten. Er muss schizophren gewirkt haben, als er Samantha auf dem ganzen Weg zurück etwas vorgebrabbelt hatte. Was hatten sie noch gefunden? Die eine Hälfte seines Gehirns war mit der erhitzten Unterhaltung über die Verzweigung des Fundes beschäftigt. Die andere steckte in einer Endlosschleife – festgehakt an einem Wort, das ihm durch den Kopf hallte. Ihn verwirrte. Ihn erregte …

Außerirdische.

Er hatte den Schock erwartet. Nicht erwartet hatte er das Gefühl, das in ihm ausgelöst wurde und so vollkommen anders war als das, das er sich vorgestellt hatte. Jack hatte diese Szene schon tausende Male im Geiste vor sich gesehen – er hatte sich immer getraut, so etwas zu glauben. Ein großer Teil seiner Arbeit basierte auf der Idee, dass Außerirdische unseren Planeten vor Urzeiten besucht und den Erdbewohnern vielleicht technische Wunder mitgebracht hatten. Es war die einzige Theorie, die so viele wissenschaftliche Geheimnisse

erklären konnte. Eine, die die Legende einer *Quelle* plausibel machte. Seltsamerweise überkam ihn nicht die Befriedigung, die er bei der Entdeckung schlüssiger Beweise für die Existenz Außerirdischer erwartet hatte. Es drängte ihn nicht, zum Telefon zu rennen und die Nachricht selbstgefällig den gleichen Kollegen unter die Nase zu reiben, die ihn ausgelacht hatten. Er empfand noch nicht einmal Erleichterung dabei, dass er Recht hatte. Er war lediglich erstaunt über eine Welt, mit der er sich jetzt seltsamerweise weit verbundener fühlte.

Dann waren wir also nicht allein.

Ricardo blickte gleichermaßen erstaunt. »Seit wann hast du die Ergebnisse?«

»Seit gestern.«

Die drei Wissenschaftler gingen an weiteren schwer bewaffneten Männern am Eingang zum Feldlabor vorbei. Einer war weiß und hatte einen etwa eine Woche alten Bart. Samantha nannte ihn Baines. Die anderen beiden erkannte Jack sofort als Zulus aus dem großen Bantu-Stamm in Südafrika. In dieser Situation machten all die Sicherheitsvorkehrungen einen Sinn. Samantha hatte schon immer unter dem Verfolgungswahn gelitten, dass jemand eine ihrer Ausgrabungen stören könnte. Aber in diesem Fall vermochte er ihr keinen Vorwurf zu machen. Nicht bei einem Fall von solch unglaublichem Ausmaß, mit solch überwältigenden Auswirkungen.

Im Gegenteil, er dankte ihr sogar.

Samantha blieb stehen und blickte ihm in die Augen.

»Dafür, dass du mich hieran beteiligst«, meinte er nach einem Moment des Schweigens.

Seine plötzliche Dankbarkeit schien sie zu verblüffen. »Nun, ich kann nicht behaupten, dass es vollkommen selbstlos war. Ich brauche dich hier wirklich.« Sie betraten das Zelt. »Du wirst es nicht glauben«, sagte sie, während sie ein Vorhänge – schloss von einer großen Aluminiumkiste öffnete. Die wenigen Sekunden, die sie mit dem Schloss beschäftigt war, kamen Jack

wie Stunden vor. Schließlich schnappte es auf. Samantha klappte zwei Verschlüsse nach oben und hob langsam den Deckel.

Strahlendes Licht tanzte um ein metallisches Objekt in der Kiste. Jacks Pupillen zogen sich zusammen und versuchten die starke Reflexion auszugleichen. Nach einem kurzen Moment konnte er wieder sehen.

Aber er traute seinen Augen nicht.

»Zwei der Finger des Skeletts hielten es noch immer fest«, erzählte Samantha.

Jack untersuchte das metallische Artefakt. Nie zuvor hatte er eines gesehen, das so leuchtete. »Hast du es angefasst?«, fragte er, als seine Hände über die kalte, glatte Oberfläche fuhren.

»Nur zu, mein Freund. Es ist ziemlich stabil«, schaltete sich Ricardo ein, als Jack das Objekt aus der Kiste ob. »Und schwer!«, rief er und hechtete nach vorn, um es zu halten. Jack hatte es beinahe auf den staubigen Boden fallen lassen.

»Würde ich auch sagen.«

Gemeinsam bannten sie die Gefahr, und Jack legte das Artefakt auf den Tisch.

Das Objekt war ein gleichschenkliges Dreieck ungefähr von dem Umfang einer großen Servierplatte. Es war so groß wie die Tiara des Papstes und etwa fünf Zentimeter dick. Entlang der beiden von der Spitze des Dreiecks nach unten verlaufenden Seiten leuchteten exakt eingravierte Zeichen, die an ägyptische Hieroglyphen erinnerten. Jack hatte keine Ahnung, was sie bedeuteten. Doch im nächsten Augenblick wurde seine Aufmerksamkeit auf etwas weit Interessanteres am Fuß des Dreiecks gelenkt. Genau in der Mitte der Unterkante leuchtete eine dunkle halbkreisförmige Einlage wie eine halbe schwarze Sonne, die sich über den Horizont erhob. Die Einlage war mit einem dünnen durchsichtigen Schild abgedeckt.

»Wir haben die halbkreisförmige Einfassung analysiert«, erklärte Samantha. »Unterhalb dieser kristallinen Platte befin-

det sich reines Beryllium.« Jack wusste, dass es in den Hügeln der Tiefebene Malis reiche Berylliumvorkommen gab. Sie waren eine der wenigen natürlichen Ressourcen des Landes. »Der Rest besteht ausschließlich aus einem unbekannten Element. Hier, sieh dir das an.«

Samantha reichte Jack eine Spektralanalyse des Objekts. Es war eine Grafik. Spitzen unterschiedlicher Länge schossen auf dem Diagramm von unten nach oben und zeigten die Werte verschiedener Eigenschaften wie Dichte und Molekularstruktur. Eine davon war mit rotem Wachsstift eingekreist.

»Es ist möglicherweise mit Titanium am nächsten verwandt. Aber wir sind ziemlich sicher, dass nichts dergleichen auf der Erde existiert«, sagte Samantha.

Jack nahm das alles in sich auf. Das Blatt zitterte leicht in seiner Hand, als er die unirdischen Eigenschaften des Metalls überflog.

»Weißt du … äh … weißt du, was das bedeutet?«, fragte er.

»Ja«, antwortete Samantha, und ein breites Lächeln zeigte sich auf ihrem Gesicht. Sie wusste genau, was es bedeutete.

»Wir haben gerade die Existenz außerirdischen Lebens nachgewiesen«, meinte Ricardo. »Außerirdisches Leben … *auf der Erde.*«

Jack legte seine Arme um Ricardo und klopfte ihm auf den Rücken. Dies ging über alle Worte hinaus. Er hielt seinen Freund fest umschlungen. Es war jedem in diesem Zelt klar – mit Ausnahme des großen Zulus, der den Eingang zum Labor bewachte –, was dies für Jack bedeutete.

Nach einer Weile ließ Jack Ricardo wieder los. »Die alten Dogon *müssen* ihre astronomischen Daten von den Außerirdischen haben«, sagte er aufgeregt. »Dies könnte den tatsächlichen Kontakt beweisen!«

»Wir können immer noch nicht sicher sein, ob eine konkrete Interaktion stattgefunden hat«, räumte Samantha ein. »Aber wenn ja – nun, dann lässt sich gar nicht sagen, welchen Ein-

fluss die Außerirdischen auf die frühen Menschen womöglich gehabt haben.«

Jack bekam glasige Augen.

»Ich hab's dir ja gesagt, *amigo*«, meinte Ricardo wieder. »Nichts anderes hätte mich veranlassen können, in diesen fliegenden Sarg zu steigen.«

Jack konnte nicht verstehen, warum sich Samantha Gedanken darum machte, dass er im Geländezelt bleiben wollte. Vielleicht war es reine Kontrolle oder ihre Paranoia, dass er mit dem Artefakt abhauen und behaupten könnte, es sei sein eigenes. Was auch immer der Grund war, es erinnerte ihn daran, unter welcher Spannung ein großer Teil ihrer Beziehung gestanden hatte. Er brauchte eine Viertelstunde, um sie davon zu überzeugen, dass er sich nicht so lange ausruhen müsse, wie sie dachte. Da Jack chronisch unter Schlaflosigkeit litt, wusste er, dass er ohnehin nur zu einem Nickerchen fähig sein würde, und das Geländezelt war genau richtig dafür. Für ihn war es fast unmöglich, seine Gedanken auszublenden – besonders wenn die Dunkelheit den größten Teil der Wahrnehmung ausschaltete.

Nach allem, was sein Gehirn in den letzten achtundvierzig Stunden durchflutet hatte, beunruhigte ihn besonders eine Sache, was das Artefakt betraf.

Irgendwie … kam es ihm bekannt vor.

Jack öffnete sein abgenutztes, in Leder gebundenes Notizbuch, das ihn schon rund um den Globus begleitet hatte. Er blätterte zum Ende und brachte einen neuen Eintrag mit den Daten und Koordinaten der letzten GPS-Messung zu Papier. Danach schrieb er Samanthas Namen, kramte aus seiner verschlissenen Reisetasche ein paar Farbstifte heraus und begann das Artefakt zu zeichnen.

Er hatte bei seinen zeichnerischen Übertragungen ziemliche Fähigkeiten entwickelt, und manch einer hielt ihn für einen

Künstler. Schon in seiner Kindheit hatte er gern gezeichnet, besonders Skelette an Halloween. Jack fragte sich, ob dies bereits die ersten Hinweise auf den späteren Mann gewesen waren. Die Faszination eines kleinen Jungen für Halloween und Skelette – waren sie die keimenden Zeichen für seine zukünftige Karriere als Paläanthropologe? Jack hatte erst vor kurzem ein Buch von Dr. Rupert Sheldrake zu Ende gelesen, das ihn tief beeindruckte. Es forderte die Grundannahmen der modernen Wissenschaft heraus – weswegen Jack es so packend fand.

Sheldrakes These war, dass alle natürlichen Systeme, von den Kristallen bis zur menschlichen Gesellschaft, ein kollektives Gedächtnis erben, das ihre Form und ihr Verhalten beeinflusst. Was Wissenschaftler bei Tieren »Instinkt« nennen, sei nicht chemisch oder biologisch an ein Tier gebunden, schrieb Sheldrake. Es sei die Gegenwart der Vergangenheit, das Gedächtnis aller anderen Tiere derselben Spezies, aus dem dieses eine Wesen genährt wird.

Es handelt sich hierbei nicht um eine Energieübertragung von einem System zu einem anderen, sondern vielmehr um eine nicht-energetische Übertragung von Information, weswegen sie sich mit Hilfe der konventionellen Physik schwer nachweisen lässt. Alle Vorfahren einer Spezies bilden ein kollektives Gedächtnis, das von dem einzelnen Wesen in der Gegenwart geerbt wird. Es hilft bei der Entwicklung des Verhaltens und selbst der physischen Form.

Sheldrake wurde von unterschiedlichen Seiten unterstützt. Wilder Penfield, der große Neurophysiologe und einer der bedeutenden Führer auf dem Gebiet der Gedächtnisforschung, hatte die Welt davon überzeugt, dass sich das menschliche Gedächtnis in Form von »Gedächtnisspuren« irgendwo im Gehirn wiederfinden lasse. Zehn Jahre nach seiner berühmten These von 1951 widerrief er alles und behauptete, die Idee, das Gedächtnis müsse sich physikalisch auf der von ihm bezeich-

neten »Gedächtnisrinde« lokalisieren lassen, sei falsch.

Könnte es sein, fragte sich Jack, dass das Gedächtnis gar nicht im menschlichen Geist gespeichert wird? Könnte das Gedächtnis in einer parallelen Dimension existieren, einer, die nichts mit den physikalischen Eigenschaften gemeinsam hat? Könnte die Vergangenheit einen direkten Einfluss auf die Gegenwart ausüben? Auch wenn der Gedanke begrifflich schwer zu fassen ist, erklärt er doch, wie sich bestimmte Verhaltensmuster in Tieren entwickeln. Er erklärt, warum Menschen zur selben Zeit dieselben Ideen haben, warum Jacks spätere Berufswahl als Paläanthropologe schon während seiner Kindheit von seiner Faszination für Skelette beeinflusst wurde. Kein Wunder, dass es so schwer ist, sich von der Vergangenheit fortzubewegen, dachte Jack. Die Vergangenheit – emotional – zu begraben tut weh, weil es die Vergangenheit *jetzt* gibt und sie mit uns so stark mitschwingt wie die Gegenwart, ob wir uns dessen bewusst sind oder nicht.

Psychologen wissen schon seit langem, wie sich emotionale Wunden in Kindern anhaltend auf den Erwachsenen auswirken können. Aber mit Sheldrakes These lässt sich erklären, warum es so schwierig ist, diese Wunden zu heilen.

Während Jack das Artefakt zeichnete und sich die seltsamen Symbole entlang der Seiten genauer ansah, hatte er plötzlich das unheimliche Gefühl eines Déjà-vu. Er blätterte zurück zu seinen vier Jahren alten Aufzeichnungen über die Dogon, aber er konnte keines der Symbole unterbringen. Nach einer halben Stunde der Verwirrung gab sich Jack damit zufrieden, einfach die Skizze des Objekts zu beenden und die Daten von Samanthas Analyse zu übertragen.

Jack war erschöpfter gewesen, als er gedacht hatte. Als er das nächste Mal nach seinem Buch griff, warf die Sonne bereits einen orangefarbenen Schein gegen die Ostseite des Zelts. Jack rieb sich die Augen. Er musste geschlafen haben, und wie es

aussah, mehrere Stunden.

Er stand auf und blickte sich um. Zwei Schatten vor dem Zelt nippten an ihrem Kaffee. Als einer sich umdrehte, konnte er ein Automatikgewehr erkennen. Aber diese Männer hier waren kleiner als die drei, die das Feldlabor vorher bewacht hatten. Während der Nacht muss ein Wachwechsel stattgefunden haben. Der von den Bechern aufsteigende Dampf weckte auch in ihm die Lust auf einen Kaffee. Er hatte den starken westafrikanischen Kaffee, der ihm an vielen Morgenden während seiner letzten Expeditionen durch dieses Land Trost gespendet hatte, richtig lieben gelernt.

»Du redest immer noch im Schlaf.«

Samantha saß hinter dem Kohlenstoff-Spektrometer mit zwei Tassen Kaffee in der Hand. Es war ein großartiges Gefühl, sie zu sehen. Ihre Gegenwart im Morgengrauen versetzte Jack zurück in die Studienzeit. Immer hatte sie am Morgen am verführerischsten ausgeschaut.

Jack ging zu ihr hinüber. »Ich hoffe, ich habe mich nicht selbst belastet.«

»O doch, das hast du.«

Samantha hatte ihn am Morgen immer mit einer Zusammenfassung seiner nächtlichen Äußerungen erfreut. Manchmal war es absurdes Geschwätz während eines Traums gewesen. Andere Male hatte sie ihn mit der Erzählung einer Theorie überrascht, die sich offensichtlich gerade erst in seinem Kopf formte. Und wieder andere Male hatte sie ihn einfach mit einem Knuff geweckt. Eine leidenschaftliche Nacht mit einer Frau, die ganz anders hieß, passte ihr überhaupt nicht in den Kram.

Er hatte jedoch schnell gelernt, das Beste aus seinen nächtlichen Gewohnheiten herauszuholen. Oft war er vor ihr aufgewacht, hatte sie leicht gestupst und angefangen zu murmeln. Als er gewusst hatte, dass sie wach war und zuhörte, hatte er bis zum Sonnenaufgang Süßholz geraspelt. Es hatte ihr gut

getan. Dann hatte sie ihm zärtlich übers Haar gestreichelt, während er vorgegeben hatte zu schlafen.

Er vermisste das.

Er vermisste sie.

»Nichts ist so wie früher, oder?«, sagte sie, während sie ihm die Tasse reichte.

»Nein, nichts.«

Jack war nicht sicher, ob sie den Kaffee oder sich meinte.

Jack beendete sein Frühstück aus hartem Brot und Süßkartoffeln in der Höhle, während er das Skelett zeichnete. Samantha stimmte zu, das er es im vorgefundenen Zustand zeichnen sollte, bevor sie ihren ausgeklügelten Plan zur Ausgrabung des wertvollen Teils und dessen Transport zum Feldlabor in die Tat umsetzen würde. Nervös blickte sie über seine Schulter.

»Das ist fast zu schön, um wahr zu sein«, sagte er.

»Ich weiß, ich weiß. Sieht so aus, als wäre die ganze Sache vorherbestimmt gewesen. Die Vulkanasche hat das Skelett perfekt konserviert. Genau wie in Pompeji.«

Jack dachte darüber nach, wie leicht ihnen die Natur die Entdeckung hätte rauben können. War der Außerirdische im Freien gestorben, oder war er geologisch durch die dauernden Erdverschiebungen genau hierher gelangt? Wäre er der Luft oder anderen Elementen ausgesetzt gewesen, hätten die Moleküle, aus denen die Knochen bestanden, aufgehört, in ihrer jetzigen Form zu existieren.

Die Konservierung des Skeletts könnte Absicht gewesen sein, überlegte er.

»Worauf blicken wir geologisch gesehen?« Er sprach über die Eruption, die das Schicksal des Außerirdischen besiegelt hatte.

»Wir haben berechnet, dass die Vulkanaktivität zweiunddreißigtausend Jahre zurückliegt. Plus/minus ein paar tausend.«

»Vor zweiunddreißigtausend Jahren«, murmelte Jack zu sich

selbst. Er schlug etwas in seinem Buch nach, dann betrachtete er das Skelett mit seiner Handlupe genauer. »Sieht aus, als wäre unser Freund ordentlich geröstet worden. Habt ihr diese Harze schon untersucht?«

Samantha fühlte sich leicht in der Defensive. Sie hasste es, belehrt zu werden, was sie an ihrem Ton merken ließ. »Natürlich haben wir das. Er starb eindeutig während der Vulkanaktivitäten. Vielleicht ganz plötzlich, nach der Position der Wirbelsäule zu urteilen.«

Jack musterte den mit einem Wachsstift gezogenen Strich in der Form eines Dreiecks unterhalb der rechten Hand des Skeletts.

»Die halbkreisförmige Einfassung in dem Objekt – du hast gesagt, es enthalte Beryllium.«

»Reinheit von 99,8 Prozent.«

Wieder schrieb Jack. Samantha hasste es, wie er Dinge für sich und in diesem verdammten Buch festhielt. »Was denkst du?«

»Dass dieses Artefakt Elemente raffinieren kann, ganz gleich, wozu es sonst noch diente. Es gibt eine Menge konzentriertes Berylliumerz in Mali, aber nicht in dieser Reinheit.«

»Das heißt doch nicht notwendigerweise, dass er das Ding zum Raffinieren verwendete. Genauso gut könnte es ein Behälter sein. Für den Raffinierungsprozess könnte ein anderes Objekt verwendet worden sein.«

»Gute Überlegung«, räumte Jack ein. »Sie könnten das Beryllium als Treibstoff für dieses Ding gebraucht haben … was auch immer es ist.«

»Und wenn sie das Erz raffiniert haben, wette ich, dass unser fossilierter Freund hier war, um das Zeug zu sammeln. Man müsste schon bis nach Südafrika runter, um Beryllium in einer annähernd gleichen Konzentration zu finden wie in Mali«, fügte Samantha hinzu.

Das »er«, das sie zur Beschreibung des Skeletts verwendete,

war möglicherweise korrekt – vorausgesetzt, ein paar Aussagen über die tierische Gattung auf Erden ließen sich auch auf diese Gattung hier übertragen. Das Skelett wies entschiedene menschliche Eigenschaften auf. Der Abstand der Beckenknochen deutete auf einen männlichen Vertreter hin. Ein weibliches Becken hätte viel hohler und breiter und die Schambeinfuge so geformt sein müssen, dass sie eine Geburt ermöglichte.

»Ich weiß nicht, ob wir jemals sicher sein werden, wozu das Objekt verwendet wurde«, meinte Jack. »Aber ich sag dir eins: Das Artefakt ist absolut…«

»… unbezahlbar.«

Jemand hatte Jacks Satz beendet, aber es war eindeutig nicht Ricardo. Jack drehte sich um. Ein Mann mit stechend blauen Augen starrte durch eine teure Brille auf ihn herab. Das Silbergestell betonte die grauen Strähnen in seinem fließenden Haar. Obwohl er fürs Gelände gekleidet war, hatte der Mann offensichtlich Geld. Er könnte als älteres männliches Model durchgehen, als Aristokrat oder Gentleman, wenn man ihn nicht kennen würde.

Aber Jack wusste, wer der Mann war. Und das Wissen machte ihn krank.

Dorn

Jack hatte gehofft, Benjamin Dorns südafrikanischen Akzent nie wieder hören zu müssen. Er hatte keine Ahnung, dass Samantha noch mit ihm zusammen war, hätte es sich aber denken können. Samanthas Ausgrabungen waren nie selbst finanziert, und diese teure Operation konnte keine Ausnahme sein.

Jack hatte drei Jahre nach seiner Trennung von Samantha

von Dorn über das populäre Wissenschaftsmagazin *Earth* erfahren. Darin war ein Foto von ihm gewesen, wie er mit Samantha, einen Arm um ihre Schultern gelegt, vor einer Ausgrabungsstätte in Südostchina stand. Jack erinnerte sich an seine nagende Eifersucht, als er von ihrer Arbeitsbeziehung gelesen hatte, die bald darauf zu einer Romanze erblüht war. Seine Eifersucht hatte ihn überrascht – in Anbetracht dessen, wie viel Schmerz und Wut er noch, was Samantha betraf, empfand. Jack war sich nicht sicher, was er über ihre neue Liebe denken sollte. Dorn war intelligent und reich.

Erst ein paar Monate zuvor hatte Jack zum Glück entdeckt, wie hässlich der Mann hinter seinem polierten Furnier war. Ein Journalist und Freund von Jack hatte in der *Newsweek* einen Artikel über Saddam Husseins unverschämten Ausbau seines Waffenlagers geschrieben. Ein dazugehöriger Artikel enthielt ein Expose über Männer, die ein Vermögen mit dem Verkauf von Kriegsausrüstung an den Meistbietenden gemacht hatten.

Einer jener Männer war Dorn gewesen. Jack hatte seine Informationen durch eine Nexis-Suche vervollständigt. Dorn hatte im internationalen Waffengeschäft ein Vermögen verdient. Er war ein gerissener Geschäftsmann, der seine Reichtümer aus den Waffenverkäufen für den Erwerb legaler und gesellschaftlich anerkannter Unternehmen einsetzte. Er besaß ein großes Minenkonglomerat in Afrika und sogar ein Pharmazieunternehmen, die Helix Corp., die drittgrößte Biotech-Firma in den USA.

Dorn hatte zwei von Samanthas Ausgrabungen finanziert. Jack wusste, dass Dorn dies als Versuch zu seiner Legitimation und als erstklassigen Zeitvertreib betrachtete. Abgesehen davon, wer könnte ihm vorwerfen, dass er als alter Knacker eine Frau wie Samantha aushielt? Für Dorn waren neue wissenschaftliche Funde eine Möglichkeit, zu Prestige in Kreisen zu gelangen, zu denen er sonst keinen Zugang gehabt hätte. Jack war sich bewusst, dass er und Dorn eines gemeinsam

hatten: in der Welt der Wissenschaft waren sie beide Außenseiter.

Vielleicht war es die von Schatten überzogene Vergangenheit als Waffenhändler oder seine Arroganz, aber Jack verabscheute diesen Mann. Die Tatsache, dass Dorn eine Frau liebte, die Jack einmal hatte heiraten wollen, verstärkte die Verabscheuung noch.

»Welch eine Freude, Sie hier zu haben«, begrüßte ihn Dorn. »Ich bin selbst gerade erst zurückgekommen.« Er drehte sich zu Samantha. »Ich habe die großartigen Neuigkeiten über die Testergebnisse gehört.«

Jack blieb schweigend stehen.

»Ben finanziert das hier alles«, erklärte Samantha. »Er war sehr nützlich bei den Verhandlungen mit der Regierung von Mali.«

Jack zwang sich zu einem Lächeln. »Kann ich mit dir im Labor ein paar Sachen durchsprechen?«

»Klar«, antwortete sie. »Würdest du uns für einen Moment entschuldigen?«

»Selbstverständlich«, sagte Dorn. Sein Grinsen, dachte Jack, bedeutet nur Übles.

Wütend marschierten Jack und Samantha durch das Lager und registrierten nur kurz einen Streit zwischen ein paar Dogon. Die Arbeiter schienen so erregt wie Jack zu sein. Er schwieg, bis sie durch den Zelteingang getreten waren.

»Ich kann nicht glauben, dass du mir nicht erzählt hast, wer das hier bezahlt«, fing Jack an. »Der Mann ist ein Waffenschmuggler.«

»*Händler*. Und daran ist nichts Illegales«, erwiderte sie. »Abgesehen davon, ist er schon lange nicht mehr im Geschäft. Das weißt du.«

»Du machst dich zur Nutte, Samantha. Das hast du schon immer getan.«

Seine Worten taten weh. In ihnen steckte aber auch ein bisschen Wahrheit, und das wusste Samantha.

»Willst du damit sagen, du wirst dich nicht daran beteiligen?«

»Ich will damit sagen: entweder er oder ich.«

Jack starrte Samantha an, bis Dorn plötzlich das Zelt betrat.

»Ist schon in Ordnung. Wenn Sie wollen, dass ich für eine Weile verschwinde, dann gehe ich«, sagte Dorn und gab damit zu erkennen, dass er ihre Unterhaltung mitgehört hatte. »Ich habe sowieso noch ein paar Geschäfte in Kapstadt zu erledigen. Ich könnte in einer Woche zurück und wieder mit von der Partie sein.«

»Das werde ich auf keinen Fall zulassen. Das ist doch absoluter Unsinn«, entgegnete Samantha.

Wir kämpfen beide um die Alpha-Wolf-Position, dachte Jack. Und um Samanthas Loyalität.

»Jack, dürfte ich …« Dorn setzte sich an den Klapptisch. »Ich bin ein großer Bewunderer Ihrer Arbeit. Und ich bin wirklich froh, dass Samantha Sie hergerufen hat.«

Samantha schien etwas sagen zu wollen, doch Dorn ließ ihr keine Gelegenheit.

»Die Entscheidung ist im gegenseitigen Einvernehmen erfolgt. Wir dachten, es wäre im Sinne der ganzen Operation. Wichtig ist, dass Sie hier sind, dass Sie Teil der größten naturwissenschaftlichen Entdeckung sind, die die Welt je gesehen hat.«

Der Gedanke wirkte auf Jack, aber nicht genug, um ihm die Abneigung zu nehmen. Trotzdem wusste er, dass er nicht gehen konnte, selbst wenn es bedeutete, dass er mit Samantha, ihrem Liebhaber und dem Durcheinander seiner Gefühle zu kämpfen hatte. »Ich bin nicht sicher, ob ich an irgendetwas beteiligt sein möchte, das mit Ihrem Geld finanziert wird.«

Die Beleidigung saß, das merkte Jack. Aber bevor Dorn etwas erwidern konnte, platzte Ricardo ins Zelt. Es war klar, dass

er gerannt, und noch klarer, dass er einem Panikanfall nahe war.

»Jack! Komm schnell!«, rief er. »Die Dogon!«

Zamunda

Jack, Samantha und Dorn eilten aus dem Zelt und folgten Ricardo die Eindämmung hinauf zur Ausgrabungsstelle.

Fast zweihundert Mitglieder der Dogon waren auf den Beinen und trieben sich mit ihren Liedern in eine aggressive, wilde Stimmung. Einige schwenkten Ausgrabungsgeräte, andere große Stahlmacheten. Ein paar trugen Jagdlanzen oder alte Gewehre. Samantha bekam Angst. Eigentlich bekamen alle Angst. Die Waffen waren wie aus dem Nichts aufgetaucht.

Dorns rechte Hand, der Mann namens Baines, rannte mit einem M5-Sturmgewehr zu ihnen hinauf.

»Sie haben vor etwa einer Stunde damit angefangen«, sagte Baines. »Und es wird immer schlimmer.«

»Was zum Teufel machen die?«, fragte Dorn.

»So viel ich hörte, sickerte irgendwas über das Objekt durch. Das ganze Dorf weiß es mittlerweile.«

»Ich dachte, wir haben die beiden, die es gefunden haben, abgesondert.«

»Haben wir auch. Es ist trotzdem was durchgesickert«, erwiderte Baines.

Samantha blickte in das kleine Tal auf die glänzenden Körper und auf die Lanzen, von denen die Sonnenstrahlen in leuchtenden Blitzen zurückgeworfen wurden.

»Warum sollten sie sich wegen des Artefakts so aufregen?«, fragte Ricardo. »Sie haben bestimmt noch nicht einmal mitbekommen, dass das Artefakt oder das Skelett außerirdisch ist.«

»Es könnte alles Mögliche sein. Vielleicht beschweren sie sich bloß über die Arbeitsbedingungen. Mag sein, dass ein paar Eingeborene sie wegen einer Lohnerhöhung angestachelt haben«, antwortete Dorn. »Ich bin sicher, das ist nichts Ernstes.«

Jacks Blick überflog die Menge. »Das sieht nicht gut aus«, sagte er. »Die Dogon sind normalerweise ein zurückhaltender Stamm. Ich habe diesen Sprechgesang nur ein paar Mal gehört.«

»Verwenden sie ihn während irgendwelcher Riten?«, fragte Ricardo.

»Nein.« Jack ging den Hügel hinunter. »Wenn sie verrückt sind wie der Teufel.«

Die Gruppe folgte ihm auf dem Fuße. Samanthas Nervosität brach langsam durch. Dorn beugte sich zu ihr hinüber. »Keine Sorge, Darling. Deinem Fund wird nichts passieren. Ich werde das Kind schon schaukeln. Das verspreche ich dir.« Dorns Stimme vermittelte Sicherheit und Vertrauen. »Das ist nichts. Glaub mir.«

»Ich weiß … ich weiß.« Samantha atmete ein paar Mal tief durch.

Sie ging schneller, um Jack einzuholen.

Dorn wandte sich Baines zu, packte ihn am Arm und zog ihn nah zu sich heran. In Wirklichkeit war Dorn sehr besorgt. Mehr als alle anderen. »Hol Anthony und François hier rauf. Mit dem schweren Zeug«, flüsterte er.

Baines schaltete sein Sprechfunkgerät ein. Als seine Männer antworteten, hielt er seine hohle Hand schützend über das Mikrofon. Er sagte ihnen, sie sollten die AK-47er herbringen – und ausreichend Munition.

Während der ersten Minuten konnte Jack nichts erreichen. Vier der geistigen Dogon-Führer schrien einander an. Es war schon schwierig genug, eine gepflegte Unterhaltung mit nur einem

Dogon zu übersetzen, aber so … Jack war sich sicher, dass die Männer mit Kraftausdrücken um sich warfen, weil er die Hälfte der Wörter nicht verstand. Er wiederholte einfach nur das Wort der Dogon für Ruhe und lächelte.

Dorns Männer trafen in dem Moment ein, als Jack anfing Fortschritte zu machen. Sie trugen schweres Geschütz, und sobald die Dogon es bemerkten, wurde die Lage nur noch angespannter. Ein paar Dogon luden ihre veralteten Gewehre durch. Jack schielte zu Dorn hinüber, dann drehte er sich zu Anthony und François, um sie auf Abstand zu halten.

Einer der Führer, Mimbasha, sprach für die Gruppe. Jack kannte ihn als gerechten Führer, aber auch als einen Menschen mit einem schrecklichen Sinn für Humor. Doch nun war keine Spur von Komik zu erkennen. Jack übersetzte Mimbashas Schimpftirade. Ab und zu brach in der Menge eine heftige Diskussion aus, mit der sie ihre Zustimmung zeigte.

»Er sagt im Wesentlichen, dass das Artefakt ihnen gehöre«, erklärte Jack. »Er will wissen, was es kostet, wenn sie es zurückhaben wollen.«

»Teilen Sie ihnen mit, ich sei nicht sicher, was ich im Augenblick mit dem Objekt anfangen werde«, erwiderte Dorn.

»Eigentlich fragen sie gar nicht«, entgegnete Jack. »Es ist eine rhetorische Frage. Sie lassen uns keine andere Wahl.«

»Dann erklären Sie ihnen, dass es uns Leid tue, aber es stehe nicht zum Verkauf.«

Jack machte eine Pause. Er wollte Dorn gerade sagen, was für ein Arsch er sei und dass er das auf keinen Fall übersetzen werde, als der Jüngste der geistigen Führer, der offenbar kleine Happen Englisch verstand, für sein Volk zu übersetzen begann.

»O Scheiße«, sagte Ricardo. Allen war klar, was gerade passiert war.

Bald hatte sich die Nachricht durch die ganze Menge verbreitet. Mit tief brüllenden Stimmen drückten sie ihren Missmut aus. Mimbasha blickte Dorn finster an.

Ein paar junge Krieger sprangen im Takt auf und ab, und bald schon hüpfte die ganze Menge. Singend steigerten sie ihre Wut. Einer von Dorns Männern entsicherte sein automatisches Gewehr. Jack rief Samantha zu, sie solle ins Geländezelt gehen. Doch bevor sie protestieren konnte, hörte das Rufen und Springen auf – in einer Welle durch die Menge von hinten nach vorn.

Die Riemensandalen verharrten, und die Menge begann sich zu teilen.

Die Dogon blickten auf die Erde, als sie ihre Augen von einer Gruppe sorgsam gekleideter Männer abkehrten. Diese trugen charakteristische Zeremoniengewänder aus Tierhäuten und karminrotem Stoff.

»Was geht hier vor?«, wollte Samantha wissen.

Erleichtert atmete Jack auf. »Es ist Zamunda, ihr Häuptling.«

»Kennen Sie ihn?«, fragte Dorn.

»Ich habe ihn nur zweimal kurz getroffen. Er hält nicht oft Hof für Ausländer.«

Die Dogon hatten großen Respekt vor ihrem Stammesführer, wie Jack wusste. Nur einigen Angehörigen in höherer sozialer Stellung war es erlaubt, ihm direkt ins Gesicht zu blicken. Kurz darauf erkannte Jack den hohen federgeschmückten Kopfputz des Dogon-Häuptlings hinter der privaten Garde aus hoch gewachsenen Kriegern.

Erst jetzt begriffen Jack und Dorn, warum der Stamm mit Waffen erschienen war.

Um den Hals des Häuptlings hing ein von Federn umrahmter Brustschmuck. Obwohl das glänzende Metall mit einer trüben Schicht überzogen und hinter den Federn und Knochen versteckt war, die die scharfen Kanten umgaben, war es nicht zu übersehen.

»Gütiger Gott …«, flüsterte Dorn.

Der Schmuck war identisch mit dem Artefakt, das sie bei dem Skelett gefunden hatten.

Der Brustschmuck

Der Häuptling war ein großer, schlanker Mann mit dem edlen Auftreten eines Löwen. Mit seinen langen, weichen Schritten wirkte er im Vergleich zu seinen sich wild gebärdenden Stammesangehörigen ruhig. Er war mindestens fünf Zentimeter größer als Jack, der einschließlich Stiefel einsfünfundachtzig maß. Zamunda selbst trug nur dünne Ledersandalen. Er musste schon über siebzig sein, aber sein sehniger Körper ließ von diesen Jahren nichts durchblicken. Der einzige wirkliche Hinweis auf sein Alter waren die kurzen silbergrauen Locken und seine müden gelblichen Augen.

»Es war hier«, murmelte Jack zu sich selbst. »Es war schon die ganze Zeit hier …«

Er konnte seine Augen nicht von dem Brustschmuck des Häuptlings abwenden. Obwohl es mit dieser Schicht überzogen und verziert war, musste es ein absoluter Zwilling des Artefakts sein.

»Siehst du, was ich sehe?«, fragte Samantha ängstlich.

Immer noch verblüfft, nickte er, während die Erinnerungen in sein Gehirn zurückströmten. »Ich wusste, dass mir die Symbole auf dem Artefakt schon mal irgendwo begegnet sind. Sie waren auf dem Stab des Häuptlings eingraviert, als ich ihn das letzte Mal gesehen habe. Aber den Brustschmuck habe ich vorher nicht zu Gesicht bekommen.«

Zamunda trat vor Jack und blickte ihn entschlossen an. Mit seiner tiefen, kräftigen Stimme sprach er so langsam, dass Jack ihn ohne Schwierigkeiten verstehen konnte.

»Er sagt, sie brauchen es«, erklärte Jack, nachdem Zamunda fertig war. »Sie brauchen es, um mit den Göttern zu sprechen. Er sagt, das Artefakt sei ein Geschenk von den Vätern des Wissens. Er brachte diesen heiligen Gegenstand mit heraus, um es uns zu beweisen.«

»Wer sind die Väter des Wissens?«, fragte Dorn.

Das musste Jack später erklären. Zamunda fing wieder an zu sprechen, diesmal in ernsterem Ton.

»Er sagt, man werde uns nicht erlauben, mit dem Stück abzureisen«, teilte Jack seinen Leuten mit. »Es gehöre seinem Volk.« Jacks Gedanken rasten. Er trat zur Seite, um sich mit den anderen zu beraten.

»Ich verstehe, warum es ihnen so viel bedeutet, aber dieses Artefakt gehört uns. Alles im Zusammenhang mit der Ausgrabung ist legal.«

»Wir haben offizielle Papiere dafür«, fügte Samantha hinzu.

»Das hier ist jenseits aller Erlaubnisse. Die Dogon haben das Artefakt in ihre Religion integriert. Ihr bittet sie um etwas Unmögliches. Ihr müsst daran denken, was es für sie bedeutet. Das ist jenseits aller wissenschaftlichen Entdeckung. Es ist, als ob …«

»… man das Turiner Leichentuch fände. Oder das Kreuz selbst«, ergänzte Ricardo.

»Das kann ich respektieren.« Dorn wurde wütend. »Aber es scheint, wir sind in eine Sackgasse geraten, weil wir das Artefakt nicht hergeben. Niemals. Sagen Sie das Ihren Freunden.«

Jack trat wieder zu Zamunda und stoppelte ein paar Sätze in der Dogon-Sprache zusammen. Der Häuptling lauschte gespannt. Anschließend beriet er sich mit den Ältesten an seiner Seite. Nach einigen Augenblicken nickte Zamunda, dann winkte er sein Gefolge zurück, und die Menge teilte sich erneut.

»Was hast du ihm gerade gesagt?«, fragte Samantha erstaunt.

Jack hatte lediglich etwas Zeit herausgeholt, indem er dem Häuptling zugesichert hatte, sie würden das Stück am nächsten Morgen übergeben. Die Diskussion darüber dauerte bis spät in die Nacht.

»Nun, dann haben Sie ihn eben angelogen, Jack«, sagte Dorn wütend und wiederholte, dass er das Artefakt niemals rausrükken würde.

Ricardo rang mit sich während der Diskussion, stimmte aber im Großen und Ganzen mit Jack überein. Die Möglichkeiten wurden immer wieder durchgekaut, jeder Weg untersucht.

Dorn dachte daran, dem Stamm Geld anzubieten, aber Jack redete ihm diese Idee schnell aus. Die Dogon waren, gemessen am Weltstandard, arm, doch spirituell reich – sie hatten ihre Spiritualität, die mit Geld nicht aufzuwiegen war, fest in ihre Kultur eingebunden.

»Abgesehen davon, nimmt das Artefakt einen ehrfürchtigen Platz in ihrem Glaubenssystem ein«, führte Jack aus. »Dies ist keines der weniger wertvollen Objekte. Es gehört ihrer inneren Welt. Es ist heilig.«

»Es stammt aus dem Weltraum«, erwiderte Dorn. »Ist Ihnen schon mal in den Sinn gekommen, dass ein außerirdisches Artefakt für die ganze Welt heilig ist?«

»Das ist nicht der Punkt.«

»Was ist es dann?«, fragte Dorn.

»Der Punkt ist, dass die Dogon eisern dabei bleiben, uns nicht mit dem Stück gehen zu lassen, ganz gleich, wem oder wozu das Artefakt nützen könnte, egal, woher es stammt.«

Dorn stand auf. »Dann sollen sie doch versuchen uns aufzuhalten. Ich bin sicher, wir könnten auch später eine Lösung dafür finden.«

Jack atmete tief durch. »Verstehen Sie denn nicht? Diese Menschen sind bereit, dafür zu sterben. Und wenn sie bereit sind, dafür zu sterben, sind sie sicher auch bereit, dafür zu töten.«

Dorn lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und schaukelte beim Nachdenken leicht.

»Was ist mit der Regierung von Mali?«, schlug Ricardo vor. »Sie könnte vielleicht bei dem Streit schlichten. Wir haben für

alles offizielle Papiere.«

»Sie könnten bis zum späten Vormittag hier sein«, fügte Dorn hinzu.

»Das ist nicht gut«, widersprach Samantha.

»Warum nicht? Diese Genehmigungen haben mich ein Vermögen gekostet. Dadurch haben wir das Eigentumsrecht. Dafür habe ich gesorgt.«

»Und wen haben Sie bestochen, um das Eigentumsrecht zu bekommen?«, fragte Jack.

Dorn zögerte. »Vielleicht hat mein Anwalt ein paar Leute im Ministerium für staatseigene Ländereien einen Gefallen getan.«

»Der Regierung von Mali kann es scheißegal sein, wenn wir alte Kochen ausgraben«, sagte Jack. »Aber wenn sie Wind davon kriegen, dass wir das Artefakt gefunden haben, werden sie den Streit sofort beilegen.« Jack steckte sich die nächste Zigarette an. »Und das Artefakt selbst behalten.«

»Daran besteht kein Zweifel. Ich habe mit diesen Typen jahrelang zu tun gehabt. Wenn sie Geld riechen, werden sie richtig hysterisch«, erklärte Samantha.

»Dann gibt's nur noch eine Möglichkeit.« Dorn kaute auf seiner Pfeife, die er aber nicht angezündet hatte. »Wir müssen vor morgen früh hier weg sein.«

»Freunde, das ist die beste Idee, die ich bis jetzt gehört habe«, sagte Ricardo mit einem Seufzer. Er stand auf und ging in Richtung des grünen Klohäuschens vor dem Zelt. Schon wieder.

»Wir schnappen uns Skelett und Artefakt und machen uns auf zum Landestreifen«, fuhr Dorn fort. »Gleich ganz früh, noch vor Morgengrauen. Mit der Regierung von Mali und den Dogon können wir über internationale Kanäle verhandeln. Wenn wir in einem neutralen Land sind, können wir reden. Auf diese Weise lässt sich das Ganze friedlich regeln, und wir sind sicher, dass alle Meinungen berücksichtigt werden.« Dorn schwieg und ließ jedem eine Bedenkpause, bevor er hinzufüg-

te: »Natürlich habe ich keine Zweifel, dass wir vor Gericht gewinnen werden.«

Samantha warf einen Blick zu Jack hinüber. Ihre hochgezogenen Augenbrauen signalisierten Zustimmung.

Jack wusste, dass sich Dorn einen Dreck um die Regierung von Mali oder um die Dogon scherte. Er wollte einfach nur das Artefakt. Doch in diesem einen Punkt konnte Jack nicht gänzlich widersprechen. Er hatte aus den Stimmen der Stammesältesten herausgehört, dass es für die Expeditionsgruppe keine Chance gab, offen mit dem Artefakt abzuziehen. Einige der cholerischen Krieger hatten sogar gerufen, sie wollten Blut sehen. Die Dogon würden nicht verhandeln. Und wenn es eine Sache gab, die Jack mehr als die Dogon in ihrem jetzigen Zustand fürchtete, dann war es die Möglichkeit, den Fund des Jahrtausends zu verlieren. Obwohl es ihn ärgerte, dass er und Dorn einen Teil der selbstsüchtigen Motive miteinander teilten, hatte er keine Wahl – denn im Grunde seines Herzens war Jack nicht bereit, das Artefakt herzugeben.

Zwanzig Minuten später entschied die Gruppe, dass Baines, Anthony und François im Schutz der Dunkelheit das Nötigste in die Rover laden sollten. Dorn entschloss sich auch dazu, die Wachen mit seinen restlichen sechs Männern zu verdoppeln.

Sie waren Zulus, die Baines aus seiner Heimat Südafrika mitgebracht hatte. Jack war froh, dass sie auf seiner Seite waren. Ein Zulu-Krieger war ein Furcht erregendes Schauspiel. Ihre durchschnittliche Größe betrug einsneunzig, und im Gegensatz zu dem leichten Körperbau der Dogon hatten sie kräftige Muskeln. Und es war auch etwas mit ihren Augen. Jack hatte es jedes Mal bemerkt, wenn er in Südafrika gewesen war. Sie drückten nicht gerade Edelmut aus … eher Furchtlosigkeit. Vielleicht war es vererbt, ein Teil der Sozialisierung der Zulus, die sich selbst im modernen Zeitalter ihrer Wurzeln als Krieger bewusst waren. Aber woher auch immer sie das

hatten, einem Menschen gegenüber strahlte es aus ihren Augen. Und mit den automatischen Gewehren in der Hand statt ihrer Speere mit Stahlspitzen wirkten sie gar noch furchterregender.

Der Plan war beschlossen. Kurz vor Tagesanbruch wollte die Gruppe in den drei Landrovern und Dorns Humvee aufbrechen. Die Zelte und der Rest der Ausrüstung sollten zurückgelassen werden. Jack konnte sich vorstellen, dass sie von den Dogon beobachtet wurden. Das Lager vollkommen zusammenzupakken würde also unmöglich sein. Mit etwas Abstand zwischen sich und den Dogon würde sich mit dem Stamm auf einer gleichberechtigten Ebene verhandeln lassen.

Von der Logistik her gesehen, könnte der Plan funktionieren, aber sie müssten sich beeilen. Ricardo stellte sicher, dass Baines und seine Leute die teuren Geräte mit gebotener Sorgfalt behandelten. Samantha, Jack und Dorn wickelten das Fossil vorsichtig in einen Gipsverband, bevor sie es für den Transport in eine Aluminiumkiste packten.

Weil die Dogon kein Interesse an dem Skelett hatten, wurde es mit ein paar anderen Sachen in einen der Rover verstaut. Mit dem Artefakt aber wollte Dorn kein Risiko eingehen. Statt es in die Transporter zu packen, behielt er es im großen Geländezelt unter strenger Bewachung von Baines und François.

Um Viertel vor eins in der Nacht war die Arbeit erledigt. Ricardo begab sich müde in sein Zelt und ließ Samantha, Dorn und Jack an einem der Klapptische im Freien zurück. Abwechselnd tranken sie aus einem großen Wasserkanister aus Plastik.

»Ich denke, wir sollten reingehen«, meinte Dorn. »Ein bisschen Schlaf ist besser als nichts.«

»Vielleicht hast du Recht«, erwiderte Samantha und erhob sich.

Dorn ging zu ihr und legte einen Arm um sie. Obwohl Jack vermutet hatte, dass sie ein Zelt miteinander teilten, blickte er zu Boden, von Gefühlen überwältigt, die ihn kürzer atmen

ließen.

Samantha ärgerte sich über die Situation. »Wir sehen dich um fünf?«, fragte sie.

»Fünf Uhr.« Ob man seine Eifersucht bemerkte?

»Nacht, Jack«, verabschiedete sich Dorn lächelnd.

Jack schaute nicht zu ihnen auf, als sie gingen.

Aus dem Augenwinkel sah er, wie sie ihr Zelt betraten und den Eingang verschlossen. Er blieb noch etwa eine Viertelstunde nachdenklich sitzen und nippte am Wasser. Von Ferne drang das schwache Trommeln der Dogon zu ihm herüber. Diesem und dem Knacken des Feuers am Rande des Lagers lauschte er, bevor auch er sich zum Schlafen zurückzog.

Awa

Die Nacht war für Mali ziemlich feucht. Jack spürte, wie sich Schweißtropfen auf seinem Nacken sammelten, bevor sie den Rücken hinunterglitten. Er starrte nach oben, wo ein Mistkäfer, im Mondlicht nur als Silhouette erkennbar, quer über das Zeltdach krabbelte. Es war eine eklige Kreatur, über sieben Zentimeter lang, mit Fühlern, die vom bewaffneten Kopf abzweigten. Das Gewicht seines faustgroßen Körpers bildete eine sich bewegende Beule auf dem Zelt, während er möglicherweise das Kondenswasser von dem kühlenden Stoff trank. Mistkäfer lebten von Ausscheidungen der verschiedenen Tiere in der Savanne von Mali. Nicht gerade eine rühmliche Tätigkeit, aber trotzdem eine notwendige. Jack dachte an einige Menschen, die er kannte und die genauso waren. Üble Kreaturen, deren Tätigkeit wohl in ihrer speziellen Umgebung notwendig war. Menschen wie Waffenhändler. Menschen wie Dorn.

Für Jack war die Situation, in der er sich befand, eine Qual.

Samantha wiederzusehen war für sich genommen schon eine Nervenprobe. Zu erfahren, dass Dorn der Financier der Expedition war, machte die Sache nur noch schlimmer.

Trotzdem wusste er, dass ihn niemand zum Gehen bringen konnte.

Jack stand auf und schlüpfte in seine Lederschuhe. Er konnte ohnehin nicht schlafen. Das rhythmische Trommeln der Dogon hinter dem nächsten Hügelkamm ging weiter. Es war ein Standardrhythmus ohne wirkliche Bedeutung. Dennoch hing der Klang wie ein Spuk in der dicken Luft. Die Tatsache, dass in dieser Nacht überhaupt eine Zeremonie abgehalten wurde, beunruhigte ihn.

Er schloss den Mehrzweckgürtel seiner schmutzigen Khakihose, öffnete den Reißverschluss des Zelts und huschte hinaus in die Nacht.

Die etwa eine Meile bis zum Lager der Dogon legte Jack ziemlich flott zurück. Als er sich dem Felskamm näherte, wurde das Trommeln lauter und durch das von den Wänden widerhallende Echo noch verstärkt. Die Feuer der Dogon tauchten die gegenüberliegende Seite in orangefarbenes Licht. Funken, fortgetragen von dem starken Wind, sprühten in Richtung der leuchtenden Sterne hinauf. Jack begann zum Kamm hochzusteigen; lockere Steine verlangsamten seinen Schritt.

Er wählte einen Pfad zwischen den größeren Felsen hindurch und versuchte, sofern es möglich war, sich nahe der Tieflandbüsche zu halten. Noch bevor er oben war, hörte er ein Geräusch hinter sich und blieb stehen. Leise zog er sich zwischen die Büsche zurück.

Das heftige, sich schnell nähernde Atmen kam genau auf den Busch zu, hinter dem er sich verbarg. Unter schweren Schritten knirschte der Kies. Schließlich erkannte Jack die Umrisse eines großen Mannes. Ob der Mann, der genau auf ihn zusteuerte,

auch ihn sah?

Leise griff Jack an seine Hüfte und umfasste den kalten Knochengriff seines Feldmessers. Seine Finger drückten vorsichtig gegen den Aluminiumschnapper. Mit einem *Plop* löste sich die Klinge, was, so fürchtete Jack, der Mann gehört haben musste. Vorsichtig zog er das Messer aus dem Lederschaft.

Der Kerl kam immer näher.

In Sekundenschnelle hatte Jack eine Hand auf den Mund des Mannes gelegt, während die andere die Klinge an dessen Gurgel drückte. Der Mann wehrte sich, bis die Klinge eine dünne rote Linie über seinen Hals gezogen hatte. Da gab er auf und wurde schlaff, als ob er um Gnade flehen würde, und Jack konnte sich den Mann im Mondlicht genau ansehen.

Dorn.

Als auch der schockierte Südafrikaner merkte, mit wem er es zu tun hatte, fing er wieder an, sich zu wehren, bis Jack ihm eindeutig zu verstehen gab, dass er ihn unter diesen Umständen nicht loslassen würde.

»Was zum Teufel machen Sie hier?«, flüsterte Dorn, dessen Angst in Wut umgeschlagen war. »Sie hätten mich töten können.«

Wieder knallte Jack seine Handfläche auf Dorns Mund und drückte zu. Über ihn gebeugt, flüsterte er ihm ins Ohr: »Noch fünfzig Meter weiter, dann hätte er das erledigt.«

Jack drehte Dorns Kopf und deutete den Pfad hinauf zu einer Felsgruppe. Schließlich fanden Dorns Augen den Wachposten der Dogon, der, mit einer Lanze in der Hand, auf einem großen Felsbrocken saß. Jack nahm seine Hand wieder fort.

»Sie können doch gar nicht wissen, ob er uns was getan hätte«, flüsterte Dorn.

»Warum finden Sie das nicht einfach heraus?«

Dorn rutschte näher zu Jack. »Ihre Ablehnung mir gegenüber lässt sich kaum verbergen, aber Sie sollten kapieren, dass ich Sie hier haben wollte, genauso wie Samantha. Wir beide

brauchen Sie. Zugunsten dessen, was all dies hier für die Welt bedeuten könnte, würde ich unsere Differenzen gern außen vor lassen und versuchen, ein Arbeitsverhältnis aufzubauen.«

»Es tut mir Leid, wenn Sie dachten, meine Ablehnung Ihnen gegenüber hätte auch nur annähernd verborgen werden sollen«, erwiderte Jack. »Das sollte sie nämlich gar nicht.«

Dorns Gesicht verdüsterte sich, aber er ließ Jack ausreden.

»Um ehrlich zu sein, Sie sind mir völlig egal. Ich denke, dass Männer wie Sie wegen Kriegsverbrechen vor Gericht gestellt werden sollten. Aber dieser Fund hier geht über meine Ablehnung hinaus.«

Ihr Schweigen wurde durch das fortwährende Trommeln überbrückt.

»Wie gesagt, ein Arbeitsverhältnis«, erklärte Dorn.

»Aber ich arbeite nicht für Sie. Kapiert?«

»Natürlich.«

»Ich werde mich Ihnen gegenüber nicht zu verantworten haben. In keiner Hinsicht.«

Jack merkte, wie Dorns Blut brodelte. Er war dabei, ihn zu testen, ihn zu bedrängen, aber er wusste, dass Dorn nicht reich geworden war, indem er irgendwelchen Impulsen unüberlegt nachgegeben hatte.

»Das hätte ich von Ihnen auch gar nicht erwartet«, sagte er ruhig.

Plötzlich verstummte das Trommeln. Die Insekten führten das Konzert fort, während die Männer vollkommen regungslos verharrten. Ein Unisono leiser Schreie ertönte, gefolgt von einem Dröhnen, das sich nach einem Chor aus tausend tiefen Stimmen anhörte. Halb sprechend, halb singend grölten die Männer. Dann setzten die Trommeln wieder ein. Diesmal lauter. Voller.

Dorn merkte, dass Jack aufmerksamer geworden war. »Was geht da vor?«, fragte er.

»Das ist keine Standardzeremonie. Sie verwenden jetzt

heilige Trommeln«, flüsterte Jack.

»Was für eine Zeremonie ist es dann?«

Jack blickte durch das dichte Gestrüpp. Ein Weg, von hohem Buschwerk verdeckt, führte hinauf zum Kamm – fort vom Wachposten.

»Das werden wir gleich herausfinden«, sagte er.

Plötzlich wachte Samantha auf und blickte hinüber zum anderen Feldbett. Ben war fort. Sie hatte ihn nicht einmal aufstehen hören. Zwar fragte sie sich, wohin er wohl gegangen war, aber sie war seine Eigenarten gewohnt. Ben Dorn war ein hektischer Mensch, war es immer schon gewesen. Sie hatte schnell gelernt, sich nicht über sein Kommen und Gehen aufzuregen, und redete sich ein, dass sie genau diese Unabhängigkeit an ihm reizte. Zumindest funkte er ihr nicht bei ihrer Arbeit dazwischen, und es störte ihn nicht, dass sie so viel Zeit in ihren Beruf investierte.

Samantha hatte ihn bei einer Ausstellungseröffnung im Museum of Modern Art kennen gelernt. Sobald sie seinen starken südafrikanischen Akzent bemerkt hatte, hatte sie gewusst, dass die Sache kompliziert werden würde. Er war sehr nett, Samantha gefiel das, doch nach einer Weile wurde klar, dass etwas fehlte. Sie konnte nicht sagen, was, aber beim Abendessen zu ihrem Einjährigen war sie sich dessen auf schmerzhafte Weise bewusst geworden. Der hübsche ihr gegenübersitzende Mann hatte alles, was sich eine Frau wünschte. Trotzdem stimmte etwas nicht.

Eineinhalb Jahre später hatte sie schließlich diese Expedition nach Mali geplant. Beiden war klar, dass die Dinge zwischen ihnen nicht perfekt liefen. Aber ihre Beziehung war herzlich und bequem. Er gab Samantha Dinge, die sie nicht hatte – zum Beispiel Unterstützung bei ihrer Arbeit vor Ort, sowohl emotional als auch finanziell. Aber nach dem Wiedersehen mit Jack war sie ins Grübeln gekommen.

Sie schlüpfte in ihre dicken Wollsocken. Ihre Geländestiefel schüttelte sie erst heftig aus. Ein paar Feuerameisen fielen heraus, die sie ohne schlechtes Gewissen zerquetschte; sie war vorher schon mal gebissen worden, und es hatte höllisch wehgetan. Dann zog sie sich ein weißes Trägerhemd über den nackten Oberkörper. Jack hatte diese Hemden immer an ihr gemocht, besonders ohne BH. Aber jetzt wurde das dreckige Ding weder für ihn noch für einen anderen Mann getragen – es war einfach teuflisch heiß.

Außer Atem erreichten die beiden Männer den Hügelkamm. Unter ihnen warfen fünf große Lagerfeuer einen schaurigen Schein über hunderte von rhythmisch und synchron tanzenden Dogon. Mit ihren Füßen wirbelten sie kleine Staubwolken von der harten Erde auf. Einige der Dogon trugen Lanzen, aber die meisten umtanzten die Feuer ohne Waffen. Ein paar Männer am Rand des Kreises lehnten auf großen Macheten, mit denen sie sich sonst durch die Savanne arbeiteten.

Der Tanz erreichte mit dem melodischen Gesang einer Frauengruppe seinen Höhepunkt, bis die Tänzer in einer Kakophonie aus Gegröle und Geschrei innehielten. Einer der Stammesältesten betrat langsam den beleuchteten Kreis und begann einen Sologesang.

»Einer ihrer geistigen Führer«, flüsterte Jack.

Der Mann trug einen großen Kopfputz aus einem vertikalen Holzstab, der oben und unten von zwei horizontalen Stäben geteilt wurde. Das Ganze sah wie ein roh gezimmertes Modellflugzeug mit einem überdurchschnittlich großen Heck aus. Nach ein paar Augenblicken wurde der Führer von einer kleinen Gruppe von Männern unterstützt, die wie unter Hypnose um eines der glühenden Feuer tanzte.

Dieser Tanz schien anders zu sein. Ausgefeilter.

»Was bedeutet das?«, fragte Dorn.

Jack antwortete nicht gleich. Er hatte gerade erkannt, wer

diese Tänzer waren. Sein Magen krampfte sich zusammen.

»Diese Leute tanzen den *Awa*.«

»Den *Awa*?«

»Eine maskierte Dogon-Gruppe … Begräbnistänzer.«

»Wessen Begräbnis?«

Jack kroch bereits den Hang wieder hinunter. »Das unsere!«

Angriff

Baines hatte seine Zulus rings um das Lager postiert. Wandile, der größte und jüngste von ihnen, sollte die Ostflanke sichern, die an eine mit hohem Gras bewachsene Fläche grenzte. Die Nacht hatte ihm bisher keine Abwechslung beschert, und seit Dorn vor einer halben Stunde vorbeigekommen war, hatte er in der Dunkelheit nichts Verdächtiges bemerkt. Er fingerte an seiner AK-47 herum und nahm einen Schluck aus seinem rindsledernen Wasserbeutel. Wandile entstammte einem alten Kriegergeschlecht. Noch vor dem Krieg mit den Briten im Jahre 1879 war sein Urgroßvater von Chaka Zulu selbst zum Fürsten ernannt worden. Der Name von Chakas Volk bedeutete »die Himmel«, und eine Zeit lang hatte das »Volk der Himmel« große Teile Südafrikas uneingeschränkt beherrscht.

All das hatte sich geändert, nachdem die Briten sein Volk unterworfen hatten. Am 4. Juli 1879 waren Wandiles Ahnen in der Schlacht von Ulundi auf der Mahlabatini-Ebene für immer ihrer Macht und ihres Stolzes beraubt worden.

Nie würde Wandile vergessen, wie sein Vater gestorben war. Er war dreizehn und noch kein richtiger Mann gewesen. Erst mit Stolz, dann mit Entsetzen hatte er beobachtet, wie eine Gruppe von Zulus von seinem Vater gegen eine Einheit der südafrikanischen Polizei geführt worden war. Die Polizisten

waren mit Plexiglasschilden, Helmen und Gewehren ausgerüstet gewesen. Sein Vater hatte nur eine Machete getragen. Er erinnerte sich daran, dass er zu seinem Vater gelaufen war, der zusammengebrochen war, nachdem die Polizei das Feuer eröffnet hatte. Als Zulu-Junge hätte Wandile nicht weinen dürfen, aber dennoch waren seine Tränen auf die Brust seines Vaters getropft.

Wandile wäre bei seinen Leuten geblieben, doch diese Art von Leben war nichts für ihn. Er war ein Krieger. Ein Zulu. Wie stolz seine Mutter sein wird, wenn er ihr seine Abenteuer erzählen wird. Er wird ihr ein anständiges Haus kaufen, und man wird sie endlich mit dem Respekt behandeln, den sie verdiente. Ja, dachte er, es wird ein großer Tag, wenn ich zurückkomme. Am liebsten hätte er einen Kriegsschrei ausgestoßen. Aber genau in diesem Moment umklammerte eine starke Hand seinen Mund. Instinktiv biss Wandile zu und schmeckte Blut. Augenblicklich war die Hand verschwunden. Wandile bemerkte eine dunkle Gestalt, die in die Nacht hineinhuschte.

Ein Dogon-Krieger.

Wandile wollte Alarm schlagen und seine Kameraden warnen, doch aus seiner Kehle hörte er nur ein gurgelndes und zischendes Geräusch. Im gleichen Moment spürte er, wie sein warmes Blut auf seine Füße spritzte. Er begriff, dass seine Kehle durchschnitten worden war. Er wollte nach seiner Waffe greifen, während sein Blut weiter aus beiden Arterien strömte. Wenn er nur ein paar Schüsse abgeben könnte, wäre das Lager alarmiert, aber seine Finger schienen nicht zu reagieren. Sein Kopf wurde leicht, und er konnte nichts mehr sehen. Dann fiel er vornüber in eine Blutlache, und seine Seele entwich.

Samantha hatte gerade ihren linken Stiefel zugeschnürt, als sie am hinteren Ende ihres Zelts ein Geräusch hörte. Sie lauschte aufmerksam, doch jetzt war wieder alles ruhig. Etwas stimmte

nicht, das spürte sie. Ganz eindeutig. Sie blickte auf ihre Armbanduhr. Es war Viertel vor zwei morgens.

Was zum Teufel trieb Ben bloß? Sie mühte sich mit dem rechten Stiefel ab, bis er schließlich über ihren Knöchel rutschte.

Dann hörte sie das Rattern automatischer Waffen von der Ostseite des Lagers.

Jack war die Rückseite des Kamms halb hinuntergestolpert; er bemerkte kaum den tiefen Riss, den der vulkanische Fels in sein Schienbein geschnitten hatte. Sein Herz hämmerte, und er hörte, wie Dorns Schnaufen in der Entfernung schwächer wurde, während er ihn abhängte. Als er gerade um einen kleinen Hügel rannte, wurde der Himmel von Leuchtspurmunition erhellt. Er war zu spät. Der Angriff hatte schon begonnen – das Rattern automatischer Waffen versetzte die schlafende Savanne in Aufruhr. Jack ignorierte den Schmerz in seinen Beinen.

Er kämpfte sich durch zweieinhalb Meter hohes Savannengras, und plötzlich hatte er die Zelte im Blickfeld. Schwarze Gestalten huschten durch die Dunkelheit, und alle paar Sekunden verriet der Feuerstoß einer AK-47 die Position von einem von Dorns Männern.

Jack suchte Samanthas Zelt.

Darin schwang eine Kerosinlampe an ihrer Aufhängung wild hin und her und ließ drei Silhouetten erkennen. Die kleinste musste die von Samantha sein. Er packte sein Messer noch fester.

»Jack!« Durch den Schrei hinter sich gewarnt, konnte er sich gerade noch rechtzeitig umdrehen, um den Speerstoß eines Dogon-Kriegers abzuwehren. Einen Augenblick später, und er wäre tot gewesen.

Der schlanke Krieger hatte zu viel Schwung in seinen Stoß gelegt und stürzte vor ihm auf den Boden. Jacks Fuß schnellte

vor, sein Stiefel landete mitten auf dem Kopf des Mannes, dessen Schädel mit einem Knacken zerbrach. Der Mann rührte sich nicht mehr.

In diesem Moment erst kam ihm zu Bewusstsein, dass Dorn seinen Namen gerufen und ihn vor dem näher kommenden Dogon gewarnt hatte. Aber jetzt war nicht die Zeit zum Danken. Jack rannte zu Samanthas Zelt.

Dorn blickte ihm nach, dann wandte er sich zum größten Zelt im Lager. In der Dunkelheit sah er, wie seine Männer das Areal – und sein Artefakt – verteidigten.

Ricardo hörte die ersten Schüsse, als er im Klohäuschen saß, dem Plastikcontainer, der fern der Heimat sein zweites Zuhause geworden war. Er war sich zuerst nicht sicher, was die knallenden Geräusche zu bedeuten hatten, bis drei Kugeln vom Kaliber .45 seitlich in den Container schlugen.

»O Scheiße!«

Ricardo stürzte aus der Toilette, während er sich noch die Hose hochzog. Leise huschte er hinter den Sanitärbereich und machte sich rasch auf den Weg ins Zentrum des Lagers, wo die Zulus auf alles schossen, was sich bewegte. Ricardo lief geduckt. Er wollte nicht das Opfer von »freundlichem Beschuss« werden – dieses Oxymoron hatte für ihn noch nie einen Sinn ergeben. Er kroch hinter die Transporter mit den Ausrüstungen.

Dann hörte er Samantha …

Ihr Schrei kam gedämpft, aber es war unverkennbar ihre Stimme. Er war keine zwanzig Meter von ihrem Zelt entfernt, würde aber die Strecke über freie Fläche zurücklegen müssen. Er schnappte sich eine kleine Schaufel von einem der Rover, holte tief Luft und spurtete los.

Erneut holte Samantha mit dem Wasserkessel aus, und der zweite Dogon-Krieger brach vor ihren Füßen bewusstlos

zusammen. Ihre Kaffeesucht machte sich bezahlt. Der gusseiserne Topf war ihre einzige Verteidigung gewesen, als der erste Dogon in das Zelt eingedrungen war.

Ihr Versuch, mit den Dogon zu sprechen, war zwecklos gewesen. In ihrer Panik hatte sie die Sprache verstümmelt. Doch das mag sie in den letzten fünfzig Sekunden am Leben erhalten haben. Anfangs hatten die beiden Krieger nicht gewusst, was sie mit der tobenden Verrückten vor ihnen anfangen sollten.

»Ben!«

Samantha schrie so laut sie konnte, hatte aber das unangenehme Gefühl, auf sich allein gestellt zu sein.

»Bleib zurück!«, warnte sie den nächsten Angreifer in der Dogon-Sprache. Der Mann stürzte sich trotzdem mit seiner fleckigen Machete auf Samantha und schlitzte mit der Stahlspitze ihre dicke Khakihose auf. Der Wasserkessel fiel zu Boden, und sie suchte eiligst hinter einer kleinen Werkbank Schutz.

Als der Dogon näher kam und seine Machete über den Kopf hob, spürte sie die Hitze seines Atems.

»Samantha!« Ricardo stand im Zelteingang.

Der Dogon drehte sich um. Ricardo schleuderte die Schaufel auf ihn. Sie prallte von seinem Unterarm ab und krachte in die Kerosinlampe, die an einem Draht baumelte.

Die Lampe fiel herab und ging in Flammen auf. Das sorgte für genügend Ablenkung, sodass Samantha zu Ricardo hinüberrennen konnte, der sich seinerseits zu ihr durchzukämpfen versuchte. Flammen schlugen hoch.

»Am Eingang!« Samantha erblickte einen weiteren Dogon, der hinter Ricardo in das Zelt drang und ihnen den Fluchtweg versperrte.

»Runter!«, schrie Ricardo und zwang sie zu Boden.

Dorn stieß auf François und Baines, die standhaft das Hauptzelt verteidigten und auf alles schossen, was sich bewegte. Zwei

Männer lagen tot vor ihnen, ihr Blut versickerte in der Erde.

»Wo ist das Artefakt?«, fragte Dorn keuchend.

»In der Kiste. Wir haben versucht es zum Rover zu schaffen, aber unsere Freunde haben uns den Weg abgeschnitten«, sagte Baines.

François kontrollierte die Munition an seinem Gürtel. »Wir haben jeder nur noch drei Ladestreifen.«

»Gib mir eine Waffe.«

Baines warf Dorn eine israelische Uzi vom Tisch aus zu. Wie ein fronterfahrener Infanterist schob Dorn das Magazin in die Waffe, entsicherte sie und lud sie durch.

»Ihr zwei schnappt euch die Kiste. Wir bringen sie hier raus.«

Baines und François hingen sich ihre Waffen um die Schultern, und jeder packte an einer Seite des Aluminiumkastens an. Sie hoben ihn, verblüfft über sein Gewicht, vom Tisch. Als sie sich wieder zu Dorn drehten, ließ Baines sein Ende der Kiste fallen.

Drei mächtig aussehende Dogon stürmten hinter Dorn herein. Einer von ihnen war der Häuptling selbst.

Die Flammen breiteten sich schnell bis zur Zeltspitze aus, und die Leinwand fing fast sofort Feuer. Dicker Rauch wirbelte immer tiefer zum Boden, wo sich Samantha und Ricardo hin und her rollten, um einer Serie blinder Machetenhiebe von einem der Dogon zu entkommen.

Ricardo sprang den Mann an und warf ihn zu Boden.

»Ricardo!«, schrie Samantha. Ricardo lag unter dem ebenholzfarbenen Krieger, und selbst in all dem Chaos war ihr klar, dass er gewürgt wurde.

Ricardo schaffte es, einen Arm in den Griff des Mannes zu zwängen, und schnappte nach Luft. »Raus … hier«, konnte er noch sagen, bevor ihm wieder die Kehle zugedrückt wurde.

Aber Samantha hörte nicht auf ihn. Sie sprang den Dogon an

und grub ihre Fingernägel in seinen Hals, bis Blut floss. Er schrie auf, und mit einer heftigen Bewegung schleuderte er sie hart gegen einen brennenden Tisch, wo sie sich schnell abrollte.

Doch für Ricardo war der Kampf zu Ende, er war bewusstlos.

Nun wandte sich der Krieger Samantha zu. Sie bemerkte die roten Blutstreifen an seinem Hals, dann sah sie die riesige Machete in seiner Hand. Zwei lange Schritte, und er stand fast über ihr. Weshalb auch immer, sie schloss die Augen. Sie wollte nicht, dass das Letzte, was sie auf dieser Welt sah, der wütende Mann vor ihr war.

Mit zugekniffenen Augen wartete sie darauf, dass die Stahlklinge sie töten würde.

Sie öffnete sie erst wieder, als eine starke Hand ihren Arm packte.

Jack stand vor ihr mit einer Schaufel in der Hand. Der Dogon lag tot zu seinen Füßen.

Die Rover

Jack und Samantha zogen Ricardo aus dem Inferno, Sekunden bevor das Zelt hinter ihnen zusammenbrach. Hustend kam Ricardo zu sich.

»Jack«, sagte er, »wo ist Samantha?«

Samantha strich ihm das Haar aus den Augen. »Ich bin hier, keine Sorge. Es ist alles in Ordnung.«

Er hustete und lächelte dabei. »Gott sei Dank.«

Jack blickte in Richtung der Rover. Vier Zulus hatten das Gebiet freigehalten; sporadisch feuerten sie in die Dunkelheit. Nur ein paar Dogon verfügten über Gewehre, und die Macheten und Lanzen konnten es jetzt, als das Überraschungsmoment

vorbei war, mit den Automatikwaffen der Zulus nicht aufnehmen. Ihre Angreifer hatten sich zurückgezogen.

Jack half Ricardo auf die Füße, und gemeinsam mit Samantha stützte er ihn, als sie zu den Rovern rannten.

»Yithi! Yithi!«, rief Jack in der Bantusprache der Zulus. »Wir sind's! Wir sind's!«

Zwei Männer eilten ihnen zu Hilfe und zerrten sie hinter die beladenen Transporter.

»Wo sind die anderen?«, schrie Samantha.

Bevor auch nur einer antworten konnte, kam der Humvee vor ihnen zum Stehen. Baines saß am Steuer, Dorn und François daneben. Dorn sprang heraus.

»Bist du okay, Darling?«, fragte er und warf seine Arme um Samantha.

»Mir geht's gut«, murmelte sie, an seine Brust gepresst.

»Sobald Anthony mit dem letzten Rover kommt, hauen wir ab«, sagte Dorn. »Sieht aus, als würden sich die Dogon zurückziehen.«

»Sie sammeln sich erneut«, widersprach Jack.

»Haben wir alles?« Samantha eilte zu einem der Transporter und riss die Plane vom Verdeck hoch. Sie seufzte erleichtert – die Aluminiumkiste mit dem Skelett war auf der Ladefläche festgebunden. »Hast du das Artefakt?«, fragte sie Dorn.

»Im anderen Transporter.«

»Bist du sicher?«

Dorn rief Baines zu, er solle die Plane hochheben. Das tat er, als Samantha hinter dem sandgelben Humvee auftauchte. Im Innern erblickte sie die Kiste, in dem das Artefakt lag.

Baines wollte das Verdeck gerade wieder schließen, doch Samantha hielt ihn auf.

»Tut mir Leid, aber ich bin ein bisschen neurotisch.« Sie schob die Kiste zurecht, sodass sie den Schnappverschluß öffnen konnte. Sogar im Mondlicht leuchtete das Artefakt.

Jack bemerkte etwas auf dem Boden vor einem der Rück-

sitze.

»O mein Gott!«, sagte er. »Was hast du gemacht?«

Bevor Baines ihn aufhalten konnte, öffnete Jack die hintere Tür und zog etwas heraus, das seine Haut zum Kribbeln brachte.

Es war der trüb glänzende Brustschmuck des Häuptlings.

»Wir hatten keine andere Wahl. Glauben Sie mir. Entweder wir oder er«, erklärte Dorn.

»Ich glaube Ihnen.« Auch Jack hatte in dieser Nacht getötet. Dass es zur Selbstverteidigung gewesen war, machte ihm die Sache jedoch nicht leichter.

»Wäre Ihnen lieber, ich hätte ihn hier gelassen, damit er verbrennt?«

Die Antwort war nein. Dennoch bereitete ihm der Gedanke, dass Dorn ihn dem toten Häuptling abgenommen hatte, ein ungutes Gefühl. Dies war Diebstahl – zumindest Leichenfledderei. Aber wie oft hatte er in der Vergangenheit im Namen der Wissenschaft Gräber »geplündert«? Hätte er die Artefakte zurücklassen sollen, die er in Ekuador gefunden hatte? Hätte er zweimal nachdenken sollen, bevor er die goldenen Begräbnisketten des jungen Mädchens, das er in Machu Picchu entdeckt hatte, in ein kalifornisches Museum brachte?

»Das Artefakt gehörte nicht den Dogon, Jack. Das sollten wir nicht vergessen. Wenn es jemandem gehört, dann der Welt.«

»Tut es das? Ich glaube, das ist die alles entscheidende Frage. *Wem* gehört es?« Jack wünschte, er hätte eine Antwort.

Als Anthony mit dem letzten Rover nachkam, wechselte das Thema zu den logistischen Fragen. Baines und seine Männer gaben sporadisch Deckungsfeuer, als die Mannschaft den Humvee und die drei Landrover bestieg. Samantha sorgte dafür, dass sie in dem Wagen mit dem Skelett mitfahren konnte. Jack saß am Steuer und führte die Karawane an. Er kannte die Gegend besser als die anderen.

Auf der ersten halben Meile waren sie sehr wachsam, bemerkten aber keine angreifenden Dogon. Der einzige Lärm wurde von den röhrenden Motoren und von dem Kies verursacht, der innen an die Kotflügel schlug. Allmählich wurde das Chaos im Lager unwirklich, rückte in die Ferne. Aber etwas an der Stille machte Jack nervös.

Als die Wagen durch die enge Schlucht zwischen zwei Kämmen fuhren, war Jacks ungutes Gefühl buchstäblich greifbar. Dies war der perfekte Platz für einen …

»Hinterhalt!«, rief Jack, als der faustgroße Stein durch die Windschutzscheibe krachte.

Auf beiden Kämmen hoben sich mindestens zwei Dutzend Männer von dem Sternenhintergrund ab. Ein Steinhagel prasselte auf die Rover nieder. Die Höhe des Kamms kombiniert mit der Geschwindigkeit der Transporter würde einen direkten Treffer zu einem fatalen Schlag werden lassen. Auch ein paar Gewehrschüsse warfen ihr Echo von den Hügeln zurück.

»Runter!«, rief Jack.

Samantha duckte sich in dem Rover so tief sie konnte. In den Transportern wurde mit Automatikwaffen zurückgeschossen, aber die Geschwindigkeit und das Gelände, über das sie fuhren, ließen einen effektiven Schuss fast zu einem hoffnungslosen Unterfangen werden. Die Krieger gelangten bis auf wenige Meter an die Fahrzeuge heran. Hinter Jack kreischte ein Zulu auf, als ein Speer seinen Schenkel bis auf den Knochen durchbohrte.

Der Stein- und Speerhagel konnte die Transporter aber nur kurz aufhalten. Erst als sie aus dem Tal draußen waren, bemerkte jemand die grausame Szene hinter ihnen.

»Heilige Mutter Gottes …«

Sizwe, der älteste der Zulus, saß nicht mehr neben Baines in dem Humvee. Er war durch einen schweren Stein vom Rücksitz des Transporters geschleudert worden.

»Sizwe!«, rief ein Zulu aus einem der anderen Wagen. Die

Verzweiflung, die aus dem Schrei zu hören war, bewirkte, dass die Fliehenden ihre Aufmerksamkeit noch mal der Schlucht zuwandten.

»Jack! Wir haben einen verloren!« Samantha beobachtete, wie sich die Dogon über Sizwe hermachten, der, wenn auch nur kurz, einen tapferen Versuch unternahm, sich die Angreifer vom Leibe zu halten, deren Schreie seine eigenen übertönten, während sie mit Macheten auf ihn einhieben.

Die Karawane zog weiter. Es herrschte Schweigen. Was sie gerade gesehen hatten, erlaubte keine Worte. Jacks Fußknöchel schmerzte, da er das Gaspedal ständig bis zum Anschlag durchdrückte. Schließlich erblickte er eine Ecke des vom Mond beleuchteten Wassers des Niger.

»Die Brücke«, sagte Samantha und durchbrach damit die Stille. Auch Jack hatte daran gedacht und drehte leicht nach Osten ab.

Im Humvee löste sich die Spannung aus Dorns Gesicht. In weniger als sechs Sekunden würden sie auf der Brücke und kurz darauf auf der anderen Seite des Niger sein, auf sicherem Weg in Richtung des Landestreifens. Doch im nächsten Moment sah er, wie Jacks Wagen bei blockierten Bremsen scharf nach rechts zog. Jack hatte etwas bemerkt – beinahe zu spät.

Die Brücke war gekappt worden.

»Was jetzt?«, rief Samantha.

Jack legte de Rückwärtsgang ein. »Die Untiefen. Ein paar Kilometer flussabwärts.«

Die anderen folgten, als sich der vordere Wagen am Flussufer entlangschlängelte. Wie ein Rallyefahrer umfuhr Jack die Schlammlöcher. Den Meilenzähler behielt er sorgsam im Auge, und nach etwa drei Meilen begann er nach den Untiefen zu suchen, bis er endlich die weißen Steine aus dem Wasser ragen sah. Er winkte den großen Transporter dorthin.

»Bist du sicher, dass es flach genug ist?«, rief Samantha. Sie war eine schlechte Schwimmerin, und wenn Jack das nicht

schon gewusst hätte, hätten es ihm ihre Augen verraten.

»Ich glaube, ja.«

»Du glaubst?«, schrie sie. *»Du glaubst?«*

»Ich hoffe …«

Samantha klammerte sich an den Türgriff, als eine starke Welle vorne gegen den Rover schlug.

Der Aufprall brachte den Wagen zum Wanken, aber nachdem die erste Welle über sie geschwappt war, sahen sie, dass das Wasser nur einen Meter tief und damit, wenn auch schwer, passierbar war. Der Humvee mit Baines und Dorn hatte weniger Probleme und wurde kaum langsamer, als er durch das leicht bewegte Wasser fuhr.

Jack wusste aus Erfahrung, dass die Landrover auf Safaris die Könige waren und Gewässer, die ihnen bis zum Motor reichten, gut durchqueren konnten. Aber seltsamerweise fing der Rover an zu stottern – gerade in dem Moment, in dem das Profil der großen Reifen in das gegenüberliegende Ufer griff, um den Wagen aus dem Strom zu ziehen.

Er redete dem Drehzahlmesser gut zu, doch abrupt ging der Motor aus. Einen Augenblick später stotterte der zweite Rover und blieb ebenfalls stehen. Der dritte folgte kurz darauf.

Jack bekam ein mulmiges Gefühl. »Ich brauch eine Taschenlampe!«

»Hier«, sagte Ricardo, nachdem er eines der Handschuhfächer durchwühlt hatte. Jack schaltete die Lampe ein; der Strahl durchbohrte die Dunkelheit. Eilig legte sich Jack unter den Wagen.

»Verdammt!«, rief er. »Ich hab’s gewusst.«

Einen Augenblick später tauchte er wieder auf und verrieb schwarzen, öligen Sand zwischen Daumen und Zeigefinger.

»Die Dogon haben Sand ins Kurbelgehäuse gestreut.«

»Bei diesem hier auch«, sagte Baines unter dem Humvee hervor.

Mit den Fahrzeugen hingen sie also hoffnungslos fest.

»Hier in der Nähe kann kein Flugzeug landen«, erklärte Jack. »Gibt's auf dem Flugplatz auch Hubschrauber?«

Die Frage wurde durch Dorns hämisches Grinsen beantwortet. Sie waren in Mali. Selbst Ben Dorn würde ein paar Stunden brauchen, um einen Hubschrauber zu besorgen. »Baines, sag den Männern am Flugplatz, dass wir es nicht schaffen. Gib ihnen unsere Position durch, und ein Hubschrauber aus Kabuti soll uns hier rausholen«, befahl er. »Sie sollen auch vom Flugplatz aus probieren, uns hier zu erreichen.«

»Selbst wenn sie ein paar Transporter zusammenkriegen, brauchen sie mindestens zwei Stunden«, meinte Samantha.

»Dann schlage ich vor, wir schaffen die Sachen in die Büsche«, sagte Jack und war schon bei der Arbeit.

Sie hatten keine andere Wahl. Sie mussten in jedem Fall warten, entweder auf den Hubschrauber aus Kabuti oder auf Dorns Männer vom Flugplatz. Baines zog aus einem Lederkistchen ein kleines GPS-Gerät heraus, mit dem er mit Hilfe von Satelliten ihre Position ermitteln konnte. Es gab eine leichte Verzögerung, als das Signal ihren Standort bestimmte und das Signal zurücksendete. Der Empfänger konvertierte die Schluss-Signale in die Position, Geschwindigkeit und Zeitschätzung, sodass Baines den Standort genau ablesen konnte.

Dann funkten sie die Position zu Dorns Männern am Flugplatz. Das Flugzeug sollte warten, aber es würde auch eine Weile dauern, bis die Fahrzeuge über Land eintreffen würden.

Gleichzeitig versuchten sie einen Hubschrauber aus Kabuti zu bekommen. Beide Möglichkeiten hießen einige Stunden Wartezeit.

»Wir haben insgesamt weniger als zwanzig Magazine mit Munition dabei«, sagte Baines. »Und einige davon sind vermutlich nass.« Die Spannung in seiner Stimme übertrug sich auf die Gruppe.

»Wenn wir Glück haben, werden es die Dogon nicht so weit flussabwärts schaffen«, beruhigte ihn Jack. »Und wenn wir

noch mehr Glück haben, haben sie die Verfolgung bereits aufgegeben.«

»Sie sahen nicht aus, als würden sie lockerlassen«, meinte Samantha.

»Wenn sich rumspricht, dass ihr Häuptling tot ist, dann ja«, erwiderte Jack. »Sie müssen ihren Häuptling sofort begraben. Das verlangt der Brauch. Damit könnten wir etwas Zeit gewinnen.«

In jedem Fall konnten sie nichts anderes tun, als zu warten. Und zu beten.

Ausschwitzen

Baines zeigte den anderen, wie sie die Transporter abzudecken hatten. Unter Zuhilfenahme der natürlichen Umgebung und des Laubwerks entlang des Ufers ließen sich die Fahrzeuge fast völlig verstecken. Sie konnten in der Dunkelheit als Wall oder großer Strauch durchgehen, falls es die Dogon bis hierher schaffen sollten. Aber in weniger als drei Stunden würde es hell und jede weitere Tarnung unmöglich sein. Der Mannschaft blieb nichts anderes zu tun, als sich die Ereignisse der Nacht durch den Kopf gehen zu lassen oder sich Sorgen zu machen. Die meisten taten beides.

Samantha, nervös, wie sie war, überprüfte das Skelett und verstaute es noch sorgfältiger im Rover.

Jack gesellte sich zu Dorn und Baines am Humvee.

»Ich würde sagen, es waren ganz sicher sieben«, erklärte Baines. Er meinte die Anzahl der getöteten Dogon. Die Gruppe hatte Sizwe und Wandile verloren. Dorn trug Baines auf, Briefe an die nächsten Verwandten zu schreiben, obwohl er nicht sicher war, ob die beiden überhaupt welche gehabt hatten.

Die meisten Männer, die Baines einstellte, waren Einzelgänger, und ein Söldner wurde selten vermisst.

»Schick sie ans Postamt in ihrer Heimatstadt, zu Händen irgendeines Familienmitglieds«, sagte Dorn.

»Das wird nichts bringen.«

»Ich weiß.«

Baines nickte und ging zu den Zulus, um sich die nötigen Informationen zu holen.

»Ich wollte Ihnen danken«, sagte Jack. »Für die Warnung.«

Dorn blickte auf und lächelte, offensichtlich erfreut über Jacks Demutsgebärde. »Denken Sie sich nichts dabei. Sie hätten das Gleiche getan.«

Jack war sich nicht sicher. Einen Augenblick grübelte er über das moralische Dilemma.

»Werden die Dogon die Sache melden?«, fragte Dorn.

»Nein.«

Jacks Stimme drückte Sicherheit aus.

Die Dogon gingen mit dem Sterben auf eine ganz andere Weise um. Obwohl der Tod – besonders eines Mitglieds der Königsfamilie – etwas Heiliges war, wurde er wie der Sommerregen erwartet. Es gab keine falsche oder richtige Art zu sterben. Für die Dogon war jeder Tod natürlich. Sie begruben ihre Toten und machten weiter wie bisher, ganz gleich, ob der Tod durch fremde Hände verursacht worden war oder nicht. Was nicht hieß, dass sie vergaßen.

»Das hätte ich nicht gedacht«, erwiderte Dorn. »Ich bin froh, dass keiner von euch Wissenschaftlern getötet wurde.« Jack wusste, dass Dorns Erleichterung mehr war als nur die oberflächliche Besorgnis um seine Wissenschaftler. Der Verlust eines Amerikaners hätte die Angelegenheit ganz schön kompliziert gemacht, und es wäre praktisch unmöglich gewesen, den Fund als seine Entdeckung bekannt zu geben.

Samantha und Ricardo kamen hinzu.

»Hört mal«, meinte Ricardo, »ich habe überlegt, ob es über-

haupt nötig ist, nach Hubschraubern zu verlangen.«

»Ist es«, sagte Dorn. »Ich bin nämlich gar nicht sicher, ob meine Männer vom Flugplatz zu uns gelangen können.«

Ricardo verzog in der Erinnerung an seinen letzten Hubschrauberflug das Gesicht.

»Du wirst's schon überstehen, Ric …«, fing Samantha an, aber Jacks Handbewegung brachte sie zum Schweigen.

Er blickte stromaufwärts. »Alles nach unten«, flüsterte er. Köpfe duckten sich hinter die Rover, durch kleine Lücken in der Tarnung blickend.

Langsam glitt ein Kanu auf dem Wasser auf sie zu.

»Es sind mindestens fünf«, sagte Dorn so leise, dass er fast nur die Lippen bewegte.

Das Kanu war groß, vielleicht sechs Meter lang. Als es näher kam, waren die Umrisse von insgesamt fünf Dogon zu erkennen. Einer paddelte im Heck, während ein anderer sein diamantscharfes Ruder als Steuer benutzte. Aber derjenige in der Mitte war der interessanteste. Er blickte unaufhörlich auf den Boden des Kanus, und von Zeit zu Zeit schüttelte er einen mit Perlen gefüllten Kürbis. Der Klang, dem einer Klapperschlange ähnlich und genauso beängstigend, wurde vom Wasser reflektiert und verstärkt.

Baines griff nach seinem Revolver. »Sie müssen uns bemerkt haben«, sagte er. »Sie müssen …«

Das Kanu war so nah, dass Jack die tiefen Kerben an der Seite erkennen konnte, wo Handwerker ein kompliziertes Muster geschnitzt hatten. Die Gruppe schien das Atmen eingestellt zu haben.

Dann glitt das Kanu so schnell, wie es gekommen war, an ihnen vorbei, streifte nur kurz das Ufer und fuhr flussabwärts weiter. Fast eine Minute lang sagte niemand ein Wort.

Schließlich flüsterte Dorn: »Das ist ein verdammtes Wunder. Sie haben uns übersehen.«

Baines schob die Sicherung an seinem Revolver wieder

zurück.

»Ganz bestimmt nicht«, widersprach Jack. »Wenn sie hinter uns her gewesen wären, hätten sie uns gefunden. Die Dogon durchstreifen dieses Land schon seit Jahrtausenden. Sie haben nicht nach uns Ausschau gehalten.« Jack griff nach einer Taschenlampe, um nach seinem Notizbuch zu suchen.

»Was meinen Sie damit?«, fragte Dorn.

»Es waren Medizinmänner auf dem Weg, ihren toten Häuptling vor Sonnenaufgang zu begraben. Er muss zur königlichen Begräbnisstätte gebracht werden.«

»Das ist grotesk.«

»Bei den Dogon gehört es zum Glauben, dass sie ihre Toten noch vor dem nächsten Sonnenaufgang begraben – genau wie bei den Ägyptern.«

»Und was ist, wenn diese Nomaden meilenweit von ihrer Begräbnisstätte entfernt sind, wenn ihr Häuptling stirbt?«

»Dann wird er jeden Tag vor Sonnenaufgang in einem provisorischen Grab bestattet.«

»Das stimmt, Ben«, bestätigte Samantha. »Es gibt dokumentierte Fälle von Menschen, die über eine Strecke von achthundert Meilen immer wieder bestattet wurden.«

Sie drehte sich zu Jack, um ihm beizupflichten, doch er hatte sein Notizbuch bereits in sein Hemd gesteckt und marschierte zum Wasser.

»Wohin gehst du?«, fragte Samantha.

»In all den Monaten, in denen ich bei dem Stamm lebte, haben sie mir die königliche Begräbnisstätte nie verraten«, antwortete Jack. »Es war streng verboten. Aber Xwabatu erzählte mir, dass an diesem Ort große Geheimnisse verborgen seien. Vielleicht hat es etwas mit dem Brustschmuck zu tun. Dort muss es ein paar Antworten geben. Er sagte, dort reden sie mit den Vätern des Wissens.«

»Meine Männer sind auf dem Weg, Jack.«

»Ich werde rechtzeitig zurück sein. Aber ich will verdammt

sein, wenn ich mir diese Gelegenheit entgehen lasse. Es ist die einzige Chance, die wir jemals bekommen.«

Es herrschte ein langes Schweigen.

Samantha musste die Entscheidung unbewusst getroffen haben, denn bevor es ihr richtig klar wurde, platzte sie damit heraus: »Ich komme mit!«

»Ihr werdet sie nie finden«, meinte Dorn. »Und ihr könntet euch verletzen.«

»Die Shamsasa-Wasserfälle sind nur drei Meilen flussabwärts«, erklärte Jack. »Die Begräbnisstätte muss irgendwo vor den Fällen liegen, sonst müssten sie unterhalb wieder ins Wasser setzen.«

Jack machte sich auf den Weg flussabwärts.

»Samantha, wir haben alles, was wir brauchen. Deine ganze Zukunft liegt in diesen beiden Kisten. Das andere Zeug ist, unter wissenschaftlichen Aspekten betrachtet, unbedeutend«, sagte Dorn. »Außerdem könntest du getötet werden. Ihr solltet beide nicht gehen.«

Dorn fragte sich, was sie zu dieser Impulsivität veranlasst hatte. War es der simple Entdeckerdrang? Vielleicht wollte sie nicht, dass Jack ihr um eine Nasenlänge voraus war. Was auch immer der Grund war, er merkte an Samanthas Blick, dass er die Grenze überschritten hatte.

»Das ist meine Entscheidung, Ben. Und ich gehe.«

Die Wasserfälle

Jack und Samantha kamen nur langsam voran und schleppten sich durch Matsch und dornige Kletterpflanzen. Das Tosen der Shamsasafälle wurde lauter und übertönte allmählich das Brummen der großen Käfer in der Nachtluft. Der Pflanzen-

wuchs wurde dichter, fast tropisch. Ein kühler Sprühregen von den Fällen legte sich auf ihre Gesichter und Haare. Die Wasserfälle schufen ein Mikroklima, das sich in hohem Maße von dem der trockeneren Ebenen im Westen unterschied.

»Sie müssen ganz in der Nähe sein«, flüsterte Jack, der etwa sechs Meter vorausging. Seine Taschenlampe beleuchtete nur schwach das große Einbaum-Kanu der Dogon, das an einer ruhigen Stelle an Land gezogen worden war.

Samantha kniete in dem Matsch und untersuchte die Fußabdrücke. Die Spuren führten einige Meter landeinwärts, wandten sich dann wieder zum Ufer und verschwanden in Richtung der Fälle.

Jack tippte ihr auf die Schulter und signalisierte ihr etwas in der Zeichensprache. Sie verstand sofort – ihre Lieblingstante war taubstumm. Samantha hatte diese Art der Verständigung schon in der Schule gelernt. Es war ihre und Jacks Geheimsprache gewesen und war es heute noch. Jack wollte, dass sie direkt hinter ihm blieb, damit sie nicht getrennt würden.

Sie signalisierte zurück: Ja, in Ordnung.

Jack zog sein Hemd aus und spannte den Baumwollstoff über die Taschenlampe. So konnten sie zwar im gedämpften Schein den Fußspuren im Schlamm folgen, waren aber ausreichend geschützt, um selbst nicht gleich gesehen zu werden.

Sie gingen etwa fünf Minuten, und mit jedem Meter wurde der Weg tückischer. Der Schlamm wurde von langen Platten aus nassem Sandstein abgelöst. Der ständige Sprühregen von den Wasserfällen erzeugte einen idealen Standort für Moose und Flechten, die den Fels schlüpfrig wie einen öligen Garagenboden machten. Samantha strauchelte zweimal und schürfte sich die Knie an dem rauen Fels auf. Wirklich beunruhigend aber war, dass es keine Spuren mehr gab, denen sie folgen konnten.

Als sie sich dem oberen Rand der Fälle näherten, war beiden klar, dass ein Fehltritt zum Verhängnis werden würde. Die

Felsen vor ihnen fielen bis zum Tal unter ihnen ab. Kein Vergleich mit den großartigen Victoriafällen, dachte Jack, doch die etwa dreißig Meter, die das Wasser hier in Kaskaden hinabstürzte, bevor es in das brodelnde Becken unter ihnen krachte, erforderten äußerte Vorsicht.

Unvermittelt hielt Jack an und musterte die Gegend. Die Fälle waren so laut, dass er wieder zu sprechen wagte. »Wir gehen nicht weiter.«

»Sie müssen ganz in der Nähe sein«, drängte Samantha.

»Es ist zu gefährlich. Bei einem Ausrutscher hier ist es nicht mit einem Bluterguss am Knie oder Schürfwunden getan.«

»Aber ich habe meinen Hintern gerade mehr als zwei Meilen hierher geschleppt.«

»Du hast Bewegung immer gehasst.«

»Ich habe sinnlose Bewegung immer gehasst. Das ist ein Unterschied.«

Samantha zuckte frustriert mit den Schultern. Er hatte sie wieder einmal für eine seiner Schnapsideen begeistert, nur um sie jetzt erneut zu enttäuschen. Aber als sie sich auf den Rückweg machten, fielen ihr das Fossil und das Artefakt ein. Sie stellte sich die Ehrungen vor, die sie für ihren Fund erhalten würde. Nie wieder würde man sie runtermachen können.

Jack nahm einen anderen Weg zurück. Er war trockener als ihr Hinweg, weil sie jetzt etwas mehr gegen den Wind gingen. Der Lärm der Fälle schien wieder in den Hintergrund zu treten, als Jacks Hand hervorschoss und Samantha stoppte.

»Sieh mal.« Erzeigte auf eine Gruppe kleinerer Fälle stromaufwärts. Die glatte Wasserwand der Kaskade wurde von hinten beleuchtet… durch Fackeln!

Jack lächelte verblüfft. »Kein Wunder, dass ich es nie gefunden habe.«

Wie in Trance lief er auf das Licht zu. Samantha bemühte sich, genau in seine Fußstapfen zu treten. Von der Seite der kleinen Wasserfälle aus konnte Jack sehen, dass sich dahinter

ein Höhlensystem verbarg.

Er streckte seine Hand hindurch. Ein dünner Wasservorhang war alles, was sie von dem Hohlraum dahinter trennte. Er ergriff Samanthas Arm. »Bist du bereit?«

Samantha nickte. Sie drehten sich rasch um und gingen hindurch.

Aus Angst, entdeckt zu werden, ließ Jack die Taschenlampe ausgeschaltet. Mondlicht sickerte durch den Wasserschleier und verschmolz mit dem bernsteinfarbenen Schimmer, der aus dem Inneren der Höhle drang. Von hier hörten sie die dunklen Gesänge der geistlichen Führer der Dogon, deren Echo zu ihnen heraufschallte. Sie bahnten sich ihren Weg um einen großen Stalagmiten. Als sie hinter der Kalksäule standen, konnten sie ungehindert auf die Felskammer unter ihnen blicken. Die Höhle war voll mit dem öligen Rauch der Fackeln und dem Geruch von Kräutern und Weihrauch.

»Unglaublich«, staunte Samantha.

»Ja.« Jack hatte bereits begonnen, das kunstvolle Ritual, das direkt vor ihnen aufgeführt wurde, zu skizzieren.

Die Höhle war groß – ungefähr wie ein kleines Opernhaus – und die Akustik nicht weniger verblüffend. Entlang beider Seiten der Kammer standen sechs grob gehauene, in etwa lebensgroße Steinfiguren. Sie kennzeichneten die Gräber früherer Dogon-Häuptlinge. Jede war mit einem anderen, in den Stein gravierten Kopfschmuck verziert. Diese waren eckig und grob geformt, und Jack fiel eine merkwürdige Ähnlichkeit mit den Statuen auf den Osterinseln auf. Die Steinfiguren schienen den toten Häuptling zu schützen, der am Fußende einer neu gehauenen Figur lag, die einen helleren Farbton als die anderen hatte.

Mehrreihige Goldketten und farbenprächtige Federn schmückten die Brust des Häuptlings. Um seine Taille wand sich ein Gepardenfell – das Symbol des Adels bei den Dogon. Fünf Medizinmänner führten einen komplizierten Tanz um

einen großen Obelisken auf, der in der Mitte zwischen den beiden Figurenreihen stand.

Der Obelisk war überwältigend.

Er ragte etwa drei Meter in die Höhe und musste mehr als zwei Tonnen wiegen. So, wie er sich aus dem Boden erhob, schien er direkt aus dem Gestein der Höhle geschlagen worden zu sein. Komplizierte Gravuren überzogen seine Oberfläche.

An seiner Spitze waren mehrere Sternbilder eingeritzt: Orion, Sirius, der Kleine Wagen und die Pleiaden, die sich oberhalb von anderen Sternkonfigurationen befanden, welche Jack nicht erkannte.

»Siehst du diese merkwürdigen Sternensysteme?«, fragte Jack fast lautlos. »Vielleicht sind sie der Schlüssel für den Herkunftsort der Außerirdischen.«

Unter den Sternbildern wanden sich große Dogon-Schriftzeichen um den Obelisken, die Jack eifrig kopierte.

»Was bedeuten sie?«, flüsterte Samantha.

Jack gab eine Rohübersetzung, während er sie in seinem Notizbuch skizzierte. »Sie erzählen von den Leuchtenden. Und dem Geschenk … der Kommunikation. Da wird etwas von den Häuptlingen des großen Dogon-Volkes gesagt … die immer das Ohr des Alten Weisen haben werden.« Jack unterbrach kurz und versuchte mehr zu erkennen. »Das ist es im Wesentlichen. Aber da sind viele Wörter, die ich noch nie zuvor gesehen habe. Es schaut aus wie eine ältere Version des Dogon.«

»Wie alt?«

»Ich bin nicht sicher. Wahrscheinlich ist es das Gegenstück zum Altenglisch des elften Jahrhunderts. Im Satzbau und bei der Grammatik ist einiges gleich geblieben, aber die Schreibweise ist fast nicht zu erkennen.«

Am Fuß des Obelisken, direkt unter den Dogon-Inschriften, leuchtete etwas, das wie ein grobes rechteckiges Auge aussah. Jack und Samantha erkannten es.

Die Augen-Göttin war in unzähligen alten Kulturen verehrt

worden, auch von den Ägyptern. Aber Statuetten der Augen-Göttin waren ebenfalls in Europa gefunden worden, aus der Zeit vom siebten bis fünften vorchristlichen Jahrtausend. Diese frühen Völker Südosteuropas hatten eine einzigartige Zivilisation geschaffen, die nichts den Kulturen des Nahen Ostens verdankte, sondern sich sogar vor ihnen entwickelt hatte. Aber wie die Ägypter verehrten sie ein einfach dargestelltes rechteckiges Auge.

Anthropologen faszinierte an diesen scheinbar voneinander unabhängigen Völkern, dass die weit verbreitete Verehrung der Augen-Göttin auf ähnliche Erfahrungen schließen ließ. Die Vorstellung, dass autonome Kulturen die gleichen Rituale teilten, war ein beunruhigendes Rätsel. War es einfach Zufall, oder verband diese Kulturen etwas?

Jack hatte das rechteckige Auge auf rudimentären Schnitzereien und Statuetten aus verschiedenen Teilen des Globus gesehen. Aber dass es hier auf dem Obelisken war, hatte etwas Verwirrendes.

Vielleicht war es auch die ungewöhnliche Darstellung – von dem rechteckigen Auge führten grobe Linien nach außen, als ob es Strahlen in den Himmel senden würde. Jack dachte, sie könnten Sonnenstrahlen darstellen, doch war er sich nicht sicher. Auf jeden Fall aber kam es ihm komisch vor, das rechtwinklige Auge hier, an diesem Ort, zu sehen.

»Ich wusste nicht, dass die Dogon die Augen-Göttin verehren«, flüsterte Samantha.

Genau in diesem Moment fügte sich für Jack alles zusammen.

Die Wahrheit traf ihn wie eine Flutwelle.

»Tun sie nicht.« Jack sprang auf. »Das ist kein Auge. Komm, los.«

Entdeckung

Jack und Samantha waren wieder in ihrem Versteck. Er hatte sie ohne Pause entlang des Flussbetts zurückgetrieben und ihr gesagt, er werde ihr alles erklären, wenn sie da seien.

»Was ist passiert?« Dorn hatte beim Geräusch der ersten Schritte seine Pistole gezogen.

»Wo sind die beiden Artefakte?«, fragte Jack außer Atem.

»Jack!«, rief Samantha. »Sag mir verdammt noch mal, was los ist …«

»Ich wusste, dass mir die Stücke bekannt vorkamen, aber irgendwas passte nicht.« Jack riss sich die Jacke vom Leib und breitete sie auf der Motorhaube eines der Rover aus.

»Seid vorsichtig damit«, mahnte Dorn, als Baines und François den Brustschmuck herausnahmen und ihn auf Jacks Jacke legten.

Jack blätterte in seinem Notizbuch.

»Um was geht's eigentlich?«, fragte Ricardo.

Schließlich war das andere Stück neben dem ersten auf der Motorhaube.

Jack seufzte in seinem Triumph. »Es ist ganz einfach. Wirklich.«

Beide Dreiecke befanden sich Seite an Seite, ihre Spitzen zeigten von der Gruppe weg. Jack legte sein offenes Notizbuch darüber. Samantha, Ricardo und Dorn rückten zusammen und schoben wie drei hungrige Küken den größeren Baines aus dem Weg.

»Diese Stücke kamen mir zwar vertraut vor«, erklärte Jack, »aber ich hatte keine Ahnung, warum, bis wir dieses quadratische Auge auf dem Obelisken gesehen haben.«

»Was für ein Obelisk?«, fragte Ricardo.

»Pst!«, machte Samantha.

»Es gibt einen guten Grund, warum ich sie nicht einordnen

konnte.« Jack hielt kurz inne. Die Luft knisterte vor Spannung. Er schluckte, seine Kehle war ganz trocken.

»Ich konnte sie nicht einordnen, weil es nicht zwei Teile sind …« Jack zog die beiden Spitzen auseinander, bis sich die Grundflächen der beiden Stücke beinahe berührten. »Sie sind eins!«

Es herrschte einen Moment Schweigen.

»Teufel auch!«, rief Baines aus.

Die zur Seite gedrehten Dreiecke sahen aus wie ein quadratisches Auge.

Die Zeichnungen in Jacks Notizbuch, das Auge der Göttin, schienen eine Kopie der beiden Teile vor ihnen auf der Motorhaube zu sein. Dorn konnte seinen Blick nicht davon abwenden, ebenso wenig wie Samantha. »Jack!«, schrie sie.

Sie bemerkte als Erste, dass die beiden Teile zu zittern begannen. Sie wurden …

Lebendig!

Keiner – nichts – bewegte sich außer den beiden Teilen, die den einen Zentimeter breiten Spalt zwischen sich schlossen und mit einem *Klick* verbanden.

»O Scheiße …«, murmelte Ricardo.

Die beiden Stücke verschmolzen miteinander, und im nächsten Augenblick war jedes Anzeichen einer Verbindung oder Nahtstelle verschwunden.

»Was ist denn da gerade passiert?«, fragte Dorn.

Bevor Jack ihm sagen konnte, dass er absolut keine Ahnung habe, plärrte das Funkgerät eines der Landrover los. Alle fuhren vor Schreck zusammen – einschließlich der Zulus, die dazugetreten waren.

Langsam hob das Objekt etwa sieben Zentimeter von der Motorhaube ab.

Es hob tatsächlich von der Motorhaube ab! Die zu einer Form verschmolzenen Dreiecke begannen sich zu drehen. Die Scheinwerfer der Rover gingen an und aus. Die Zulus wichen

mit dem Rest der Gruppe zurück. Die Spitzen des Quadrats waren nicht mehr zu erkennen, als sich das Objekt immer schneller drehte. Als die Kanten verwischten, trat ein einzelner Lichtstrahl aus der Mitte des Objekts nach oben – aus dem Berylliumkreis, der die Pupille bildete. Es war ein heller blauer Strahl, so hell, dass er die Ebene wie ein Stadion beleuchtete und alles in sein Blau tauchte.

Einige Zulus hatten sich auf die andere Seite des Lagers zurückgezogen. Vor nichts auf der Welt hatten sie Angst – doch dies gehörte offensichtlich nicht dazu.

»Jack … was ist …«, stotterte Samantha.

Der blaue Strahl weitete sich plötzlich wie ein Kegel und bildete ein Hologramm der Erde. Dreidimensional. Die Landmassen waren rot gefärbt. Der Planet war mit gleichmäßigen Feldern überzogen, die die Längen- und Breitengrade markierten. Unterhalb des Planeten erschien eine Reihe von Tafeln, auf denen sich scheinbar Tasten befanden.

Das Hologramm wurde größer und bildete eine Art galaktisches Netz über dem Planeten. Es zeigte unbekannte Sternenkonstellationen – mehrere Gleichungen erschienen neben den verschiedenen Sternenhaufen. Von einem dieser Sternenhaufen leuchtete ein besonders starker Lichtstrahl bis zur Erde. Auf jedem Tastenfeld befand sich in der oberen rechten Ecke ein Symbol.

»Es sieht wie eine Art Karte aus«, meinte Baines.

Samantha folgte der dünneren, stärkeren Linie, die aus dem Weltraum kam. »Dieser Strahl markiert etwas auf der Erdoberfläche.«

Ricardo beugte sich über ihre Schulter. »Vielleicht ist es ein Peilgerät …«

»Aber wofür?«, fragte sie.

Jack schwieg die ganze Zeit über. Er hatte seinen Blick von dem starken Strahl, der in Südamerika an der Nordwestspitze des Kontinents endete, nicht abgewendet.

Dorn bemerkte es. »Könnte dies ein Peilgerät für *Die Quelle* sein?« Er war offensichtlich, was Jacks Forschungen in den alten Mythen betraf, im Bilde.

»Ich weiß nicht …«, murmelte Jack fast unhörbar. »Aber über eins bin ich mir sicher.« Sein Finger tippte in die Luft oberhalb des Endpunkts der Strahls. »Ich weiß genau, welcher Ort hier markiert wird«, sagte er ernst und mit zitternder Stimme. »Ich war dort.«

Tagundnachtgleiche

»Sie waren dort?« Dorns Stimme übertönte das Knacken der Nachtinsekten, die das leuchtende Hologramm umkreisten.

Jack nickte, noch immer tief in Gedanken versunken.

Samantha ging näher an die 3D-Matrix heran. Der Strahl endete irgendwo im Nordwesten des Kontinents, nahe der Ruinen von Machu Picchu, die weiter nördlich lagen. Sie zog den Umriss eines riesigen Sees nach. »Tiahuanaco …«

»Tiahuanaco?«, fragte Dorn. »Ist das eine Stadt?«

»Ein Ort«, antwortete Jack.

»Es sind verlassene Ruinen«, erklärte Samantha. »In Bolivien. Jack hat dort in der Nähe geforscht…«

Samanthas Stimme erstarb, als würde der durch Jacks Abreise verursachte Schmerz noch irgendwo tief in ihrem Innern schwelen. Jack war fast ein Jahr lang fortgewesen – mitten während seiner Doktorarbeit. Samantha hatte ihm zu bedenken gegeben, wie sehr es ihn in seinem Programm zurückwerfen würfe, aber er hatte nicht auf sie gehört. Vielleicht hätte sie ihm den wahren Grund sagen sollen, weswegen sie wollte, dass er blieb: Sie hatte ihn gebraucht und würde ihn schrecklich vermissen. Jene Reise hatte den unvermeidlichen Niedergang

ihrer Beziehung eingeläutet. Es war die Zeit, in der er zum ersten Mal seine bizarren Theorien formuliert hatte. Jack hatte an den Inka-Ruinen von Cuzco geforscht, aber oft hatte er ihr über seine Nebenexkursionen nach Tiahuanaco geschrieben, das nur ein paar hundert Meilen entfernt lag. Sie erinnerte sich an seine starke Erregung hinsichtlich der Anomalien an der Ausgrabungsstätte – die megalithischen, mit der Präzision eines Lasers geschnittenen Steinblöcke. Die Klammern, die die riesigen Blöcke zusammenhielten, bestanden aus einer Metalllegierung, die sich nur sehr hohen Temperaturen herstellen lässt. Unglaublich, aber die Erbauer müssten so etwas wie einen transportablen Schmelzofen besessen haben, um diese Klammern zu gießen – etwas, das die Menschen damals nicht haben konnten. Diese Anomalien müssten den Menschen doch gerade ins Auge springen, hatte er gesagt, und sie forderten uns dazu heraus zu glauben.

»Magnetisch«, sagte Ricardo, der sich zur Seite gebeugt hatte und nun durch den schmalen Spalt zwischen der Unterseite des Artefakts und der stählernen Motorhaube des Rovers blickte.

Seine Stimme unterbrach Samanthas Innenschau. Sie umschritt das Hologramm. Das Artefakt drehte sich nicht mehr – scheinbar war es nur »hochgeladen« worden. Das Instrument ruhte absolut bewegungslos auf einem Luftpolster.

»Erzeugt es ein elektromagnetisches Feld?«, fragte Samantha ihn.

Ricardo nickte. »Deswegen hängt es so da. Möglicherweise war's auch das, was die beiden Teile zusammengefügt hat.«

»Aber warum sollte so ein Ding verlassene Ruinen anzeigen?«, fragte Dorn.

»Vielleicht funktioniert das Hologramm ja wirklich wie ein Peilgerät und deutet auf etwas«, meinte Jack.

Schweigend wog jeder für sich die Hypothesen ab. Ein Windstoß sang durch das Riedgras am Fluss.

Samantha bebte innerlich. »Könnte das Schiff – ein Raum-

schiff – nicht noch hier sein?«

»Es könnte«, stimmte Jack zu. Sein Blut gefror. »Der Außerirdische könnte plötzlich bei einem Vulkanausbruch getötet worden sein. Möglicherweise bei der Suche nach Beryllium. Er wurde damit nicht fertig – oder hat es nicht dorthin zurückgeschafft, wo er herkam.«

»Oder vielleicht ließ man ihn hier zuerst aussteigen«, sagte Samantha, »was bedeutet, dass unser Außerirdischer nicht allein war.«

»In beiden Fällen könnte das Schiff immer noch in Südamerika sein«, meinte Dorn.

Jack wollte in Dorns Augen lesen, vielleicht zur Bestätigung des Hungers, den er aus der Stimme des Mannes gehört zu haben glaubte. In Dorns Brille spiegelte sich jedoch nur das Bild der leuchtenden dreidimensionalen Matrix. »Wenn der Strahl tatsächlich ein Objekt markiert«, sagte Jack, »ein Schiff oder ein anderes technisches Teil, musste es gut versteckt sein. Archäologen haben die Ausgrabungsstätte jahrelang durchkämmt. Und bei all meinen Besuchen habe ich nie etwas anderes als alte Architektur bemerkt.«

»Könnte das, worauf der Strahl zeigt, vergraben sein?«, fragte Samantha.

»Muss wohl«, antwortete Jack.

»Wo würde man suchen?«, wollte Dorn wissen.

Nach einer Pause sagte Jack: »Ich würde am Tempel von Kalasasaya anfangen. Er ist der Mittelpunkt von Tiahuanaco.«

»Ich nehme an, Sie haben dafür eine Theorie«, meinte Dorn.

»Eher einen Gedanken.«

»Gedanken?«

»Nachdem ich den Obelisk gesehen habe, ist es mehr als nur eine bloße Vermutung.«

»Was für ein Obelisk?«, fragte Ricardo aufgebracht.

»Ich erzähl dir später alles darüber«, flüsterte Samantha.

Die Furchen auf Jacks Stirn drückten Dringlichkeit aus. Er

blickte sich um, als suchte er jemanden mit einer Uhr. »Welches Datum haben wir heute?«

Dorn neigte das Zifferblatt seiner Rolex. »Den Sechzehnten. Warum?«

»Wir haben nur noch vier Tage.«

»Wozu?«

»Der Tempel in Tiahuanaco wurde gebaut, um das Frühlings-Äquinoktium zu verfolgen …«

»Natürlich, das stimmt«, unterbrach ihn Ricardo, der plötzlich verstand.

Samantha blickte verwirrt drein. »Warum ist es so wichtig, noch vor dem Äquinoktium dort zu sein?«

»Weil die Erdachse zur Ekliptik geneigt ist.«

»Was ist das alles für ein Quatsch?«, fragte Baines.

»Das ist ein bisschen schwer zu verstehen.«

»Versuch's zu erklären«, bat Samantha.

»Die Erde rast mit über hunderttausend Stundenkilometern durch den Orbit um die Sonne, richtig? Wir alle wissen, dass die Erde ein Jahr braucht, um diesen Orbit einmal zu durchlaufen. Das merken wir genauso wie der Mensch von früher auf Grund des ständigen Jahreszeitenwechsels.«

Dorn winkte ab. »Das verstehe ich. Aber was ist mit der Neigung der Erdachse zur Ekliptik?«

»Die Erdachse ist geneigt – ungefähr 23,5 Grad zur Vertikalen. Dadurch ist der Nordpol sechs Monate pro Jahr der Sonne abgewandt, während die südliche Hemisphäre den sommerlichen Sonnenstrahlen ausgesetzt wird und umgekehrt.

Die Jahreszeiten werden durch vier entscheidende Punkte markiert, die für die alten Kulturen extrem wichtig waren«, fuhr Jack fort, zufrieden, dass ihm alle folgten. »Die Winter- und Sommersonnenwende und die Frühlings- und Herbst-Tagundnachtgleiche. Auf der nördlichen Hemisphäre ist die Wintersonnenwende der kürzeste Tag des Jahres, der auf den 21. Dezember fällt und der erste Tag des Winters ist. Derselbe

Tag markiert die Sommersonnenwende auf der südlichen Hemisphäre. Die Tagundnachtgleichen dagegen sind die beiden Zeitpunkte eines Jahres, an denen Tag und Nacht gleich lang sind.«

Jeder der Zuhörer rief sich die Erinnerungen im Stillen wach. Einzig die Zulus am Rand der Gruppe tuschelten weiterhin miteinander.

»Es lässt sich nur schwer vorstellen, dass die alten Kulturen diese ›Kardinalpunkte‹ eines Jahres genau bestimmen konnten – die Tagundnachtgleichen und die Sonnenwenden. Das Unglaubliche aber ist, dass gewisse alte Völker ein seltsames Phänomen bei den Bewegungsabläufen am Himmel erkannten, das mit ›Vorrücken der Tagundnachtgleiche‹ bezeichnet wird.«

»Das Vorrücken – die Präzession«, sagte Samantha. »Du hast darüber geschrieben, aber ich erinnere mich nicht mehr …«

»Das Vorrücken lässt sich extrem schwer beobachten und ohne empfindliche Geräte noch schwerer messen. Die Position der Erde im Verhältnis zur Sonne ändert sich im Verlauf von Tausenden von Jahren nahezu unmerklich. Diese Änderung erfolgt auf Grund der Präzession der Erdachse, die durch Kräfte verursacht wird, welche für das weitere Verstehen im Moment nicht wichtig sind. Diese Erdpräzession führt dazu, dass man meint, die Konstellationen, die man während der Tagundnachtgleiche beobachtet, würden sich, wenn auch nur ganz langsam, durch jedes Zeichen des Tierkreises bewegen. Damit wird uns gesagt, dass sich unsere Position im Weltall geändert hat. Und diese Änderung der Konstellationen nennt man Vorrücken der Tagundnachtgleiche.«

»Und die alten Völker wussten über diese Präzession Bescheid?«, fragte Dorn.

»Ja. Das taten viele Kulturen, einschließlich der Menschen, die Tiahuanaco erbauten. Sie glaubten, dass die bedeutendste Konstellation in einer bestimmten Ära diejenige sei, unter der die Sonne am Morgen der Frühlings-Tagundnachtgleiche

aufgeht«, erklärte Jack. »In den letzten zweitausend Jahren ist die Sonne im Zeichen der Fische aufgegangen. Bald sind wir aus diesem Zeichen heraus, und die Sonne wird vor dem Hintergrund des Wassermanns aufgehen. Diese Rotation erfolgt ständig, aber sehr, sehr langsam.«

»Von welcher Geschwindigkeit sprechen wir?«, fragte Samantha.

»Die Erde ›steht‹ in jeder Konstellation 2200 Jahre. Also vollzieht sie nur alle 25 776 Jahre einen vollständigen Kreis, was die Alten ein ›Großes Jahr‹ nannten«, erklärte Jack weiter. »Das heißt, die zivilisierten menschlichen Wesen konnten entsprechend der gegenwärtigen Sichtweise nicht einmal ein Fünftel eines Großen Jahres beobachten – obwohl sie bereits über dieses Vorrücken Bescheid wussten.«

»Und ihr Tempel wurde gebaut, um dieses Phänomen zu messen?«, fragte Dorn.

»Da besteht kein Zweifel. Der Tempel von Kalasasaya diente als Uhr – ein riesiges Ding zur Zeitbestimmung mit Hilfe der Sterne. Wer auch immer den Tempel erbaute, wollte einen genauen Kalender, der ihm die exakte Position der Erde im Weltraum verriet. Die Beobachtungsplattform und die Obelisken rund um den Tempel sollten den genauen Zeitpunkt der Frühlings-Tagundnachtgleiche ermitteln. Auf diese Art – indem sie in den Himmel auf die wechselnden Konstellationen blickten – konnten sie einen unendlichen Kalender aufstellen. Aber wisst ihr was? Ich glaube nicht, dass dies der einzige Grund ist, weswegen der Tempel gebaut wurde.«

Dorn beugte sich vor. »Was meinen Sie damit?«

»Ich glaube, der Tempel wurde auch als Schattenwerfer gebaut.«

»Als Schattenwerfer?«, fragte Ricardo. »Wie in Teotihuacán?«

Jack nickte. Die zerstörte aztekische Stadt, von der Ricardo sprach, lag einunddreißig Meilen nordöstlich von Mexiko City.

»Während des Mittags der Tagundnachtgleiche in Teotihuacán wird ein scharfer Schatten auf die untere Fassade geworfen. Er erscheint für exakt sechzig Sekunden – genau am Mittag –, dann verschwindet er wieder. Ich glaube, das Gleiche passiert in Tiahuanaco.«

»Aber es wurde nicht berichtet, dass man einen Schattenwerfer gefunden hatte«, wandte Ricardo ein.

»Weil das Bauwerk, das den Schatten erzeugt hatte, versetzt wurde.«

»Versetzt?«, fragte Samantha.

»Erinnerst du dich, dass ich dir von dem Sonnentor geschrieben habe?«

Samantha nickte.

»Auf einem riesigen Andesitmonument, dem Sonnentor, gibt es eine Serie bis jetzt nicht enträtselbarer Inschriften«, erklärte Jack den anderen. »Wer auch immer das Tor errichtete, wiederholte die Eingravierungen auf vielen anderen Bauwerken in der Gegend – als hätten die Erbauer eine große Katastrophe vorhergesehen und sicherstellen wollen, dass die Informationen nicht verloren gehen.«

»Was für Informationen?«, fragte Baines.

»Wissenschaftliche Gleichungen. Ein unbekannter Algorithmus. Die Symbole scheinen eine Art Anweisung zu sein.«

»Anweisungen wozu?«, wollte Dorn wissen.

Und wieder erfüllten die Klänge der afrikanischen Nacht die Stille.

»Ich weiß nicht«, antwortete Jack.

»Und die Inschriften sind nie enträtselt worden?«, fragte Samantha.

»Nein, nie – sie sind gar nicht fertig geschrieben. Sie hören mittendrin auf, als wären die Erbauer während dieser sorgfältigen und wichtigen Arbeit plötzlich verschwunden.«

»Also ereignete sich die Katastrophe, die sie befürchtet hatten«, folgerte Ricardo.

»Es sieht so aus. Das Tor wurde über hundert Meter vom Rest des Tempels entfernt gefunden; es lag vornübergekippt mitten im Lehm. Wie durch ein Wunder bewahrte der Lehm die Inschriften vor der Verwitterung. Das Problem ist, dass wir nicht wissen, wo das Tor ursprünglich stand.«

»Wofür sollte das wichtig sein?«, fragte Dorn.

»Wenn wir nicht wissen, wo es stand, wissen wir auch nicht, wo wir nach dem Schattenwerfer suchen sollen – ein Schattenwerfer, der vielleicht dieselbe Sache enthüllen könnte wie das, worauf dieses Hologramm hinzuweisen scheint.«

»Unglaublich«, sagte Dorn leise. »Meinen Sie, Sie kennen die ursprüngliche Position?«

»Wenn ich das genaue Alter des Tempels berechnen kann, indem ich die auf dem Dogon-Obelisken verzeichneten Sternkonstellationen mit meinen Daten von Tiahuanaco vergleiche, müsste ich rauskriegen, wo das Tor damals stand und der Tagundnachtgleiche jener Zeit entspricht.«

»Und dann?«, wollte Samantha wissen.

»Und dann bauen wir ein Abbild des Monuments an seiner ursprünglichen Position.« Jack starrte auf das Artefakt und das Hologramm; es stand im totalen Kontrast zu der idyllischen Savanne. »Solange wir es rechtzeitig nach Bolivien schaffen, können wir in ein paar Stunden ein provisorisches Tor aus Zeltplanen bauen. Wir müssen nur die Größe des Bauwerks berücksichtigen.«

»Und wenn wir es nicht rechtzeitig bis zur Tagundnachtgleiche schaffen, um Ihre Theorie zu überprüfen?«, fragte Dorn.

»Dann müssten wir noch ein Jahr warten.«

Während Jack sprach, machte sich am hohen Riedgras am Fluss Unruhe breit. Einer der Zulus kam zu Baines gerannt und sagte etwas auf Suaheli.

Mit gespanntem Gesichtsausdruck gab Baines die Information weiter. »Die Dogon haben die Verfolgung wieder aufgenommen. Dieser Mann hier hat zwei Meilen flussaufwärts

Fackeln gesichtet.«

Jack trat ein paar Schritte zurück. »Das Licht«, sagte er. »Bestimmt sehen sie das Licht.«

In ihrer Verwunderung hatte niemand daran gedacht, dass die Umgebung und der Himmel in leuchtendes Blau getaucht waren. Die Schreie der Ochsenfrösche am Fluss konnten die rhythmischen Klänge nicht mehr übertönen, die entlang des Ufers ihr Echo warfen – die Trommelschläge der Dogon in der Ferne.

Schalter

Das intensive blaue Licht war mittlerweile weniger befremdlich.

»Wir müssen das verdammte Ding irgendwie auskriegen«, meinte Baines.

»Er hat Recht.« Doms Blick überflog besorgt den Fluss.

Jack sah sich das Artefakt aus der Nähe an. Er hatte keine Ahnung, wo er anfangen sollte. »Das kann nicht schwieriger sein als bei einem Haushaltsgerät«, sagte er.

»Vorsicht«, mahnte Samantha. »Du konntest ja nicht einmal unseren Videorecorder programmieren. Erinnerst du dich?«

Jack drehte sich zu Ricardo. »Warum lässt du deinen Physikabschluss nicht endlich mal zur Geltung kommen?«

Vorsichtig schlich Ricardo um das Hologramm, das sein Hemd zum Glänzen brachten. »Sagen wir mal, ich habe die Gebrauchsanweisung verloren.«

»Wir haben nicht viel Zeit«, warnte Dorn.

»Ich bin am Nachdenken.« Schweißperlen krochen aus ihrem Versteck unter Ricardos Koteletten hervor und bahnten sich einen Weg hinab.

»Versuch auf das Ding draufzuschlagen«, sagte Baines.

»*Du* kannst draufschlagen«, erwiderte Ricardo, »aber lass mich vorher ein paar hundert Meter von hier abhauen, ja?«

Ricardo wischte sich den Schweiß ab, dann wandte er seine Aufmerksamkeit auf die Reihe von Tastenfeldern entlang der Unterseite des Hologramms. Auf jedem Tastenfeld befand sich in der oberen rechten Ecke ein Symbol. Das sah vielversprechend aus. Vielleicht dienten sie als Funktionstasten.

»Das hier scheint das Richtige zu sein, oder?«, fragte Ricardo und zeigte auf das hellste Tastenfeld.

Jack hatte keine Ahnung. »Du wirst's schon wissen.«

Ricardo atmete tief durch und streckte seine Hand in Richtung Hologramm. Die anderen wichen ein paar Schritte zurück.

»Ich kann die Energie spüren … wie statische Elek…«

In dem Moment brachten Ricardos Finger das Hologramm zum Platzen. Das dreidimensionale Gitter verschwand und hinterließ in seinem Sog absolute Schwärze. Für einen Augenblick waren alle blind, bis das schwache Mondlicht nach und nach die Leere ausfüllte.

»Ich nehme an, wir haben den Schalter zum Abstellen gefunden«, meinte Jack.

Das Artefakt lag genauso wie zuvor auf der Motorhaube des Rovers.

Ricardo zitterte. »Ich schlage vor, jemand sollte das für zukünftige Einsätze aufschreiben.«

Jack konzentrierte sich auf den Schein der sich nähernden Fackeln. Die Dogon konnten nicht mehr als eine Meile entfernt sein, sie befanden sich wahrscheinlich bereits jenseits der großen Biegung des Flusses. Die Gruppe unterhielt sich nur flüsternd und drängte sich in der relativen Sicherheit der Fahrzeuge zusammen, die einen willkommenen Schild gegen unvorhergesehene Gefahren bot.

Dorn und Baines versuchten die Zulus zu überzeugen, dass

das wundersame Schauspiel, welches sie gerade gesehen hatten, nur von einem Teil der hochtechnischen amerikanischen Ausrüstung hervorgerufen worden sei und sie keine Angst zu haben brauchten.

Doch das nahmen ihnen die Zulus nicht ab.

»Samantha«, flüsterte Dorn.

»Ja?«

Er kauerte sich neben sie. »Bist du in Ordnung?«

Sie nickte.

»Nimm das.« Dorn reichte ihr einen 9-mm-Browning. »Er ist geladen. Und gesichert.«

»Nein, danke. Ich stehe nicht auf Waffen.«

»Nur vorsichtshalber.«

»Ich kann nicht mal ein Luftgewehr benutzen, ohne dass mir schlecht wird.«

»Du musst sie nicht benutzen«, beruhigte sie Dorn. »Aber ich will dir zeigen, wie sie funktioniert. Nur für den Notfall.« Dorn legte die Pistole auf seine flache Hand. »Hier ist die Sicherung. Wenn du hier reindrückst, kannst du schießen. Lass die Pistole gesichert, bis du weißt, dass du sie brauchst.« Er sicherte die Waffe wieder.

Samantha wollte die Pistole nicht anfassen. »Und was dann?«, fragte sie.

»Dann zielst du und schießt.«

»Zielen und schießen«, wiederholte sie leise.

Er ließ die Waffe auf dem flachen Felsen neben ihr liegen.

Flussaufwärts marschierten die Dogon um die Flussbiegung; ihre Fackeln schimmerten in der Ferne wie kleine Sterne. Die Unterhaltung verebbte. Baines platzierte am Rand ihres Verstecks bewaffnete Männer. Jack kroch durch die Gruppe und mahnte alle, still zu blieben. Er wusste, dass eine Vorhut der Dogon unterwegs war; jedes Geräusch würde ihnen ihre Position verraten. Schließlich ließ er sich hinter dem Landrover

nieder und fuhr mit seinen Fingern über die AK-47, die Baines ihm gegeben hatte.

Wenn meine Studenten mich jetzt sehen könnten, dachte er.

Es wurde so still, dass nur noch das Wasser zu hören war, das sich in kleinen Strudeln seinen Weg durch das Riedgras am Ufer bahnte. Hin und wieder rutschte ein Stück Erde platschend ins Wasser.

Ein gellendes Quietschen durchbohrte die Stille.

Es war so nah, dass es blankes Entsetzen in Baines hervorrief. Das Funkgerät im Wagen! Eine afrikanische Stimme ertönte über die ganze Savanne. Baines hechtete zum Transporter und drehte die Lautstärke herunter. Danach beantwortete er flüsternd den Funkruf und beschrieb die Lichtung.

Dann war der schwache Klang sich nähernder Fahrzeuge zu hören.

Dorn musste lächeln. »Wir haben es geschafft.«

Der Klang signalisierte Rettung. Es war Dorns Mannschaft vom Flugplatz.

Die drei Lastwagen waren noch unbequemer als die Rover. Dorns Männer hatten sie mitten in der Nacht von einer örtlichen Safari-Organisation »geliehen«; es waren die einzigen Fahrzeuge, die groß genug waren, um die Mannschaft mit ihrer ganzen Ausrüstung zu transportieren. Jack war sich nicht sicher, ob die Verstärkung die Dogon bei ihrer Verfolgung eingeschüchtert hatte, aber Dorns Männer hatten die Expeditionsgruppe ohne Zwischenfälle evakuiert. Die Fackeln waren ein schwaches Glimmen in der Ferne geblieben.

Dass die rappelnden Lastwagen die menschliche Ladung ordentlich durchschüttelten, schien niemanden zu stören. Alle waren noch ganz hingerissen. Sie sprachen über das Gerät der Außerirdischen und wohin sie das Hologramm führen könnte. Die bloße Spekulation ließ Jack erzittern. Dieselbe Vorfreude spürte er in Dorn. Der Mann hatte den Blick eines Besessenen.

»Vier Tage«, sagte Dorn. »Nicht gerade viel Zeit.«

»Ich weiß«, erwiderte Jack.

»Wenn wir den Termin verpassen, müssen wir bis nächstes Frühjahr warten?«

»Ja«, antwortete Jack. »Aber diese Chance werde ich nicht verpassen.«

Ricardo rutschte quer über die vordere Sitzbank, um näher bei den anderen zu sein. »Bei dir weiß ich ja nicht. Aber ich glaube, es ist nicht nötig, gleich nach Bolivien loszusausen. Ich würde sagen, wir haben noch Zeit. Wir warten lieber bis nächstes Jahr.«

»Du weißt, dass wir das nicht können«, entgegnete Jack.

Samantha stimmte zu. »Dieses Hologramm führt uns zu einer ganz bedeutenden Sache.«

»Vielleicht bedeutender als alles, was wir hier gefunden haben«, fügte Dorn hinzu.

»Wir gehen jetzt«, entschied Samantha.

»Aber wir haben keine Zeit, um die notwendigen Genehmigungen zu besorgen«, sagte Ricardo. »Und noch weniger für die Visa. Wir müssten illegal ins Land einreisen – wie Flüchtlinge. Ganz zu schweigen von der Mühe und der Verzögerung durch die Sicherung und den Transport der ganzen Ausrüstung, die sich bei einer so kurzfristigen Sache ergeben. Außerdem würden wir es bei den kommerziellen Flügen mit dem unvermeidlichen Umsteigen und den Nutzlastbeschränkungen sowieso nicht bis zur Tagundnachtgleiche schaffen.«

Außer Atem, schien Ricardo sich selbst davon überzeugt zu haben, dass das Ganze nicht zu machen war.

Dorns Erwiderung schmetterte sämtliche Einwände von Ricardo nieder. »Ich könnte alle Hebel in Bewegung setzen und uns bei den Genehmigungen und Visa etwas Spielraum verschaffen. Wir werden uns kurze Zeit illegal dort aufhalten, aber ich kann den Papierkram in Ordnung bringen. Und meine Mannschaft ist bestens dafür geeignet, Geräte tonnenweise

schnell und diskret zu transportieren.«

Jack wusste, dass die Tonnen von Geräten, die Dorn meinte, gewöhnlich Waffen gewesen waren.

»Und außerdem fliegen wir nicht Linie«, fügte Dorn hinzu.

»Was soll das denn wieder heißen?«, fragte Ricardo nervös.

ZWEITER TEIL

Ladung

Das Wimmern der Allison T-56 Turboprops, die die C-130 antrieben, wurde im hohlen Rumpf des Flugzeugs zu einem Dröhnen verstärkt. Zum Transport von Waren gebaut, war das Flugzeug ganz und gar nicht passagierfreundlich. Dorn und Baines saßen direkt hinter dem Cockpit, wo sie mehrere Anrufe über das schwere Satellitentelefon abwickelten. Anthony und François rauchten Zigaretten, blätterten *Penthouse* durch und diskutierten über Gott und die Welt.

Der eine Zulu, den Dorn sich entschieden hatte mitzunehmen, schwieg, war aber wach. Jack konnte sich absolut nicht vorstellen, was in ihm vorging. Bongane hieß er, und er musste schon Ende fünfzig sein. Die anderen Zulus waren nicht mitgekommen. Dorn hatte Samantha versichert, dass keiner seiner Leute über die Vorfälle sprechen würde. Jack glaubte ihm, auch wenn die Art, wie der Mann solchen Gehorsam durchsetzte, ihm ein ungutes Gefühl bereitete.

Der Einzige, der die unerfreuliche Umgebung im Flugzeug nicht wahrnahm, war Ricardo, der bewusstlos auf einem Haufen Ladenetze lag. Sobald er einen Fuß in das Metallmonster gesetzt hatte, hatte er den Erste-Hilfe-Kasten im Cockpit durchstöbert und Samantha bedrängt, ihm die Demerol-Spritze zu injizieren. Dies zusammen mit Vicodin ließ Ricardo wie ein Baby schlafen. Seit einer Stunde lag er reglos da.

Jack rückte sich den Schlafsack zurecht, der ihm als Kopfkissen diente, und blickte aus einem der kleinen Fenster. Eis umgab das Glas am Rand. Durch das beschlagene Fensterchen in der Tür drängten sich die ersten Sonnenstrahlen. Sie flogen westwärts und würden die meiste Zeit der Reise der Sonne hinterherjagen. Jack sah auf den Atlantik hinab. Vor einer halben Stunde hatten sie das Festland hinter sich gelassen. Die Sonne warf ein paar glühende Strahlen über die unendliche

blaue Meeresoberfläche. Für Jack war es ein seltsamer Widerspruch, dass unser Planet »Erde« genannt wurde. »Wasser« hätte besser gepasst.

Samantha schlängelte sich im hinteren Teil des Flugzeugs durch die Ladung. Jack hatte sie zweimal dabei beobachtet, wie sie die Kisten mit dem Fossil und dem Artefakt überprüft hatte. Nach jeder Turbulenz stolperte sie nach hinten, um nachzuschauen, ob die Kisten sicher an den Seitenwänden des Flugzeugs befestigt waren. Jack zog sie deswegen nicht auf. Die Ladung war für beide unbezahlbar.

Samantha bahnte sich ihren Weg zurück und ließ sich neben Jack nieder, ihren Kopf gegen seinen zusammengerollten Schlafsack gelehnt. Jack blickte immer noch aus dem Fenster.

»Man muss auf so vieles achten«, fing sie an.

Jack nickte. »Hm.«

»Weißt du, das macht mich richtig krank. Ich habe Magenschmerzen.«

Jack war durchaus klar, dass sie nicht den Flug meinte. Sie meinte das Fossil. Das Artefakt. Den Gedanken, dass unser Planet in der Unendlichkeit des Weltraums nicht allein war. »Ich weiß genau, wie du dich fühlst.«

»Weißt du, was all das für die Welt bedeutet? Für die Wissenschaft? Für die Geschichte? Was wir dort entdeckt haben, wird alles verändern.« Sie schwieg kurz. »Das Lustige daran ist« – jetzt klang sie, als würde sie sich selbst beobachten –, »dass ich mich manchmal dabei ertappe, dass ich denke, ich hätte das Zeug am liebsten erst gar nicht gefunden.«

»Aber du hast.«

»Ja.«

Samantha wirkte nervös in der darauf folgenden Stille. Jack spürte ihr Unbehagen.

»Du hast mir dort mein Leben gerettet«, meinte sie, während sie näher rückte. »Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll. Aber … ich war nie so nahe dran gewesen, weißt du?«

»Ja.«

Mit sorgsam gewählten Worten fuhr sie fort: »Danke. Vielleicht ist es ja für dich normal, eine Frau aus einer misslichen Lage zu erretten, aber ich hatte Angst. Richtige Angst.«

»Ich genauso.« Jack legte seine Hand auf die von Samantha.

Sie bewegte sie nicht.

Er fragte sich, ob sie dasselbe fühlte wie er – Schmetterlinge, die tief in seinem Bauch aus ihren Kokons schlüpften. Durch die Berührung wurde Energie freigesetzt, die früher immer zwischen ihnen geflossen war. Sein Herz raste, und er blickte leicht verlegen nach unten aus dem Fenster.

»Ich habe keine Ahnung, wann wir an die Öffentlichkeit gehen können«, sagte er. »Oder *was* wir an die Öffentlichkeit bringen werden.«

Jacks Blick fand schließlich den ihren. Die in der Morgendämmerung feurigen Farben brachten die goldenen Pünktchen auf ihrer Iris zum Funkeln. »Das *Was* ist egal, solange es die Wahrheit ist.«

»Ich möchte, dass ihr beide, du und Ricardo, als Koautoren auftretet.«

»Es ist dein Fund.«

»Ja, aber das meiste hätte ohne deine Vorarbeit keinen Sinn gemacht.«

Jack ließ seine Hand von ihrer hinabgleiten. »Arbeit?«, fragte er. »So nennst du meine Forschung also? Ich erinnere mich, dass du in diesem Zusammenhang den Ausdruck ›Schwachsinn‹ als eine der freundlicheren Beschreibungen verwendet hast.«

»Das ist nicht fair.«

»Was weißt du schon, was fair bedeutet.«

»Ich habe deinen Theorien nicht zugestimmt. Wie hätte ich sie auch unterstützen können?«

»Du hättest *mich* unterstützen können. Mehr hatte ich gar nicht verlangt.«

Samantha musste sich wegen stärkerer Turbulenzen an einem der langen Seile festhalten, die an der Flugzeugwand entlang gespannt waren. Im Winkel ihrer von Schmerz gezeichneten Augen bildete sich eine Träne. »Du weißt, dass es über die Unterstützung deiner Spekulationen hinausging. Du hattest mich testen wollen. Mich treiben wollen«, verteidigte sie sich. »*Das* war nicht fair.«

Samantha stand auf, um nach der Ausrüstung zu sehen.

Jack massierte sich den Nacken, der sich wie eine gespannte Feder anfühlte. Er hatte es wieder getan. Der mächtige Krieger, Stolz genannt, hatte sein Ego überwältigt und den Weg aus seinem Unterbewusstsein gefunden. Er war der Ursprung für viele Auseinandersetzungen mit Samantha gewesen. Stolz. Ehre. Die hochnäsigen Gefühle tanzten auf Messers Schneide, in einem Arm der Respekt vor der eigenen Würde, im anderen die fatale Überheblichkeit.

Jack lehnte sich gegen die Plane, die den größten Teil der mitgebrachten Instrumente und Ausrüstung bedeckte, und ließ die beiden Seelen in seiner Brust ihren Streit miteinander ausfechten. Der eine Kämpfer wurde durch Stolz, Bitterkeit und Zorn genährt. Der andere war, mit einem Wort gesagt, friedvoll. Diese rationale Seite beruhigte Jack immer. Sie war vergesslich – vergebend. Sie war der Teil, der die Wunden heilte, die der andere im Nu tief aufgerissen hatte.

Jack ließ seine Gedanken zurückschweifen bis nach Princeton. Nie zuvor hatte er einen Menschen getroffen, der mehr auf Konkurrenz aus war als Samantha. Sie war nicht nur eine Frau in einer Männerwelt, es ging weit darüber hinaus. Sie hatte ihren Abschluss in Anthropologie noch vor ihm gemacht – Jacks konträre Sichtweise hatte nicht gut zu derjenigen der Fakultät gepasst. Aber Jack war es egal, er war leicht in die Rolle des Rebellen geschlüpft.

Zuerst schien es Samantha gefallen zu haben, wie er seine bizarren Theorien entwickelt hatte. Jack erinnerte sich, dass sie

das erste Jahr nach dem Abschluss mühelos hinter sich gebracht hatten. Sie hatten dieselben Träume und Fantasien miteinander geteilt, und zusammen hatten sie selbst an den weltlichsten Aufgaben ihren Spaß. Und dann war da noch der Sex. Die körperliche Leidenschaft zwischen ihnen hatte außer Konkurrenz gestanden und war durch ihre gemeinsame Leidenschaft zum Lernen noch verstärkt worden. Nach und nach allerdings war Jacks rebellisches Wesen von etwas eingenommen worden, das Samantha bedenklich stimmte. Einige seiner Theorien zerrissen ganze Bastionen der Wissenschaft – zum Beispiel den Darwinismus.

Er erinnerte sich an Samanthas Vorträge spät in der Nacht darüber, dass er seine Forschung dazu benutzte, ordentliche Professoren zum Narren zu halten. Es hatte nicht immer gut getan, was sie ihm erzählt hatte.

Vielleicht hatte sie ja Recht gehabt.

In den beiden folgenden Jahren hatte Jack sich gewundert, wie schnell er zum Außenseiter geworden war. Er hatte sich einen Namen als Aufrührer gemacht, als Eindringling, der sich in fremdes Terrain einmischte. Zu dem Zeitpunkt hatte Samantha begonnen, sich zu verändern. Sie hatte sich so sehr nach Erfolg gesehnt, und die einzige Möglichkeit, diesen zu erreichen, war, die gegenwärtig akzeptierte Meinung des Establishments zu unterstützen. Ihre Beziehung hatte nicht plötzlich geendet – dadurch wäre es natürlich einfacher gewesen. Nein, Jack hatte mit der Zeit bemerkt, wie sie sich schrittweise zurückzog. Sie wurde kalt. Reserviert.

Bald darauf war das Unvermeidliche eingetreten, als Jack genug Mut aufgebracht hatte, sie wegen dreier möglicher Termine für die Hochzeit zu fragen. Er hatte gewusst, was kommen würde, was den Schmerz aber nicht linderte. Ihre Augen hatten sich mit Tränen gefüllt, und Jack erinnerte sich an die leichte Übelkeit, als ihre Worte von der Betonwand des Labors widergehallt waren: »Das bring ich nicht fertig.«

Ach, scheiß drauf. Scheiß auf sie, dachte Jack und rückte den Schlafsack unter seinem Kopf zurecht. Sein Herz pochte laut. Es erinnerte ihn daran, welche seiner Seelen sich stärker fühlte. Vielleicht, weil er ihr erlaubte, stärker zu sein.

Jack bemerkte kleine Flecken von Land, umrundet von weißen Wasserringen – Wasser auf einem Riff; vielleicht die Kanaren.

Warum war er noch immer so wütend?

Obwohl die Sache schon Jahre zurücklag, hatte er nicht vergessen können, wie der kleine Diamant im Licht gefunkelt hatte, als sie ihn vom Finger abgestreift hatte. Ebenso wenig hatte er vergessen, wie herablassend das »Es tut mir Leid«, geklungen hatte, als sie ihn in seine Hand gelegt hatte.

Jack kroch hinüber, wo Ricardo sich in das Packnetz eingenistet hatte, und wühlte in seiner Tasche, um die Flasche Glenfiddich herauszuholen, den Single-Malt-Scotch, den er und Ricardo so gerne tranken. Der Alkohol brannte in seiner Kehle. Er fand, Single-Malts schmeckten besser, wenn man sie nippte – und auf Eis. Er schloss die Augen, spürte die zunehmende Taubheit im Kopf und rutschte tiefer auf seinem Platz hinab. In seinem Magen breitete sich Wärme aus. Jetzt wusste er, dass er fähig sein würde zu vergessen.

Zumindest eine Zeit lang.

Die C-130 war schon mehr als elf Stunden in der Luft. Wegen der leichten Ladung würden sie nicht auftanken müssen.

Nach einer Weile hörte Samantha auf, das Artefakt und das Fossil nach jeder kleinen Turbulenz zu überprüfen. Sie wusste, es würde schon eines Erdbebens der Stärke acht bedürfen, um die sorgfältig und sicher befestigten Kisten zu lösen. Außerdem wurden die Teile durch die Isolierung in den Stahlcontainern so geschützt, als wären es Eier.

Sie versuchte sich wieder auf ihr Buch zu konzentrieren, das sie am Heathrow Airport auf ihrem Weg nach Mali gekauft

hatte. Nach sechzig Seiten allerdings legte sie es zur Seite. Es war der sechste Gerichtskrimi vom selben Autor, aber sie hätte schwören können, dass sie den ersten las. Oder war es der vierte? Die Gerichtssäle schienen alle miteinander zu verschwimmen.

Sie kramte in ihrer Tasche nach einem nordafrikanischen Kaugummi. Er schmeckte eklig, aber wenigstens hatte ihr Mund etwas zu tun. Erfolglos versuchte sie Ricardo zu wecken, und nachdem sie des leichten Grinsens auf seinem Gesicht gewahr wurde, kam ihr der Gedanke, dass sie ihm womöglich etwas mehr als die empfohlene Dosis gespritzt hatte. Sie ließ ihn liegen und stieg über Jack hinweg.

Eigentlich wollte sie mit ihm über Tiahuanaco sprechen, doch sie fand auch ihn in seinem wohlverdienten Schlaf vor, sodass sie ihren Kopf gegen einen der vor ihm stehenden Wasserkühler aus Plastik lehnte und ihn beobachtete. Er schlief mit offenem Mund – das hatte sie immer an ihm gemocht. Das ließ ihn wie einen kleinen Jungen aussehen, besonders wenn sein Haar zerwühlt war. Ihr Blick glitt von den breiten Schultern hinab zu den starken Unterarmen, die aus den hochgekrempelten Ärmeln hervorschauten, dann zu den kräftigen Händen. Sie liebte Jacks Hände. Sie hatten ihr immer Sicherheit vermittelt.

Jacks Teilnahme an der Expedition hatte in Samantha gemischte Empfindungen ausgelöst. Sie fühlte sich unwohl, und dennoch hatte er etwas, was sie in ihrem Leben bisher vermisst hatte. Jack weckte Dinge in ihr.

Jack ließ sie etwas empfinden.

Sie dachte über einige glückliche Zeiten nach, die sie miteinander gehabt hatten, über seinen rhetorisch perfekten Heiratsantrag und die kleine schmuddelige Wohnung, in der sie es sich gemütlich gemacht hatten, während draußen das Leben tobte. Sie dachte über die Art nach, wie Jack sie nach dem Sex angeblickt hatte. Er hatte ihr das Gefühl einer Königin vermit-

teln können. Sie stellte sich seinen nackten Körper vor – stark, straff, fest. Dann schweiften ihre Gedanken zu den Momenten ab, in denen er ihr durch seine Entscheidung, ihrer beider Karrieren durch den Dreck zu ziehen, wehgetan hatte. Sie hatte immer gedacht, er würde sie auf die Probe stellen, wie weit ihre Loyalität reichen würde. Es war nicht fair gewesen, sagte sie sich. Beinahe hätte sie alles verloren, wofür sie ihr Leben lang gearbeitet hatte – und Jack schien es egal zu sein.

Die Entdeckung in Mali drohte alle Gründe zu untergraben, die sie gesammelt hatte, um Jack dieses gefühlsbedingte Ultimatum zu stellen. Seine Theorien klangen gar nicht mehr so verrückt. Eigentlich hatten sie sich bestätigt. Seine Rebellion war nicht die künstliche Verteidigung, die sie einmal gewesen zu sein schien. Doch warum machte er es einem so schwer, sich zu entschuldigen? Sie hatte Unrecht gehabt und war Frau genug, ja, bescheiden genug, um zuzugeben, das sie Jack brauchte. Das schien aber nicht zu reichen. Er konnte sie immer noch wütend machen. Sie dachte lange über die ihr von Jack zugefügten Freuden und Schmerzen nach, aber auch über den Schmerz, den sie in den vergangenen sechs Jahren vor jedem außer vor Gott hinter einem Berg Arbeit versteckt hatte.

Schließlich glitten ihre Gedanken zu Ben Dorn ab. Das Dreieck, in dem sie sich befand, half ihr bei der Aussöhnung mit Jack wenig. In Wahrheit konnte sie Jack nicht vorwerfen, dass er über Dorns Beteiligung sauer war. Sie wäre es an seiner Stelle auch gewesen. Doch das Wiedersehen mit Jack ließ die Beziehung mit Dorn noch oberflächlicher erscheinen, selbst bei alldem Schmerz, den dieses Treffen mit sich brachte. Sie wollte nicht darüber nachdenken, was die gegenwärtige Allianz über sie verriet.

Dann, bevor sie in Schlaf versank, dachte sie noch, wie verdammt hart der Flugzeugrumpf gegen ihre Wirbelsäule drückte.

»Scheiße!«

Dorn knallte den Hörer des Satellitentelefons auf.

Das Flugzeug hatte vor einer Stunde den brasilianischen Luftraum erreicht, und bald würden sie über die so genannte internationale Grenze fliegen, jene willkürlich durch die endlose Matte üppiger Vegetation gezogene Linie. Doch die einzig wirklichen Linien, die den dichten Dschungelteppich durchbrachen, waren die vereinzelten braunen Flüsse, die sich auf ihrem Weg zum Meer dahinschlängelten. Bald würde das Flugzeug den bolivianischen Teil dieser riesigen Wildnis überfliegen. Das hieß, dass für Dorn die Zeit knapp wurde. Es mussten immer noch Abmachungen getroffen werden. Die entsprechenden Beamten mussten bestochen werden, damit sie rückwirkend den Papierkram erledigten, aber ihm war es immer noch nicht gelungen, die nötige Ausrüstung für die Reise in das Hochland der Anden zu beschaffen. Sein Einfluss bei den Verhandlungen wurde genauso aufgezehrt wie der Treibstoff des Flugzeugs, während sie sich immer mehr dem Flugplatz von Trinidad näherten – der kleinen Stadt, von der aus sie ihre Expedition zu den Ruinen starten wollten.

»Was ist los?«, fragte Baines, als er von seiner kurzen Rauchpause mit Anthony und François zurückkam.

»Dieser Anruf gerade eben kostet mich sechsundneunzigtausend Bolivianos.«

»Kann nicht sein«, meinte Baines.

Der stattliche Kopilot kam aus dem Cockpit, wollte an ihnen vorbeigehen, blieb dann aber stehen. »Vielleicht ist es besser, wenn Sie über ein Fernnetz telefonieren«, schlug er mit Jersey-Akzent vor.

Dorn blickte dem Mann direkt ins Gesicht, als er nach seinen Zigaretten kramte.

»Meine alte Lady hat von ihren Freunden so eine tolle Nummer, bei der man wirklich was sparen kann. Sie müssen nur die 32 wählen – ich glaube, es ist die 10-32 …«

»Danke«, sagte Dorn. Der Kopilot zuckte mit den Schultern und verzog sich in den hinteren Teil des Flugzeugs. »Wo kriegst du bloß immer diese Idioten her?«

Baines kicherte.

»Dieser Bastard Checa braucht mehr Geld«, erklärte Dorn.

»Das überrascht mich nicht. Hier lassen sie einen glatt ausbluten.«

Juan-Luis Checa, früherer Staatsanwalt, war der Außenminister von Bolivien. Vor seiner Ernennung hatte er einer Vielzahl hochrangiger Politiker als Berater gedient. Alle Straßen zum dunklen Herzen der meisten Regierungsbeamten führten über ihn. Die gesalzene Bezahlung war für seine Dienste. Born hatte Checa verjähren kennen gelernt, als der Staatsanwalt ein bisschen im internationalen Waffenhandel – einem profitablen Nebengeschäft zu seiner Juristentätigkeit – mitgemischt hatte. Er hatte Dorn gesagt, er brauche sich wegen der Genehmigungen und Visa nicht zu sorgen, und ihm versichert, es mache keine Schwierigkeiten, wenn sie die Zollpapiere erst nach ihrer Ankunft ausstellen ließen. Aber er hatte Dorn ebenso gesagt, dass auch andere Schlüsselpersonen bezahlt werden müssten. Die neunundsechzigtausend seien nur sein »Vorschuss«.

Dieser gierige Bastard, dachte Dorn. Diese Spritztour in die Zentralanden wurde mit jeder Minute teurer. Beim gegenwärtigen Wechselkurs würde allein Checa mehr als zweiundvierzigtausend US-Dollar ausbezahlt bekommen.

Es war kein Geheimnis, dass die Korruption in Bolivien überhand nahm. Die meisten Beamten standen auf der Gehaltsliste mindestens eines Drogenkartells. Checa selbst unterhielt enge Beziehungen zum Curoz-Kartell. Und ohne ihn konnte die Expedition kein Bein auf die Erde bringen. Zwar verfügte Dorn über die sorgsam ausgebildete Fähigkeit der unmerklichen Manipulation, doch hatte er diesmal keine Zeit für eine faire Verhandlung gehabt. Die Frühlings-Tagundnachtgleiche stand kurz bevor, und sie würden einen weiteren Tag brauchen,

um sich durch die größtenteils unpassierbaren Straßen zum Hochland durchzuschlagen, wo Dorn hoffte, auf einen noch größeren Schatz als das Fossil oder das Artefakt zu stoßen. Eine Technologie, die sich Gewinn bringend ausnutzen lassen würde.

»Finde raus, wer zur Zeit Trinidad kontrolliert«, sagte Dorn.

Er musste wissen, welches Drogenkartell für den Handel aus der kleinen Stadt heraus zuständig war.

Baines blätterte eine gefaxte Liste mit bolivianischen Kontakten durch und tippte eine Nummer in das Satellitentelefon. »Für das Hochland brauchen wir auch Schutzgeld«, meinte er.

»Erinnere mich nicht daran!« Dorn wusste, dass sie mindestens zwei der »Handelszonen« der Kartelle auf ihrem Weg zu den Ruinen von Tiahuanaco durchqueren mussten. Sobald sie den Boden eines jeden Kartells betreten würden, hätten sie eine Gebühr als »Schutzgeld« zu bezahlen – eine mittelalterliche Praxis, die in diesen Breiten Lateinamerikas immer noch Hochkonjunktur hatte. Dorn zog den Vorhang zum Cockpit auf und blickte aus einem der kleinen runden Fenster. Der endlose Dschungelteppich breitete sich in allen Richtungen unter ihnen aus. »Wissen Sie ungefähr, wann wir ankommen?«

»Wir müssten in etwas mehr als einer Stunde zur Landung in Trinidad ansetzen«, erwiderte der Pilot.

Dorn blickte auf den schmutzigen braunen Kragen des Mannes und fragte sich, warum um alles auf der Welt er sein Leben den Händen solcher Menschen anvertraute.

Bald würden sie wieder Boden unter den Füßen haben und noch an diesem Tag ihren Aufstieg nach Tiahuanaco hinter sich bringen. Dorn dachte über das Artefakt nach und wie sie es der Welt präsentieren würden – nachdem er es in allen Einzelheiten in einer seiner technischen Anlagen untersucht haben würde. Es gab so viel zu erfahren. So viel, woraus sich Geld machen ließ. Die Technologie, deren Zeuge er in der Savanne von Mali gewesen war, hatte einiges verändert. Nun

wurde ihm klar, welches Potenzial in diesem Gerät steckte – und in dem, worauf es hinzuweisen schien.

Er sah seine Zukunft vor sich.

Dorn bebte vor Aufregung. Fänden sie die sagenhaften *Quelle* in Tiahuanaco, wäre die Technologie Milliarden wert. Billionen. Ben Dorn streckte seine langen Beine aus und hörte zu, wie Baines am Telefon die letzten Absprachen mit der Eskorte des Drogenkartells traf.

Eine Dreiviertelstunde später erhielt Baines vom Piloten die Nachricht, dass sie zur Landung ansetzten, und sagte es Dorn weiter. Dieser ging in den Ladebereich, wo er die Wissenschaftler schlafend vorfand. Samantha lag am Fußende von Jacks Ruhelager. Ein Anfall von Eifersucht ließ seinen Puls höher schlagen. Dorn blieb kurz stehen und beobachtete, wie ihre kleine Nase leise Luft holte. Die Frau sah immer noch hinreißend aus – selbst nach einem Tag im feuchten Laderaum. Nach einem kurzen Moment trat Wut an die Stelle der Eifersucht.

Er und Samantha hatten in den letzten vier Monaten nur einmal miteinander geschlafen – und auch da nur nach langem Drängen. Nun ja, er war die Hälfte der Zeit geschäftlich unterwegs gewesen, aber eigentlich wusste er, dass dies nicht der Grund war. Darum hatte er sich auch mit dem Pariser Model eingelassen – obwohl er, wenn er ehrlich war, in Beziehungen nie treu war. Auf jeden Fall bannte es das schlechte Gewissen, das er wegen der Affäre hätte haben sollen. In seinem Herzen wusste er, dass ihre Beziehung nur noch der Bequemlichkeit diente. Er verfluchte sich selbst; aus irgendwelchen seltsamen Gründen wollte er sie immer noch. Samantha Colby war sein wertvollster Besitz. Sie weckte so starke Gefühle in ihm, die er sogar mit Liebe bezeichnen könnte – wenn er sich selbst für fähig halten würde, so etwas zu empfinden.

»Samantha.« Dorn schüttelte sie, bis sie benommen auf-

wachte.

»Bolivien?«

»Wir landen gleich«, erklärte er. »Ich wollte sichergehen, dass es nichts mehr gibt, was du noch brauchst – außer dem, was auf der Liste steht.«

Sie richtete sich auf und blickte auf die Liste, die er in der Hand hielt. »Ich glaube nicht.«

»Gut«, erwiderte er. »Du kannst dir nicht vorstellen, wie schwierig es ist, selbst das Notwendigste rechtzeitig und heil hierher schaffen zu lassen.«

Staunend las Samantha die Liste. Sie muss beeindruckt sein, dachte Dorn. Selbst er bezweifelte, dass sie auch nur die Hälfte der Ausrüstung vorfinden würden.

»Das ist fantastisch«, meinte sie. »Ich kann nicht glauben, dass du tatsächlich alles bekommen hast.«

»Mit dem Sauerstoff sind wir immer noch etwas im Hintertreffen.« Er meinte die tragbaren Sauerstoffgeräte, die Jack für notwendig hielt. In Tiahuanaco konnte die Höhe auch einem athletischen Menschen zu schaffen machen. Ohne die Geräte würden sie weit langsamer vorankommen.

»Danke, Ben.«

Dorn nickte. »Wir wecken besser die anderen. Es wird Zeit zusammenzupacken.«

Samantha blickte zu Jack hinüber, der immer noch geräuschvoll schlief. Zwei Schritte war sie auf ihn zugegangen, als sie von einem lauten Schlag abgelenkt wurde. Diesem folgten umgehend weitere, bis das ganze Flugzeug von lautem Dröhnen erfüllt war.

»Regen?«, fragte Samantha.

Dorn hielt die Geräusche mehr für Hagel – großen Hagel. Aber bevor er antworten konnte, kippte das Flugzeug zur Seite und zog Dorn den Boden unter den Füßen weg.

Jack dachte, er höre die drohenden Trommeln der Dogon. Doch schließlich wurde er von der Beschleunigung geweckt, als das Flugzeug abtauchte. Die Motoren mühten sich bei der höheren Geschwindigkeit ab, sodass es für Samantha unmöglich war zu fragen, was zum Teufel los sei. Bäuchlings lag sie auf ihm drauf – sie war in dem Moment auf ihn gestürzt, als das Flugzeug zur Seite gekippt war.

Bevor einer der Wissenschaftler etwas sagen konnte, durchschnitt hinter ihnen ein Quietschen die Luft – ein Motor war ausgefallen. Er verstummte bis auf das Geräusch der riesigen Turbinenblätter, die sich weiterhin im Wind drehten. Das Flugzeug änderte seine Richtung je nach Laune der übrigen Motoren. Es dauerte ein paar Sekunden, bevor der Pilot sich orientieren konnte. Dann aber stotterten die anderen Motoren, und das Flugzeug vibrierte wegen des ungleichmäßigen Antriebs. Das Schlagen hatte aufgehört.

»Was war das?«, schrie Samantha.

»Ich weiß nicht!«

Dorn schob mühsam die umgekippte Propangasflasche von seinen Beinen. »Was verdammt noch mal ist passiert?«

»Wir müssen einen Motor verloren haben.« Jack zog sich auf die Füße und rannte zum Cockpit. Dorn folgte wenige Schritte hinter ihm.

Auf der anderen Seite der Ladefläche starrten Anthony und François durch das Fenster der gegenüberliegenden Seite. Samantha glaubte, während sie zu ihnen ging, sie könne hin und wieder die Baumwipfel erkennen. Wir scheinen tief zu fliegen, dachte sie. Viel zu tief.

»Heiliger Himmel!«, sagte Anthony, der auf etwas vor dem Fenster starrte.

»Was ist das?«, fragte Samantha.

Keiner antwortete. Sie machten Samantha in ihrer Mitte Platz, damit sie besser sehen konnte. Quer über das kleine Fenster ran Blut.

Sobald Jack und Dorn den Vorhang zum Cockpit aufgerissen hatten, sahen sie, dass der Pilot praktisch blind flog. Die Scheibenwischer arbeiteten wie wild an der Beseitigung einer roten, festen Schicht aus blutigem Matsch und Federn.

»Vögel!«, schrie der Pilot. Der Hebel in seiner Hand schien ihn zu malträtieren, als er um die Kontrolle über das Flugzeug und dessen verbliebene Motoren kämpfte. Das Cockpitfenster war teilweise zerbrochen, und Wind pfiff durch ein winziges Loch. Der Pilot starrte durch eine kleine Stelle, die nicht blutverschmiert war.

»Kamen aus einer niedrigen Wolke raus!«, schrie er. »Sahen aus wie Silberreiher. Es waren Tausende.«

Jack hatte früher schon davon gehört. Es war die Zeit der Massenmigration, in der einige Vogelarten in dichten Schwärmen davonzogen – ein herrlicher Anblick, solange man nicht hindurch musste.

»Trinidad dürfte nicht mehr als zehn Minuten entfernt sein.

Können Sie dort landen?«, rief Dorn dem Piloten über das Jammern der Motoren hinweg zu.

»Ich glaube nicht!«

In einer Höhe von nur etwa fünfhundert Metern glitten sie über den Regenwald.

»Beide Motoren links sind ausgefallen«, erklärte der Pilot. »Und die rechten müssen auch was abbekommen haben. Sie laufen nur auf sechzig Prozent. Könnten jeden Moment stehen bleiben.«

»Und wir halten die Höhe?«

»Nicht mehr lange …«

»Drei und vier verlieren Saft!«, rief der Kopilot. »Die Luftansaugventile sind vielleicht verstopft. Sie sind zu heiß.«

Auf der Suche nach weiteren Landeplätzen hantierte er mit den Karten herum.

Samantha kam vom Ladebereich hinzu und quetschte sich

neben Jack. »Alles ist voller Blut … o mein Gott.«

»Wir sind durch einen Schwarm von Silberreihern geflogen – die Vögel haben die Motoren demoliert«, erklärte Jack.

»Können wir auf irgendeiner Straße landen?«, fragte Dorn.

»Nichts!«, rief der Kopilot.

»Wie steht's mit einem Fluss?«, fragte Jack. »Wir könnten doch notfalls eine Wasserlandung wagen.«

»Negativ«, sagte der Kopilot. »Nichts hier in der Gegend ist breit genug.« Seine Hände zitterten, als er auf die Höhenkarte blickte. »Es gibt nichts außer diesem verdammten Regenwald zwischen hier und Trinidad!«

»Dann schlage ich vor, Sie zaubern etwas aus Ihrem fetten Arsch hervor«, schimpfte Dorn. »Aber schnell.«

Bevor der Mann antworten konnte, ließ einer der rechten Motoren ein schrilles Wimmern hören, und die Turbine blieb stehen. Im Bewusstsein dessen, was dies bedeutete, traute sich niemand zu sprechen.

Panik ließ Jacks Herz schneller schlagen. Ihm fiel ein, dass sie das Fossil und das Artefakt verlieren würden. Dann schielte er zu Samantha hinüber und merkte, dass er bei einem Absturz weit mehr verlieren würde.

Der Pilot rückte auf seinem Sitz weiter nach vorn, während er durch den saubersten Teil des Fensters blickte.

Dorn starrte den Mann an, bis er es nicht mehr aushielt und schrie: »Verdammt noch mal, sagen Sie doch was!«

Schließlich schnellte der Pilot herum. »Danken Sie Gott für das Kokain.«

Landung

»Unser Pilot ist high!«, schrie Samantha.

»Nein«, entgegnete Jack, »er hat gerade bloß verdammtes Glück.« Er deutete auf das, was der Pilot schon gesehen hatte – eine kleine Lichtung in dem dichten Dschungel, das illegale Flugfeld eines Kartells. Es gibt hunderte geheimer Landeplätze in ganz Bolivien. Die Drogenhändler benutzen sie, um das aufbereitete Kokain aus dem Land zu schaffen. Dadurch umgehen sie die Kontrollen in den größeren Städten.

»Schnallt euch an!«, rief der Pilot. »Wir gehen runter.«

Jack bemerkte, dass der Pilot Schwierigkeiten hatte, das Flugzeug auf die kleine Lichtung auszurichten. Sie hatten nur noch Sekunden, um sich auf die Landung vorzubereiten.

Dorn rannte als Erster in den Laderaum.

Der Pilot rief seinem Kopiloten Kommandos zu: »Treibstoff ablassen – Landeklappen trimmen – Fahrgestell ausfahren.«

»Bist du in Ordnung?«, erkundigte sich Jack und half Samantha mit dem Gurt. Sie konnte gerade noch nicken. Jack verschwand hinter den größeren Lattenkisten.

»Was machst du da?«, fragte sie mit wachsender Panik.

Sekunden später tauchte er wieder auf und schleppte einen lahmen Ricardo.

»O Scheiße. Ricardo …«, sagte sie.

In dem Wirrwarr der letzten paar Minuten hatte auch Jack ihn fast vergessen. Er platzierte ihn neben Samantha, die ihm half, Ricardos Rücken auf dem Sitz festzuhalten, während er ihm den Schultergurt anlegte. Sein Kopf fiel im Halbschlaf vor und zurück. Er murmelte Unzusammenhängendes vor sich hin. Jack hatte kaum Zeit, die rostige Lasche seines Gurts in die Halterung einrasten zu lassen, als die Maschine mit lautem Knirschen zu rütteln begann. Wir müssen die Baumspitzen am Anfang der Lichtung getroffen haben, dachte er. Sekunden

später setzte das riesige Flugzeug auf. Das Flugfeld war nicht im Mindesten für ein so großes Transportflugzeug wie das ihre gebaut worden; das Fahrgestell bohrte sich in den Boden und brach. Das Flugzeug schlingerte auf seinem Rumpf weiter. Bei jedem Stoß grub sich der Schultergurt schmerzhaft in Brust und Hals.

Vom gegenüberliegenden Fenster aus konnte er verschwommen den Dschungel sehen. Dann wurde das Fenster zertrümmert und explodierte in einem Hagel aus Holzsplittern und Blättern. Jack zog seinen Kopf ein und betete zum zweiten Mal in ebenso vielen Tagen. Wir müssen gleich über die Landebahn drüber sein, dachte er. Er wusste, die Maschine würde jeden Moment das Ende der gerodeten Fläche erreichen und in den dichten Wald krachen.

Er brauchte nicht lange darauf zu warten.

Jack musste bei dem Aufprall ohnmächtig geworden sein, denn er konnte sich nicht mehr daran erinnern, wie lange das Flugzeug gebraucht hatte, um nach dem Aufprall am Ende der Landebahn zum Stehen zu kommen.

Durch die aufgerissene Tür hörte man aus dem Dschungel die Schreie und Rufe der Affen und Vögel, die durch die plötzliche Störung aufgeschreckt worden waren. Staub hing in der Kabine; Licht drang durch einen gewaltigen Riss seitlich in der Flugzeughülle herein. Im Laderaum begann ein Husten und Stöhnen, das sich mit dem protestierenden Grunzen der Tapire und einer Rotte wilder Schweine, die tiefer in den Dschungel flüchteten, vereinte. Jack versuchte seinen Sicherheitsgurt zu öffnen, aber der Verschluss war hoffnungslos verklemmt.

Er beugte sich zu Samantha hinüber. »Ich glaube das einfach nicht …«, murmelte sie.

Ricardo schien unverletzt. Er war halb bei Bewusstsein und immer noch mit seinen Selbstgesprächen beschäftigt.

Jack sah durch den Staub, dass jemand aus dem Cockpit auf

sie zukam. »Ich bin's, der Pilot«, sagte eine sanfte Stimme. »Seid ihr alle in Ordnung?«

Baines und Dorn kriegten ihre Sicherheitsgurte zuerst auf. Schnell stellten sie fest, dass alle heil davongekommen waren – abgesehen von ein paar nicht lebensbedrohlichen Schnittwunden und Quetschungen. François schien es am schlimmsten erwischt zu haben. Drei seiner Finger waren gebrochen und standen in einem unansehnlichen stumpfen Winkel ab. Aus einem Riss auf seinem Unterarm floss Blut auf den Flugzeugboden. Bongane, der Zulu, der Jack gegenübersaß, war völlig ruhig und sprach kein Wort. Er schien unter Schock zu stehen.

»Verdammt gut geflogen, Mann. Gottverdammt gut geflogen«, lobte Baines den Piloten, als sie Jacks Gurt aufschnitten. Der Pilot seufzte erleichtert auf – es waren keine Verluste zu vermelden. Mit nervösem Lächeln wandte er sich Jack und Samantha zu. »Ladys und Gentlemen«, sagte er, als er durch die staubige Ladebucht ging, »willkommen in Bolivien.«

Der verschwitzte Kopilot traf vorne im Flugzeug auf seinen Partner und auf Baines.

»Ich fange langsam an zu glauben, dass uns etwas daran hindern will, nach Tiahuanaco zu kommen«, sagte Samantha.

Ricardo ließ einen gewaltigen Nieser los. Samantha und Jack drehten sich überrascht um. Ricardos Augen waren endlich wieder weit geöffnet. Er blickte auf Samantha, dann auf Jack, bevor er sich seine Nase am Hemdsärmel abwischte.

»Können wir endlich weiter?«, fragte er. »Dieser Mali-Staub bringt mich noch um.«

Regenwald

Das Wunder ihres Überlebens wurde deutlicher, als Jack endlich nach draußen gelangte. Der Pilot hatte es geschafft, mit dem großen Frachtflugzeug auf einem Landestreifen aufzusetzen, der für kleine Flugzeuge oder – wenn sich der Händler glücklich schätzen konnte – auch für eine DC-3 gebaut worden war. Eine tiefe, etwa hundert Meter lange Schneise kennzeichnete ihre Landung auf dem grünen Feld. Die ineinander verwickelten Überreste des vorderen Fahrwerks steckten am Anfang der Schneise in der Erde als Zeichen dafür, wo die Schlittenfahrt des Rumpfs begonnen hatte.

Jack ging um den abgetrennten rechten Flügel herum, der abseits des Flugzeugs lag. Er hätte den Piloten dafür umarmen können, dass dieser daran gedacht hatte, die Treibstofftanks zu leeren. Dann ging er weiter zur Nase der Maschine. Sie war zwischen zwei riesigen Teakholzbäumen eingequetscht, von denen einer den Flügel zwar abgerissen, das Flugzeug dadurch aber zum Halten gebracht hatte. Ein paar Meter weiter, und ihr Schicksal wäre das gleiche gewesen wie das der gegen das Cockpit geschmierten Vögel.

Samantha kroch hinter Jack her, während sie ihm berichtete, dass das Fossil und das Artefakt die Landung heil überstanden hatten. Unermüdlich hatte sie für die Extrapolsterung gekämpft, bevor die Metallkisten luftdicht verschlossen worden waren. Ihre Paranoia hatte sich ausgezahlt. »Das Kohlenstoff-Spektrometer hat nicht so viel Glück gehabt«, sagte sie. »Glaubst du, wir könnten ein anderes herschaffen?«

»Bezweifle ich«, meinte Jack nur.

Langsam bezweifelte er auch, dass sie es vor der Frühlings-Tagundnachtgleiche überhaupt bis Tiahuanaco schaffen würden. Schon wenn alles wie geplant gelaufen wäre, hätten sie sich beeilen müssen, doch nun waren sie meilenweit vom

Landeplatz in Trinidad entfernt – ihrem beabsichtigten Ausgangspunkt. Er hatte nicht den leisesten Schimmer, wann aus den bolivianischen Wäldern mit Hilfe zu rechnen war.

Einige Minuten nach der Landung stellten Dorn und Baines Kontakt mit den Leuten vom Flugplatz in Trinidad her. Sie gaben ihnen Anhaltspunkte, wo die Maschine runtergegangen war, hatten aber keine Ahnung, wie lange Checas Männer brauchen würden, um die Mannschaft zu finden und herauszuholen. Dorn meinte, er lasse sich nur widerwillig mit Checas Leuten und den Drogenkartellen ein, aber nach der illegalen Einreise nach Bolivien blieb ihnen keine andere Wahl. Schweren Herzens stimmten Jack und Samantha zu.

Während die beiden aufmerksam das Ausladen der Ausrüstung überwachten, tat Jack jede Minute weh, die verstrich, jede Minute hier war eine Minute später, bevor sie zum Tempel gelangen würden, mit jeder erlosch ein weiterer Funken Hoffnung. Müssten sie noch ein Jahr warten, wusste er, dass sie nie wieder eine solche Chance wie jetzt haben würden. Die Funde aus Mali würden sich unmöglich so lange geheim halten lassen. Er fragte sich, was die US-Regierung tun würde, wenn sie erführe, dass man auf der Erde außerirdische Technologie gefunden hatte. Das Szenario machte ihm Angst.

Noch bevor die letzten Kisten im Gras lagen, war bereits eine Stunde vergangen und der Dschungel zur Normalität zurückgekehrt. Käfer knackten und summten, und Vögel riefen einander etwas zu, als würden sie sich gegen die Eindringlinge verschwören. Während des Entladens hatte Jack hin und wieder das Gefühl gehabt, dass man sie beobachtete. Sporadisch ließ er seinen Blick entlang der hohen Bäume gleiten, deren Stämme unter den Würgegriffen der Lianen protestierten, aber er stellte nichts Verdächtiges fest.

Samantha setzte sich mit dem Rücken an eine der Kisten. »Sieh mal dort, Jack«, sagte sie, »in dreiviertel Höhe auf dem Baum. Gleich unter dem ganzen Moos.«

Im oberen Bereich der Baumkrone lag bewegungslos ein dunkler, haariger Körper. Jacks Augen brauchten eine Zeit lang, um zwischen der Figur und dem Schatten unterscheiden zu können, doch schließlich entdeckte er einen großen Affen. Und nicht nur einen – es war ein halbes Dutzend, und alle beäugten sie den kuriosen Metallvogel und die Tiere, die ihm irgendwelche Sachen aus den Gedärmen zogen.

»Was die wohl über uns denken?«, fragte Jack.

»Dass ihre entfernten Verwandten total durchgeknallt sind.«

Jack kicherte. Wenn Samantha ihn nicht zur Raserei gebracht hatte, hatte sie ihm immer ein gutes Gefühl vermittelt. Er hatte mit ihr eine Verbindung, die anders war als die anderen, eine intime, sexuelle, manchmal leidenschaftliche Verbindung, aufgelockert durch die Sicherheit einer tiefen Freundschaft. Einen Moment lang entspannte er sich. Gerne hätte er die Flasche Whisky gehabt, aber Ricardo hatte sie beschlagnahmt – doch nicht etwa, um selbst davon zu trinken. Er hatte sich stattdessen mit Riechsalz zum Leben erweckt und in einer selbstlosen Geste François die Flasche angeboten, damit dieser ein paar Schlucke zur Beruhigung seiner Nerven und Unterstützung der lokalen Betäubung nehmen konnte. Die war nötig, weil sich Ricardo an François' furchtbar entstellten Fingern zu schaffen machen wollte. Dieser schwieg, als Ricardo den tiefen Riss in seinem Arm nähte, doch sobald Ricardo anfing die gebrochenen Knochen zu richten, stellten François' Schreie eine neuerliche Störung für den Dschungel dar.

Am späten Nachmittag hatte die Hitze des Tages von der Gruppe ihren Tribut gefordert. Die dicke Luft legte sich als feuchte Schicht auf ihre Körper. Jack hatte bereits zwei Liter Wasser getrunken, während er über die möglichen Faktoren nachdachte, die beim Wiederfinden der Position des Tempeltors in Betracht gezogen werden müssten. Samantha hatte einige Mühe bei seinem Schnellkurs in Erdpräzession und

Astronomie. Sie verstand zwar, dass das Sonnentor ein Schattenmarkierer sein und auf etwas Verborgenes hinweisen könnte, doch die physikalischen Hintergründe waren ihr zu kompliziert. Bald merkte Jack, dass er die Aufgabe allein zu bewältigen hatte. Ihm war, als könnte er Wasser aus der Luft wringen; sein Körper konnte keinen einzigen Schweißtropfen aussondern, trotz der zwei Liter, die er getrunken hatte. Schließlich ließ Jack Samantha allein zurück, um einen Platz zum Austreten zu suchen.

Der Wald weckte seine Neugierde, und wie in einer Botanikausstellung ging er immer weiter. Seine Augen folgten verschiedenen Klängen aus dem riesigen Angebot von Lebewesen, die diesen Ort ihre Heimat nannten. Alle Arten von Insekten sah er, meistens große, verschwenderisch gefärbte, nicht das kleine Ungeziefer, das es in der Stadt gab. Der Dschungelboden war gesprenkelt mit saftigem grünem Farn und leuchtend gelben Blumen. Flüchtig bemerkte er eine Anakonda, die ihren Kopf von einem der tief hängenden Zweige baumeln ließ und ihn mit stumpfen bernsteinfarbenen Augen ansah.

Nie zuvor war Jack so tief in den *selvas* gewesen, wie die Einheimischen den Regenwald nennen. Als er sich an riesigen, von Lianen überwucherten Gummibäumen vorbeischlängelte und durch schattige Bereiche marschierte, wo die hohen Baumkronen das Sonnenlicht verdunkelten, merkte er, welche Vielfalt Bolivien auf solch kleinem Gebiet bot. Tiahuanaco war nur ein paar hundert Meilen entfernt, doch der Weg dorthin schien eine Reise zu einem anderen Planeten zu sein. Etwa zwanzig Prozent von Bolivien sind unfruchtbar, über vierzig Prozent des Landes bestehen aus Regenwald, während man andere Teile praktisch als arktisch bezeichnen könnte. Bolivien hat eine Fläche von mehr als einer Million Quadratkilometern und wird durch zwei parallele Gebirgsketten der Anden, auch *cordilleras* genannt, in drei ökologische Zonen gegliedert.

Das Tiefland im Osten umfasst den tropischen Regenwald, in

dem Jack sich gerade befand.

Die Sub-Anden-Region wird aus den schwach bis üppig bewachsenen Tälern, den *yungas*, gebildet, wo der zur Gewinnung von Opiaten angepflanzte Mohn die steilen Abhänge sprenkelt.

In der Andenregion war Jack bereits zweimal gewesen. Sie umfasst das riesige dürre Hochland von der Westkordillere bis zu den östlichen Ausläufern um den Titicacasee. Was auf jenem kalten Plateau für sie bereitlag, ließ Jack erzittern. Ein außerirdisches Hologramm hatte sie Richtung Tiahuanaco gewiesen, das schon früher Jacks Theorien darüber angeheizt hatte, dass vor Urzeiten Besucher von einem längst vergessenen Ort der Menschheit helfend beiseite gestanden hatten. Stammte das technische Wissen, das die Menschen dieser Region zur Errichtung solcher Bauwerke benötigt hatten, von Außerirdischen? Oder, noch besser, was ist, wenn gar der gesamte Ort von Außerirdischen gebaut worden war? Jack spürte ein Kribbeln auf seiner Wirbelsäule. Seine Besessenheit hinsichtlich des rätselhaften Ursprungs der Menschheit war während der vergangenen Tage nur noch schlimmer geworden.

Als ihn seine Blase schließlich an den Zweck seines Spaziergangs erinnerte, war die Lichtung bereits völlig außer Sichtweite. Er war vielleicht ein paar hundert Meter gegangen, ohne es zu bemerken. Schließlich trat er vor einen moosbewachsenen Felsen, der für Jacks Absichten so gut wie alles andere zu sein schien. Er öffnete den Reißverschluss seiner Hose. Die Welle der Erleichterung ließ ihn erzittern, und er schloss die Augen. Nach einer Ewigkeit öffnete er sie wieder – und starrte in den Lauf einer Maschinenpistole.

Samantha spähte in den Winkel zwischen den Bäumen. Jack war bereits eine ganze Weile fort. Schon immer hatte er die dumme Angewohnheit, einfach zu verschwinden, wofür sie ihn gleichzeitig liebte und hasste. In Jack fand sie die feine Grenze

zwischen einem Mann, der eine Frau lieben und sie mit ganzer Seele anbeten kann, ohne dass er sein erotisches Selbstvertrauen verliert. Nie zuvor war ihr diese Kombination begegnet. Und seitdem auch nicht mehr.

»Ich weiß, dass dir das nicht gefallen wird, aber wir müssen einen Großteil der Ausrüstung zurücklassen. Zumindest für den Moment«, teilte Dorn ihr mit. Er massierte ihre leicht verbrannten Schultern, das Ergebnis der intensiven Sonne in Mali.

Sie brachte es nicht übers Herz, ihm zu sagen, er solle aufhören. Stattdessen drehte sie sich zu ihm um. »Wie viel werden wir mitnehmen können?«

»Ich würde sagen, etwa die Hälfte. Wenn's klappt.«

»Mist.«

»Wenn wir erst mal dort sind, lass ich den Rest nachschikken. Ich habe schon eine geeignete Mannschaft angefordert, Männer, mit denen ich früher zusammengearbeitet habe. Sie können den Rest der Ausrüstung hier holen und uns zu den Ruinen bringen. Im Moment ist es aber gescheiter, nur das Wichtigste mitzunehmen.«

»Hast du Jack gesehen?«

»Nein.« Die Frage schien ihn zu ärgern.

»Er wird besser wissen, was wir brauchen.« Sie stand auf und strich sich den ziegelfarbenen Dreck von der Hose. »Ich werde schon mal die Sachen aussortieren, die wir nicht benötigen.«

»Empfindest du noch etwas für ihn?«

Samantha blieb stehen und blickte ihn ihrerseits verärgert an. »Wir waren verlobt.«

»Du machst dir seinetwegen Sorgen?«

»Natürlich. Ich wäre kein Mensch, wenn ich es nicht täte.«

»Nicht gerade romantisch, denke ich.«

»Romantisch?« Sie gluckste. »Du hast gemerkt, wie es mich nervt, wenn er in meiner Nähe ist. Ich glaube nicht, dass du auch nur den kleinsten Anlass hast, dir gerade so etwas vorzustellen.«

Dorn sah ihr hinterher.

Samantha arbeitete schnell. Sie wollte die meisten Pakete mit Trockennahrung zurücklassen, da sie dachte, sie könnten auf dem Weg etwas zum Essen kaufen. Die Flaschen mit Wasser dagegen mussten mit. Frisches, sauberes Wasser war in Bolivien fast unbezahlbar. Sie erinnerte sich daran, dass Tiahuanaco mehr als dreitausendachthundert Meter über dem Meeresspiegel lag, und entschied sich dann dafür, ein paar Windjacken und wärmere Kleidungsstücke mitzunehmen.

Dann zeigte sie Bongane, wie er einige der zerbrechlicheren technischen Geräte in größere Kisten packen sollte. Sie verwendete alles, was sie finden konnte, einschließlich Socken und schmutzige T-Shirts, um die kleineren Instrumente zum Schutz einzuwickeln. Samantha fand, sie habe ein Talent dafür, sich zu erinnern, was sich in welchen Holzkisten befand, und stellte die unwichtigen schnell zu einem großen Haufen hinter dem Flugzeug zusammen. Sie wischte sich den Schweiß aus den Augen und blieb stehen, um Luft zu schnappen. Von Jack war immer noch keine Spur.

Der Lauf war so nah, dass Jack sogar die Mischung aus Pulver, Öl und Stahl roch. Vorsichtig zog er seinen Kopf zurück, um mehr erkennen zu können, und blickte kurz auf die Person, die die Waffe hielt – schlank, braune Haut, ein rotes Tuch verdeckte den größten Teil des Gesichts. Die Luft knisterte vor Spannung. In einer Geste der Unterwerfung hob Jack seine Hände und reckte seine Arme hoch in die Luft.

Der Typ vor ihm machte mit dem immer noch auf seinen Kopf gerichteten Lauf eine Bewegung, bevor er mit starkem Akzent fragte: »Dorn?«

Aber das war doch keine Männerstimme. Verblüfft nickte Jack, bevor er antwortete: »Si.« Die Person vor ihm zog das Tuch ab. Jack musste tief Luft holen. Sie sah hinreißend aus. Die Frau hatte dunkelbraune, fast schwarze Augen, die perfekte

Farbe zu dem rabenschwarzen Haar, das ihr eckiges Gesicht umrahmte. Die hohen Wangenknochen verrieten ihre europäische, vielleicht spanische Abstammung. Sie war schlank, hatte schmale Hüften, doch den Patronengürtel, der quer über ihrem Oberkörper und tief zwischen den bemerkenswert vollen Brüsten hing, wollte Jack lieber übersehen.

Dorn sprang auf die Beine, als Jack eine kleine bewaffnete Truppe zur Lichtung mit dem Flugzeugwrack lotste. Die zwölf waren die Kontaktleute aus Trinidad.

Die Frau, die Jack ihren Namen nicht genannt hatte, sprach zu Dorn in gebrochenem Englisch. Sie meinte, man müsse den Vertrag auf Grund dieser unerwarteten Wendung neu verhandeln. Dorn fluchte eine Zeit lang, bis er schließlich einwilligte. Eine wirkliche Wahl hatten sie nicht – es sei denn, sie wollten ihre Chancen schmälern, indem sie sich allein durch den Dschungel nach Trinidad schleppten.

Jack war über die schwere Bewaffnung ihrer Eskorte nicht überrascht. Er wusste, dass sie Mitglieder eines der örtlichen Drogenkartelle waren. Aber in Anbetracht der Gegend war es wahrscheinlich am sichersten, sich ihnen anzuvertrauen.

»Dachte schon, du seist uns abhanden gekommen«, sagte Samantha.

Sie sah müde aus. Offensichtlich hatte sie hart gearbeitet, um ihre Ausrüstung in die zwei Haufen zu trennen, vor denen er jetzt stand. Jack wollte schon anfangen zu erklären, dann gab er sich mit einem Achselzucken zufrieden.

Samantha verlor keine Zeit und verteilte die verschiedenen Kisten auf die Leute.

Jack sah im Flugzeug nach dem Rest seiner persönlichen Sachen. Bald hatte er alles beisammen, was er noch brauchte, einschließlich seines Notizbuchs. Voller Aufregung beobachtete er Bongane beim Kampf mit der Aluminiumkiste, in der das Artefakt verwahrt wurde. Der alte Afrikaner glänzte vor

Schweiß. Jack war überrascht, dass er den großen Behälter allein hochhob. In Mali wäre er Jack beinahe aus den Fingern gerutscht, obwohl sie ihn zu zweit getragen hatten.

Er schob seine Hand unter das andere Ende der Kiste. »Komm, ich helf dir.«

Bongane blickte ihn mit roten Augen an. »Danke.«

Es war das erste Wort, das Jack den Mann sprechen hörte.

Dorn verkündete, die Gruppe sei fertig zum Abmarsch. Material wurde auf Rücken und Schultern geladen. Ihre neu angeheuerten Führer leisteten als Träger doppelte Dienste. In wenigen Minuten würden sie sich auf ihrem Fußmarsch durch den Wald nach Trinidad schlängeln, wo sie Fahrzeuge für die Reise ins Hochland bekommen würden. Jacks Nerven waren gespannt wie Drahtseile. Er atmete schnell und flach. Er war sich sicher, dass sie, dort angekommen und die Richtigkeit seiner Berechnungen vorausgesetzt, das finden würden, worauf sie das Hologramm gelenkt hatte. Und weiterhin vorausgesetzt, dass sie rechtzeitig dort ankommen würden.

Jeder trug etwas, selbst der dünne Pilot und François, der sich eine große Tasche unter seinen unverletzten Arm geklemmt hatte. Alle außer dem Kopiloten, der mit geschlossenen Augen im Schatten einer großen Palme ruhte. Der gute Junge muss erschöpft sein, dachte Jack.

Wütend ging Baines zu ihm. Jack folgte ihm. Der Kopilot rührte sich nicht.

»Soll Ricardo mal nach ihm sehen?«, fragte Jack.

»Nein«, meinte Baines nur. »Er ist tot.«

»Würdet ihr euren Freund zurücklassen?«, rief der Pilot. »Ich bin der Patenonkel von seinem Kind!«

Dorn hatte vorgeschlagen, die Leiche liegen zu lassen. »Da ist doch nichts dabei, wenn er hier bleibt, bis jemand kommt, um ihn zu holen.«

»Es würde keine Stunde dauern, bis sich die Tiere an ihn ranmachen«, wandte der Pilot ein.

»Er hat Recht«, stimmte Jack zu. »Der Mann hat eine Familie.«

»Wir könnten ihn begraben«, murmelte Dorn.

»Dazu haben wir keine Zeit«, sagte Jack.

Der Pilot blickte Dorn mit rotem Gesicht an. »Und wenn es einer von euch gewesen wäre? Bei Gott, ich hoffe, Sie hätten ein bisschen mehr Mitleid gezeigt.«

Samantha trat schlichtend zwischen die Männer. »Wir nehmen die Leiche mit.«

Während sich die Expeditionstruppe durch den dichten Dschungel kämpfe, sinnierte Jack über die schnelle Wendung, die das Schicksal für den Kopiloten bereitgehalten hatte. Der korpulente Mann hatte beim Absturz dem Tod ein Schnippchen geschlagen, nur um ein paar Stunden später unter einer großen *totai*-Palme einem Herzstillstand zu erliegen. Ricardo vermutete, dass er in Anbetracht der Farbe und der Körpertemperatur schon mindestens vierzig Minuten tot war.

Baines hatte die Leiche in Leinensäcke gehüllt, doch brauchte man trotzdem zwei Männer, um ihn zu tragen, weswegen sie noch mehr von der Ausrüstung zurücklassen mussten. Dorn war verärgert. Er hatte vergeblich sein Veto eingelegt und war dabei, die Kontrolle zu verlieren, was er, wie Jack wusste, hasste.

An riesigen Palmen vorbei zogen sie immer tiefer in das

dunkle Unbekannte. Jack erinnerte sich, dass die *motacú*-Palme für die heimischen Indianer eine heilige Pflanze war, die sie zum Abdecken ihrer *pauhuichi* – den charakteristischen, aus Schlamm und Flechtwerk gebauten Häusern – verwendeten. Hin und wieder meinte Jack das tiefe Grummeln einer Raubkatze zu hören, die wegen der durch den Matsch schlurfenden Schritte aus seinem Tagesschlummer gerissen wurde. Doch selbst inmitten all der natürlichen Schönheit, die sie umgab, konnte Jack seine Augen nicht von der schlanken Gestalt der rassigen Frau vor ihm abwenden. Nur durch Zufall hatte er ihren Namen gehört, als einer ihrer Landsleute sie angesprochen hatte.

Veronika.

Jack spielte in Gedanken mit dem Namen. Die Frau hatte eine fantastische Figur – und einen bewundernswerten, sinnlichen Gang. Sie schien eine Mestizin zu sein, eine Mischung aus hauptsächlich spanischem mit einer Spur indianischem Blut.

Samantha nahm wahr, wie er sie wahrnahm.

Sie hatte Jack eingeholt und ging schon fast eine Stunde neben ihm. Sporadisch fingen sie eine Unterhaltung über den einen oder anderen Aspekt des Regenwalds an, aber sobald sie zu sprechen begann, schienen Jacks Gedanken abzuschweifen. Sie sah, wie seine Augen in ihren Höhlen hin und her sprangen, in perfekter Einheit mit dem Hintern dieser kleinen Kurtisane vor ihnen. Als Jack auf eine große Baumwurzel trat, ging er unter dem Gewicht seines riesigen Gepäcks beinahe zu Boden.

»Vorsicht«, warnte Samantha. »Nicht dass du noch deine Zunge verschluckst.«

Sie ließ Jack, der sich seinen Knöchel rieb, einfach stehen. Er gluckste vor sich hin. Sie war gereizt, doch der Gedanke, dass sie sich wegen einer anderen Frau ärgerte, befriedigte ihn irgendwie. Sie versteckte die gleichen Besitzansprüche, die auch Jack noch in sich spürte.

Jack holte schließlich die kleinen Bolivianer vor sich ein. Obwohl sie unter ihrem Gepäck überladen wirkten, beschwerten sie sich nicht. Jack fand Bolivianer in ihrer herzlichen und kraftstrotzenden Art richtig tapfer. Dem Volk war seit Beginn ihrer Staatsgründung ziemlich zugesetzt worden – furchtbare Politiker, kein Glück im Krieg, schlecht beratene Landgeschäfte. Nicht viele lateinamerikanische Länder waren so wenig bekannt oder wurden so wenig verstanden. Leider beruhte Boliviens Ruhm auf dem stetigen Strom der Drogen, der von seinen Hügeln floss. Niemand brachte das Land mit seinen ständig schneebedeckten Bergspitzen, seinen undurchdringbaren Dschungeln an den Nebenflüssen des Amazonas oder den wunderbaren rätselhaften Tempeln, dem vielleicht wahren Ursprung der Menschheit, in Verbindung. Niemand schien davon auch nur zu berichten. Touristen waren in diesem ziemlich undurchdringlichen Land eine Seltenheit, und nicht wenige Bolivianer emigrierten in die nördlichen Industrienationen.

Vor Jack riefen sich einige Bolivianer gegenseitig etwas zu. Sie beschleunigten ihren Schritt, auch wenn sie unter den drückenden Kisten auf ihren Rücken und den schweren, um die Schultern gehängten Gewehren gebeugt gehen mussten. Vor ihnen hatten ihre Führer einen matschigen Pfad durch den Regenwald entdeckt – die Zugangsstraße, die die Mannschaft nach Trinidad bringen würde. Mit etwas Glück würden sie bald auf die wartenden Fahrzeuge stoßen.

Und bis Tiahuanaco würden sie noch einen Zahn zulegen müssen.

Sie rochen die Stadt, lange bevor sie sie sahen. Der feuchte Wind trug ein Gemisch aus Gerüchen vor sich her – Rauch von der brennenden Vegetation, Benzin, gekochtes Essen und Müll. Trinidad war wie die meisten Städte im Tiefland des El-Beni-Distrikts unterhalb von Cochabamba arm und verwahrlost.

Die Blasen, die sich auf Jacks Fersen gebildet hatten, waren wieder geplatzt. Auch Samantha hinkte merklich. Sie waren mehr als drei Stunden gewandert.

Veronica sagte ihnen auf Spanisch, dass sie nicht neben dem parallel zur Straße verlaufenden Bach gehen sollten.

Der kleine Bach floss in einer hastig gegrabenen Rinne und wurde an mehreren Stellen durch Schutt aufgehalten – er war nicht mehr als ein offener Abwasserkanal.

»Der stinkt ja eklig«, meinte Dorn und hielt sich ein Taschentuch vor die Nase.

Die großen Tücher, die ihre Führer trugen, erwiesen sich als sinnvoll, um sich vor dem Geruch der menschlichen Abfälle zu schützen, die frei in dem Bach flossen. Jack wünschte, auch er hätte solch ein Tuch, als er Samantha erklärte, dass es in fünfundsechzig Prozent der städtischen Behausungen kein Trinkwasser gab.

»Das ist unmenschlich«, sagte sie. »Es ist nicht fair …«

Ricardo schüttelte den Kopf. »Das ist schlimmer als in meiner Erinnerung.«

Die Gruppe erreichte den Stadtrand. Ein paar halb verhungerte und verwilderte Hunde begrüßten sie, nachdem sie aus der fließenden Latrine etwas Wasser gesoffen hatten.

Die bewaffneten Leute führten sie an einer Reihe von Barakken vorbei, vor denen *kolla* saßen – Männer, die aus wirtschaftlich noch ärmeren Hochlandstädten hierher gezogen waren – und rauchend über die Ankunft der seltsamen Karawane diskutierten.

»Mit ihren Schießeisen sind sie aber ziemlich dreist«, meinte Samantha, als ihr Gefolge keine Anstalten machte, die Waffen zu verstecken.

»Bestimmte Kartelle kontrollieren bestimmte Städte«, erklärte Jack. »Sie sind hier so was wie die Exekutive.«

Samantha blieb stehen. »Und was macht dann die Polizei?«

»Die meisten haben wahrscheinlich ein zweites Einkom-

men«, antwortete Jack.

Er zeigte auf einen Mann in brauner Khakihose, der ihnen aus dem Dschungel geholfen hatte. Auf dem Abzeichen auf seinem Arm stand: POLICIA.

»Na großartig«, sagte Samantha nur.

Dorn lächelte. »Zumindest ist die Polizei schon ausbezahlt worden.«

Veronica führte sie durch matschige Seitenstraßen zwischen dicht gedrängten Blech- und Holzbaracken. Der Geruch eines gebratenen Huhns und *aji* – einer scharfen Pfefferpflanze – entströmte einer der Hütten und konnte den Gestank einen Moment lang besiegen. Sie befanden sich in einem Industrieviertel aus stahlverkleideten Fabriken und Lagerhäusern. Eine Gruppe dürrer Kinder, einige lahm und deformiert, grüßte sie mit einem Lächeln.

»Die Säuglingssterblichkeit ist die höchste in ganz Lateinamerika – in manchen ländlichen Gebieten liegt sie bei sechsundfünfzig Prozent«, erklärte Ricardo, nachdem sich Samantha über den traurigen Zustand der Kinder ausgelassen hatte. Er fuhr fort, dass die meisten, die die Geburt überlebten, schlecht ernährt seien. Sechzig Prozent litten unter einem Kropf, fast die Hälfte unter Anämie – das Ergebnis von Jod- und Eisenmangel. »Die meisten haben keine Eltern.«

»Aber wie überleben sie?«, fragte sich Samantha laut.

»Sie arbeiten«, antwortete Ricardo. »Veronica sagt, das Durchschnittsalter bei den arbeitenden Kindern in Bolivien sei gefallen. Von zehn auf sechs Jahre.«

Sechs Jahre alt, dachte Jack. Er hörte aufmerksam zu, als Veronica ihnen in gebrochenem Englisch erzählte, dass die Heimatlosen bis auf wenige entweder durch Pressen von Kokain, durch den Transport der verarbeiteten Paste oder den Verkauf einer billigen Variante der Droge überlebten. Fast alle seien abhängig – selbst jene im Kindergartenalter.

Veronica ließ sie anhalten. Sie ging auf zwei gut gekleidete

Männer vor einem der größeren Lagerhäuser zu.

Nach einem kurzen Gespräch kehrte sie zu Dorn zurück. »Wir reden drin«, sagte sie.

Dorn wandte sich an Baines. »Wieso bekomme ich das Gefühl, dass ich mein Scheckbuch brauche?«

»Wartet hier, *por favor*«, wies Veronica die Wissenschaftler an.

Samantha setzte sich auf ihren Rucksack. Sie war dabei, verschiedene Möglichkeiten durchzudiskutieren, wie sie den Fund publik machen könnten. Jack lehnte seinen Kopf gegen eine der Kisten. Er merkte nicht, dass sie fertig mit Reden war.

»Jack? Ist jemand zu Hause?«

»Entschuldige.« Fasziniert beobachtete Jack zwei ältere Indianerinnen in der Nähe. Sie hatten ihre weiten Röcke, die so genannten *polleras*, bis zu den Knien hochgezogen und ließen ihre trockenen, schwieligen Beine sehen. Die Frauen kamen aus dem Hochland. Sie sprachen schnell miteinander, während sie leuchtend rote Pullover bestickten. Die feine Wolle der nahezu ausgestorbenen Vicuna, einer Kamelart, rutschte anmutig durch ihre Hände.

»Dein umherschweifender Blick kennt keine Grenzen.«

»Sie sprechen Aymara.« Er lauschte dem klangvollen Wechselspiel, als wäre es eine Symphonie.

»Na und? Die Aymara-Indianer sprechen Aymara«, sagte sie. »Was beeindruckt dich daran so?«

»Manche halten sie für die älteste Sprache der Welt.«

»Ich wusste nicht, dass du auch Linguist bist.«

»Bin ich auch nicht. Ich lese darüber. Ivan Guzman de Rojas – erinnerst du dich an ihn?«

Der Name kam Samantha bekannt vor. »Ein Mathematiker, stimmt's?«

»Ein Computerspezialist aus Bolivien. Er hat Mitte der achtziger Jahre ein paar Sachen veröffentlicht.« Jack setzte sich

auf. »Ich habe immer gedacht, dass sich noch Spuren der alten Zivilisation von Tiahuanaco in der Sprache der örtlichen Einwohner finden lassen müssten. Dann las ich Guzman de Rojas. Er entdeckte etwas weit Faszinierenderes als das mögliche Alter des Dialekts. Es scheint, dass Aymara eine vollkommen ›künstliche‹ Sprache ist. Eine, die extra entworfen wurde.«

»Klär mich auf, Jack, das ist nicht mein Terrain.«

Jack machte leicht frustriert eine Pause. Die Tatsache, dass sich die meisten Paläontologen kaum mit der Linguistik beschäftigten, war für ihn genau der Grund, dass sich die Wissenschaft immer noch im tiefsten Mittelalter befand. Man müsste sich mit Linguistik, Astronomie, Archäologie und Mathematik auskennen. Die einzige Methode zu einem umfassenden Verständnis war, die Rätsel der Vergangenheit mit Hilfe all dieser Wissenschaften zu lösen.

»Rojas entdeckte, dass die Aymara-Sprache über eine künstliche Syntax verfügt.«

»Und das heißt?«

»Grundsätzlich heißt das, dass die extrem straffe Struktur so unzweideutig ist, dass sie synthetisch zu sein scheint. Absolut ›künstlich‹, Samantha – in einem Ausmaß, das in normalen ›organischen‹ Sprachen bisher nicht gefunden wurde«, erklärte er begeistert. »Meistens entwickelt sich eine Sprache über eine lange Zeit hinweg. Aymara sieht aus, als wäre sie von Grund auf entworfen worden.«

»Du meinst, man hat sie sich in einem Rutsch ausgedacht?«

»Die Sprache entwuchs nicht einer linguistischen Kindheit. Sie war ›geschaffen‹. Und ihre Syntax ist mathematisch.«

»Mathematisch?«

»Hast du schon vom Aymara-Algorithmus gehört?«

»Ah, deswegen kam mir Rojas so vertraut vor …«

»Aymara lässt sich ganz leicht in einen Computer-Algorithmus umwandeln – Rojas nannte ihn den ›Aymara-Algorithmus‹.« Jack lächelte.

»Aber wozu brauchte ein altes Volk einen Computer-Algorithmus?« Ihre gekräuselten Augenbrauen zeigten Jack, dass sie ihm folgte.

»Der Algorithmus wird als Brückensprache verwendet. Die Sprache eines Originaldokuments kann in Aymara übersetzt und dann in alle anderen Sprachen zurückübersetzt werden. Aymara ist wie ein fertiges Übersetzungsprogramm. Linguisten halten es für unschätzbar.«

»Eine künstliche Sprache mit einer computerfreundlichen Syntax – entwickelt am selben Ort, den uns das Hologramm gezeigt hat …« Samantha beugte sich vor. »Denkst du, was ich denke?«

Jack bemerkte die Leidenschaft in ihren Augen. »Ja«, gab er zur Antwort, kaum fähig, seine eigene Begeisterung in Grenzen zu halten. »Unser Außerirdischer muss hier ein Erbe hinterlassen haben.«

Ein Schwall von Flüchen unterbrach die beiden, als Ricardo die Hand von François untersuchte. Die Finger waren geschwollen, und die weiße Gaze um seinen Unterarm war blutdurchtränkt. François schien die Naht während des Marsches aus den *selvas* aufgerissen zu haben.

Ricardo hatte den Unterarm des Franzosen noch einmal genäht. Enttäuscht über seine Nähkünste (er redete sich damit raus, dass er wegen des starken Reiseelixiers ein bisschen wirr im Kopf gewesen sei), war er nichtsdestoweniger über seine orthopädische Handarbeit erfreut. »Kommt, seht euch das mal an«, forderte er Samantha und Jack stolz auf. »Mit einem Röntgenbild hätte ich die Finger nicht besser einrenken können.« Während der ganzen Diskussion rauchte François eine Zigarette und verfolgte skeptisch den Enthusiasmus des Arztes.

Das Quietschen der Schiebetüren verkündete die Rückkehr von Dorn und Baines.

»Hast du alles?«, fragte Samantha. Sie waren zwanzig Minuten fort gewesen.

»Und noch mehr.«

Ein Motor wurde angelassen, dem die vertrauten Klänge der Verbrennung folgten. Kurz darauf ertönten weitere Motoren aus dem Innern des Lagerhauses, und ein offener Jeep kam in einer dichten Rauchwolke herausgefahren, gefolgt von vier anderen Fahrzeugen. Zwei sahen aus wie umgebaute Truppentransporter – Laster, die so groß waren, dass sie die ganze Ausrüstung aufnehmen konnten. Die anderen beiden sahen dem ersten Jeep ähnlich, vielleicht alte Toyota Land Cruiser, aber Jack war sich nicht sicher. Auf der Ladefläche einer dieser Wagen wurde etwas Großes von einer Plane verdeckt – es schaute aus wie ein umgedrehtes L.

»Sie machen einen stabilen Eindruck«, meinte Samantha.

»Alle mit Vierradantrieb. Ich glaube nicht, dass wir Probleme haben, da hochzukommen.« Dorn bellte den Männern, die mit dem Aufladen begannen, Anweisungen zu.

Samantha und Jack überprüften das Verladen ihrer Ausrüstung und versuchten die zerbrechlicheren Geräte zusammen im ersten Transporter unterzubringen. Besonders vorsichtig war Samantha mit den beiden Aluminiumkisten, die sie selbst befestigte.

Während Jack einem der Bolivianer auf dem Truppentransporter Essenspakete zuwarf, fragte Dorn: »Nur noch zweiunddreißig Stunden. Schaffen wir es bis dahin nach Tiahuanaco?«

Jack bemerkte die Nervosität in Dorns Stimme. Er wollte unbedingt dorthin – genauso wie er selbst. »Wenn wir Glück haben und die Straßen passierbar bleiben.«

Über die matschigen Straße der *yungas* zwischen den Gebirgsketten nach Tiahuanaco zu gelangen, war in zweiunddreißig Stunden schon schwierig genug. Aber Jack wusste etwas, was die anderen nicht wussten. Er hatte die letzten Berechnungen noch nicht beendet. Falls er hinsichtlich des Alters des Tempels Unrecht hatte, wäre sowieso alles sinnlos. Ohne eine exakte Altersbestimmung würde Jack das Tor nicht genau

platzieren können, und es würde sich niemals ein Schattenmarkierer finden lassen. Jack spürte, wie sich die in seinem Kopf bildenden Schmerzen schon im Embryonalstadium befanden. Er hatte noch eineindrittel Tage, um das größte Rätsel in seiner beruflichen Laufbahn zu lösen.

Genauer gesagt, das größte Rätsel seines Lebens.

Beobachter

Das Fadenkreuz in seinem Gesichtsfeld hielt auf einem großen Mann mit silbernen Haaren. Er wirkte vornehm, schien nicht von hier zu sein, ein reicher Mann im Dschungel. Interessant. Die Schnittlinien verharrten einen Moment – ihr Zentrum knapp über den Augen, direkt oberhalb der Nase.

Klick, klick.

Das Gesichtsfeld wurde unscharf und fokussierte dann wieder auf einem untersetzten Latino. Er sah ungepflegt aus – als käme er von einem Saufgelage, das sich bis spät in die Nacht hingezogen hatte. Wahrscheinlich Mexikaner. Vielleicht mit amerikanischem Einschlag. Das Fadenkreuz stoppte kurz – *klick, klick* – und fand schließlich eine tolle Brünette. Das Blickfeld wurde schärfer. Die Frau hatte wunderschöne blaue Augen.

»Wow«, sagte eine Stimme. »Das nenn ich ein gelungenes Modell.«

Das lange Objektiv der Nikon wanderte seelenruhig von einem Ziel zum nächsten. Der automatische Transport zog den Film schnell vor die Blende. *Klick, klick, klick.*

Interessant. »Wer ist das Mädchen?«

»Weiß ich nicht«, sagte die Stimme.

Der Mann mit den blonden Haaren, der die Frage gestellt

hatte, hatte eine helle Haut, die mit hellbraunen Sommersprossen gesprenkelt war. Seine lange Nase hatte durch die Sonne einen tiefrosa Farbton angenommen. »Kann ich mal einen Blick drauf werfen?«

»Lass deine Hosen an.« Die kräftigen Hände, die die Linsen wieder scharf stellen, waren von Narben überzogen. Der Mann hinter der Kamera war etwas größer als sein Partner und dunkelhaarig. Sein kurz geschnittenes braunes Haar dünnte an der Stirn bereits aus. Sein Name war Pierce.

»Das sind keine Drogenhändler«, sagte Pierce.

»Nein«, meinte der Hellhäutige, »sie sehen eher wie Ärzte aus.«

»Der Dicke sieht eher aus, als würde er einen Doktor brauchen.«

Pierce stellte die Linsen nach. Er bemerkte den Schmutz und Dreck, der an den Kleidern dieser Leute hing. »Von wo auch immer sie gekommen sind, sie müssen verdammt was durchgemacht haben, bevor sie hier gelandet sind. Sie schauen alle wie ein Stück Dreck aus«, sagte Pierce. »Bis auf das Mädchen natürlich.«

»Ich werde dir wohl glauben müssen«, erwiderte der jüngere Mann, der seinen Groll nicht verbergen konnte.

»Die sind ohne Visa gekommen. In den letzten zwölf Monaten kam keine Beschreibung, die auch nur im mindesten auf sie zugetroffen hätte. An die Kleine hätte ich mich erinnert.«

Der blasse Mann, Miller mit Namen, holte einen Kassettenrecorder hervor und drückte die Aufnahmetaste. »Dienstag, 18. März 1998, sechzehn Uhr zweiundvierzig.« Er stellte den Recorder auf den Rucksack vor Pierce, der – ohne die Augen vom Sucher zu nehmen – instinktiv zu sprechen anfing.

»Großer Weißer, sieht kultiviert aus, Mitte fünfzig. Offensichtlich der Kerl mit dem Geld. Er hat fast als Einziger mit Veronica zu tun, der glückliche Bastard. Ihr Stellvertreter, Salcedo, ist wie üblich bei ihr.«

Veronica nahm eine hohe Position in der Hackordnung des Kartells ein. Sie kümmerte sich gewöhnlich um die größeren Geschäfte. Deswegen hatten sich die Agenten an sie drangehängt, als sie den Hinweis aus Checas Telefongespräch erhalten hatten.

»Der Geldsack hat einen typischen Dieb-zu-mieten-Kerl bei sich, in den Vierzigern. Wenn ich wetten müsste, würde ich sagen, der Kerl ist Südafrikaner. Vielleicht Australier. Dann sind da zwei jüngere Schlägertypen, wahrscheinlich Söldner. Der Größere von den beiden ist verwundet. Bandage am rechten Arm. Außerdem haben wir da einen mageren kleinen Weißen. Schaut wie der Pilot aus. Habe ihn nie hier unten gesehen. Keiner von den Fliegern der Rauschgifthändler.«

»Sie könnten in den *selvas* runtergegangen sein«, sagte Miller. »Wahrscheinlich haben wir sie deshalb erst jetzt bemerkt.«

»Großer Latino, Anfang vierzig. Vielleicht ein Arzt – hat sich um den Arm des Söldners gekümmert. In Begleitung eines weiteren Weißen – könnte so ein verdammter Flusslotse oder so was Ähnliches sein. Dann ist da noch eine Weiße, Mitte dreißig. Schön. Wirklich schön.« Pierce legte eine Pause ein, bevor er einen Sondervermerk aufs Band sprach: »Jungs, ich erwarte von euch, dass ihr mir ein paar von den Fotos aufhebt, klar?«

»Gottverdammt, Pierce, einige von uns machen sich vielleicht noch Sorgen um ihre Arbeit.«

Pierce gluckste. Junge CIA-Agenten waren immer nervös wegen ihrer Arbeit – das Ende der Paranoia im Kalten Krieg. Miller war besonders ängstlich. Seine Frau hatte gerade ein Baby bekommen.

»Oh, oh, was ist denn das?«, fragte Pierce. Er stellte die Kamera erneut scharf und richtete sie auf den letzten Transporter. »Dazu ein älterer Schwarzer, afrikanische Nationalität. Trägt charakteristische afrikanische Kleidung. Großer Ohrring. Eine

Art Brandzeichen auf der linken Schulter. Könnte eine Spur sein. Bild vergrößern.«

»Glaubst du, es hat was mit Checas Telefonat zu tun?«

»Wahrscheinlich«, antwortete Pierce. »Ich verstehe aber den Zusammenhang noch nicht.«

In den Telefonmitschnitten aus dem Büro von Außenminister Checa war etwas von einem »Geschenk« erwähnt worden, das in Trinidad eintreffe. Checa hatte anschließend dem Anrufer gesagt, er melde sich in fünf Minuten bei ihm auf einer anderen Leitung. Das war schon das vierte Mal in dieser Woche gewesen. Checa wusste, dass er abgehört wurde. Aber wer hat ihm den Tipp gegeben, fragte sich Pierce. Es war ein Jammer. Er hatte bereits das halbe Land belastet gehabt, bevor er erfuhr, dass seine »sichere« Leitung heiß war. Die CIA hatte seine illegalen Aktivitäten seit eineinhalb Jahren verfolgt und belastendes Material zusammengetragen, das der bolivianischen Polizei helfen würde, ihn für längere Zeit hinter Gitter zu schicken. Checa zeigte sich offen feindlich gegenüber US-amerikanischen Interessen – er lieferte verbotene Waffen an antiamerikanische Guerillas in ganz Zentralamerika und spielte eine wichtige Rolle in dem Drogenhandel, der in den Staaten endete. Die CIA wollte ihn aus dem Amt drücken. Ihre Direktive war, jede denkbare Methode – außer Mord – zu nutzen, um ihn loszuwerden.

Pierce stellte die Kamera auf seinem Knie ab, schaltete den Recorder aus und packte ihn in seinen schon vollen Rucksack, der die Ausrüstung zur Satellitenkommunikation und einiges für die Feldbeobachtung enthielt. Die Mikrokassette hatte er vorher in seine Hemdtasche gesteckt.

»Was könnte Checa mit diesen Ärzten oder Wissenschaftlern anfangen?«, überlegte Pierce laut.

»Vielleicht sind sie alle nur hier, um Kokainpaste zu untersuchen.«

»Das bezweifle ich«, erwiderte Pierce. »Dafür haben sie viel

zu viel Ausrüstung. Ich frage mich, was in den Kisten ist.«

»Sie müssen tief in die Taschen gegriffen haben, so viel ist sicher. Ich sehe ein, zwei – schaut aus, als wären es insgesamt sechs Transporter. Wo wollen die bloß hin?«

»Keine Ahnung. Offen gesagt, interessiert mich das auch nicht.«

»Wir folgen ihnen nicht?«

»Nur, wenn sie sich auf den Weg nach Sucre machen«, antwortete Pierce und warf sich den schweren Rucksack über die Schulter.

»Aber es könnte wichtig sein«, protestierte Miller.

Pierce baute das Kameragestell ab. »Wir werden nicht dafür bezahlt, hinter einem Haufen missratener Ärzte durch die Gegend zu rennen. Wir sind hier, um Checa wegen einer ernsten Sache dranzukriegen.«

»Bist du sicher, dass diese Leute nichts mit Checa oder Drogen zu tun haben?«

»Oh, gut möglich, dass sie was mit Checa zu tun haben«, meinte Pierce. »Aber ich will verdammt sein, wenn diese Leute was mit Drogenhandel zu schaffen haben. Ich verwette meine Karriere drauf.«

Miller schwieg. Der Schluss von Pierces Satz hatte offensichtlich Gewicht.

»Junge, weißt du, was ich glaube?«

»Was?«

»Ich denke, das hier gehört zu Checas kleinen Zoo-Geschäften«, sagte Pierce und bezog sich auf dessen illegalen Handel mit exotischen Tieren. Der Minister hatte in den letzten achtzehn Monaten ein paar tausend Tiere außer Landes gebracht. Aber dieses Verbrechen würde man ihm nie nachweisen können und ihm demzufolge auch nicht »lebenslänglich« einbringen. Sie brauchten Drogen. Mord.

»Du meinst, sie sind hinter Tieren her?«

»Ein Haufen Ärzte oder Wissenschaftler. Jede Menge Kisten.

Ziehen durch die *selvas*. Ich wette, sie sind hier draußen, um für einen verdammten Zoo Tiere zu sammeln.«

»Du könntest Recht haben.«

»Könnte? Darauf verwette ich glatt meinen linken Hoden.«

Miller zuckte mit den Schultern.

»Und du willst also durch den verdammten Dschungel ziehen, um zu sehen, welche kleinen Viecher sie schließlich mitnehmen, damit ein paar Fünfjährige sie angaffen können«, spottete Pierce. »Oder willst du doch lieber zurück nach Sucre und die hundert Kilo finden, von denen du genauso wie ich weißt, dass sie da sind.«

Mit seinem ausdruckslosen Blick gab Miller sein Einverständnis.

»Danke«, sagte Pierce. »Du weißt, ich habe dich nie auf die falsche Spur angesetzt.«

Er reichte Miller die Kamera rüber, der, obwohl er sich schon geschlagen gegeben hatte, noch einen letzten Blick auf das Lager warf.

Pierce war kaum zwei Schritte gegangen, als Miller rief: »Warte … Ich denke, das wirst du dir ansehen wollen.«

»Was ist denn jetzt los?«

Miller hielt ihm die Kamera hin und deutete auf zwei Männer, die sich abmühten, einen schweren, in eine Plane gewikkelten Gegenstand auf die Seite eines VW-Lieferwagens zu hieven, der gerade angehalten hatte. Der Pilot wechselte ein paar Worte mit dem Fahrer.

Pierce hob die Kamera an sein Auge.

»Halleluja!«, entfuhr es ihm. Ihre Überwachung dürfte sich ausgezahlt haben. Er beobachtete, wie die beiden Männer gewaltsam den fetten blauen Arm einer Leiche zurückbogen, der steif zwischen den Nähten zweier Säcke herausragte.

»Ich bin froh, dass du zwei hast«, sagte Miller.

Pierce schaute ihn verwirrt an.

»Hoden, meine ich.«

Pierces Gesicht wurde ganz rot.

»Hol die Satellitenanlage raus«, befahl er. »Wir übertragen von hier.«

Altiplano

Nach einer halben Stunde hatte der Konvoi Trinidad weit hinter sich gelassen. Das Beladen der Transporter war ohne Probleme vonstatten gegangen; die zwölf Begleiter hatten schnell und professionell gearbeitet.

Veronica und ein hellhäutigerer Mann schienen die Verantwortlichen für die Operation zu sein. Dennoch hatte Jack nicht protestiert, als Baines vorschlug, er solle eine Pistole nehmen. Die meisten der Bolivianer hatten vielleicht schon einmal getötet – das sah er an ihrem verhärteten, finsteren Gesichtsausdruck. Ebenso bemerkte Jack, wie sie Samantha lüstern anstierten. Er würde die Kerle töten, wenn sie sie anfassten.

Jack stieg in den ersten Wagen mit Veronica, die ihn darum gebeten hatte. Mit einiger Freude stellte er fest, dass Samantha sauer war.

»Die Frau ist deine *novia*?«, fragte Veronica, sobald sie aus der Stadt waren.

»Das war sie einmal«, antwortete er auf Spanisch.

Mit ausdruckslosem Gesicht zuckte sie mit den Schultern. Die Karawane wollte La Paz, die Hauptstadt Boliviens, umfahren. Der Weg durch sie hindurch würde die Reise verkürzen, aber ihre Eskorte schien die Aufmerksamkeit nicht auf sich ziehen zu wollen. Genauso wenig wie die Wissenschaftler. Jack rief sich ins Gedächtnis, dass sie ja praktisch Flüchtlinge waren. Sie hatten keine Visa und nie einen Zoll passiert.

Abgesehen davon, war er schon einmal in La Paz gewesen; die berüchtigte Hauptverkehrszeit dauerte fast den ganzen Tag.

In der ersten halben Stunde während der Fahrt hinauf in die Anden sprach Veronica über ihre Familie. Sie lieferte mehr Informationen, als Jack erwartet hatte. Ein paar Mal wurde sie sich dessen bewusst und lächelte Jack schüchtern an. Jack entdeckte etwas Weiches hinter der harten Schale. In dieser Hinsicht war sie wie Samantha. In einer Männerwelt groß geworden, hatte sie sich einen gewissen Status erworben. Somit schien die Strenge, die sie so eifrig an den Tag legte, eine Maske für ihr verwundbares Inneres zu sein.

Die Lkw-Karawane kroch die immer steiler werdenden Hänge hinauf. In der Ferne, versteckt in den Schluchten, erblickte Jack hin und wieder ein Mohnfeld – leuchtende rot-weiße Flecken zwischen den Granitwänden.

Zuerst unmerklich, dann aber radikal wechselten Landschaft und Flora ihr Gesicht. Nachdem sie einen Fluss überquert hatten, der den harten Felsen des Cañon durchschnitt, bot die sich öffnende Straße einen hinreißenden Ausblick. Majestätische, mit Schnee bestäubte Gipfel wichen einer Prärie aus wellenförmigen, baumlosen Hügeln. Der Ort war traumhaft – eine von Nebel und Wolken verborgene Welt. Die Straße wurde flacher – sie hatten die Hochlandebenen des Altiplano erreicht. Heftiger Wind schlug gegen die Fahrzeuge. Veronica rutschte näher zu Jack, um sich zu wärmen. Ihre Schulter hinter seinen Rücken geschoben, blickte sie mit einem zufriedenen Lächeln zu ihm auf. Es war, als flösse ein elektrischer Strom durch ihn hindurch. Auch Veronica atmete schneller. Er stellte sich vor, mit ihr zu schlafen. Bald darauf spürte er, wie sich ihr volles Gewicht gegen ihn drückte. Ihre Augen waren geschlossen. Eine Nacht mit dieser Frau wäre unbezahlbar, aber Jack war sich auch der Oberflächlichkeit seines Wunsches bewusst. Und wie zur Antwort, während er ihren warmen Körper an seinem spürte, erkannte er, wie sehr er Samanthas Umarmung

und die gemeinsam genossene Vertrautheit vermisste.

Die Transporter fuhren an Feldern mit Mais und Kartoffeln vorbei – den Haupterzeugnissen der Anden. Etwa zweihundert verschiedene Sorten gab es hier; Jack war sich sicher, dass er während seiner beiden Reisen nach Bolivien die Hälfte probiert hatte. Auch wenn sie zusammen mit *quinoa* und *canahua*, den Getreidesorten der Hochebenen, Hauptbestandteil auf dem Speiseplan der Indianer war, schwor sich Jack, lieber seine eigenen Hände zu essen, bevor er noch einmal so eine trockene Knolle hinunterwürgen würde. In den letzten vier Jahren hatte er sich nicht einmal mehr Pommes frites bestellen können.

Die Transporter verlangsamten ihr Tempo, um eine Alpakaherde über die Straße zu lassen, die sich entlang ihrer Weide bis hinauf zu den Hügeln hinzog. Die Hirten trugen Pullover und schwarze Filzhüte. Mit hellroten Stöcken trieben sie die Lamas an, die Staubwolken in die Luft wirbelten. Jack fand es bewundernswert, wie die Tiere bei dem wilden Buschgras und den Kakteen auf dem Hochplateau überleben konnten. Während der Konvoi geduldig wartete, stellte Jack kurzen Augenkontakt mit Samantha her, die ihn vom vorausfahrenden Wagen aus beobachtete.

Schnell drehte sie sich wieder um. Samantha schützte immer Desinteresse vor, sobald sie wütend oder eifersüchtig war. Vielleicht waren ihre Gefühle für ihn stärker, als er gedacht hatte.

Die Getriebe der Fahrzeuge protestierten laut, und der Konvoi bewegte sich wieder vorwärts. Jack nahm das Fernglas aus dem Rucksack, der zu seinen Füßen lag.

»El lago«, sagte er. Seine Bewegung hatte Veronica geweckt. In der Ferne schimmerte das blaue Gebirgswasser des Titicacasees wie eine Fata Morgana.

Letztes Essen

»Ich wusste gar nicht, dass Rost schwimmen kann«, sagte Ricardo.

Der Konvoi hielt vor einer verbeulten Fähre, deren noch verbliebene Farbe auch schon kurz vor dem Abblättern war und bedauerlicherweise Platz für das rote Eisenoxid machte. Das Schiff schaukelte an einem abgenutzten hölzernen Anlegeplatz, der sich in die seichte Bucht erstreckte. Der kleine Fischerort Tiquine verfügte über den einzigen Fährdienst, der sie auf die andere Seite des Sees übersetzen konnte, doch nachdem er den Seelenverkäufer gesehen hatte, wusste Jack, dass er die längere Route vorgezogen hätte, wären die Zugangsstraßen um die eisigen Ausläufer des Titicacasees nicht gesperrt gewesen.

Samantha kletterte aus dem ersten Lkw und ging zu Jack an die Landungsbrücke vor dem kleinen Hafenbecken. »Hat die Fahrt Spaß gemacht?«

»Ja, ziemlich«, antwortete Jack.

Veronica glitt aus dem Wagen. Sie hatte Jacks Mantel übergezogen. »Machen wir schnell und schaffen das Zeug an Bord«, sagte Samantha.

Nachdem die Transporter auf die Fähre gefahren waren, wurde Dorn vom Ersten Maat, einem Indianer, dem oben die Vorderzähne fehlten, darüber informiert, dass die Mannschaft vor dem Auslaufen noch ein paar Reparaturen vorzunehmen habe.

»Ein paar Reparaturen?« Dorns Blick wanderte von dem Indianer zu Jack und wieder zurück. »Wo zum Teufel ist der Kapitän?«

Schließlich fanden sie den Kapitän des Rosteimers im Maschinenraum, wo er schwer zu tun hatte. Er muss gerochen haben, dass Dorn Galle spuckte, weil er aufsprang und lächelte,

während er seinen Arm um Dorn warf, als wären sie gute Freunde – bevor er erklärte, dass die paar »kleineren Einstellungen«, die notwendig seien, ein paar Stunden dauern würden.

Jack folgte Dorn, der wütend die schmutzige Straße entlangging, die zu dem kleinen Dorf führte.

Obwohl auch er durch die Verzögerung entmutigt war, konnte er kaum sein Lächeln verbergen, als er den schwarzen Abdruck vom Arm des Kapitäns hinten auf Dorns Hemd bemerkte.

Der große Ochsenkarren bot die perfekte Deckung. Bündel aus *totora*-Ried, die das Innere des Karrens fest umspannten, verbargen zwar den Jeep, ließen aber noch genug Sichtfreiheit, um die Gegend zu observieren. Pierce machte sich Notizen, während die Transporter auf die Fähre polterten. Miller hatte nur zwei Kaugummis gebraucht, mit denen er einen kleinen Indianerjungen auf seine Gehaltsliste gesetzt hatte. Der letzte und jüngste Beauftragte der CIA kam gerade von der Fähre zurückgehumpelt und informierte Pierce zwischen knallenden Blasen, dass das Schiff für eine Fahrt zur anderen Seite des Sees, zu den Ruinen von Tiahuanaco gemietet worden sei.

»Was will das Kartell mit verlassenen Ruinen anfangen?«, fragte Pierce.

Miller, der auf gedörrtem Rindfleisch herumbiss und aussah wie eine Kuh beim Wiederkäuen, schüttelte nur den Kopf.

Pierce beobachtete, wie die Gruppe von Doktoren und Söldnern hügelaufwärts zu einer Ansammlung kleiner Gebäude schlenderte. Es wurde kälter. Er machte die oberen Knöpfe seiner Jacke zu und sagte sich, dass dies der seltsamste Drogenhandel sei, den er jemals gesehen habe.

»Auch was?« Miller hielt ihm ein Stück Dörrfleisch hin.

Pierce schüttelte den Kopf. Er zog seinen Mantel bis zu den Ohren hinauf und rutschte tiefer in den Sitz des Jeeps. Die hohen Tiere der CIA hatten ihnen aufgetragen, Veronica zu

folgen, während Spezialisten versuchten, die Neuankömmlinge zu identifizieren. Man konnte nur warten. Die beiden Agenten würden ihrem Dauerbefehl – in Sichtkontakt bleiben – bis auf weiteres nachkommen.

Der Kapitän der Fähre hatte erzählt, dass man in der Kneipe gleich oben auf dem Hügel ganz tolle Meeresfische bekomme. Anfangs war Jack über den Zeitverlust durch das Essen besorgt, aber man konnte sowieso nicht weiter – die Fähre genoss hier eine Monopolstellung. Schon beim Betreten des Lehm- und Holzgebäudes stieg ihnen der Geruch von frisch zubereitetem Fisch in die Nase. Jacks Laune besserte sich. Das Feuer in dem großen Kamin warf einen orangefarbenen Schein durch den Raum, der gleichermaßen als Aufenthaltsraum und Speisesaal diente. Die nächtliche Kälte hatte bereits eingesetzt. Samantha wärmte sich an den runden Steinen der Feuerstelle, bevor sie sich zu Dorn, Baines, Ricardo und Jack an den einzig freien Tisch gesellte. Eine Gruppe schmutziger Fischer hatte die anderen beiden besetzt, offenbar in der Absicht, bis lange in die Nacht hinein zu zechen.

Für den Rest des Konvois stellte der Inhaber draußen unter dem leuchtenden Sternenzelt ein paar Tische auf. Bongane aß allein in der Nähe der bolivianischen Begleiter, die *pitillos* rauchten, in den Anden weit verbreitete, mit Kokain versetzte Zigaretten. Jack beobachtete den alten Mann, für den er eine durch Neugier geförderte Zuneigung entwickelt hatte und der so gar nicht am richtigen Platz und darüber hinaus einsam zu sein schien. Jack konnte seine Isolation nachempfinden. Unter seinesgleichen war es ihm jahrelang genauso ergangen.

Das Essen selbst dauerte weniger als zwanzig Minuten. Sie schlangen die scharf gewürzten Seeforellen hinunter, ohne sich dabei groß zu unterhalten. Danach führten sie sich die hausgemachten *cocteles* und eine dampfenden *pisco*-Punch zu Gemüte. Jack spürte bereits nach einem halben Becher ein Kitzeln in

den Wangen – die Wirkung wurde durch die Höhe noch verstärkt. Aus einer Bar auf der anderen Straßenseite drang Musik herüber, deren Klänge Äonen südamerikanischer Kultur heraufbeschworen. Die Melodieführung übernahm die *siku*, die charakteristische lange Holzflöte der Hochlandindianer. Mehrere dieser Flöten gemeinsam gespielt, konnten einen geisterhaften Klang erzeugen, der oft, besonders bei höheren Tönen, ins Makabre ging. Ein *charango* begleitete die Flöten; als Kreuzung zwischen einem Banjo und einer Mandoline hatte er einen unvergleichlichen Klang.

Als sich die Gruppe zum Aufwärmen um das Feuer versammelte, warf Jack einen Blick zu Samantha, die gegen die behauenen Steine lehnte. Ihr braunes Haar glänzte, umschwirrt von orangeroten Dämonen, die im Raum umherflackerten; ihr blauer Pullover konnte es mit der Intensität ihrer Augen nicht aufnehmen.

Er bekämpfte den Wunsch, neben ihr zu sitzen, statt sich einen dunklen Holzstuhl in der Nähe zu suchen. Dorn nahm neben ihm Platz und drängte ihn, sich näher über den Aymara-Algorithmus auszulassen. Samantha hatte ihm auf dem Weg darüber berichtet. Unterstützt durch alle notwendigen Zutaten – interessante Menschen, ein warmes Feuer, noch wärmeren Schnaps und nichts zu tun –, begann eine angeregte Unterhaltung. Innerhalb weniger Minuten war ihr Thema Jacks Ansichten über eine verlorene Zivilisation – eine, die es schon vor der Geschichtsaufzeichnung gegeben hatte.

»Sie meinen eine, wie die seit langem untergegangene Zivilisation von Atlantis?«

»Genau.«

Dorn kicherte. »Jetzt wird mir klar, warum Sie mit einigen Ihrer Gedanken in die Bredouille gekommen sind. Atlantis ist doch ein Mythos, oder? Ich weiß, dass es viel fürs Fernsehen hergibt, aber Sie können doch nicht ernsthaft glauben, dass es existierte.«

»Kann ich«, erwiderte Jack. »Aber nicht, weil ich es für eine schicke Idee halte. Es ist nur eines der wenigen Dinge, die für mich einen Sinn ergeben und die erklären, wie sich der Mensch plötzlich zu einer großen Zivilisation entwickelt hat – offenbar über Nacht und direkt aus der Steinzeit heraus.«

»Jack gehört ganz und gar nicht zu denjenigen, die die anerkannten Ansichten zur Entwicklung des Menschen vertreten«, schaltete sich Samantha ein.

»Das habe ich schon kapiert«, meinte Dorn.

»Wenn Sie die verlorene Zivilisation mit einem Namen bezeichnen wollen, können Sie das. Ich behaupte nicht, dass ich weiß, wo sie sich befand, aus welchen Menschen sie bestand oder wohin sie verschwunden ist.«

»Und Sie glauben, die Außerirdischen könnten bei der Entwicklung der Zivilisation ihre Hand im Spiel gehabt haben?«, fragte Dorn.

Jack strahlte. Seine bizarren Theorien bekamen einen Ton von Wahrheit, gestützt von der wundervollsten Entdeckung, von der er nicht einmal zu träumen gewagt hatte. »Das würde ich vermuten. Aber mein gesunder Menschenverstand versichert mir zumindest, dass es diese Zivilisation gab. Wir finden Anzeichen dafür auf der ganzen Welt. Mythen aus jedem Teil der Erde dokumentieren sie …«

»Sie können Wissenschaft nicht auf Mythen gründen«, wandte Dorn ein.

»Warum nicht?« Jack stand auf und stellte sich neben den Kamin, dessen Feuer ihn in weiches, warmes Licht hüllte. »Mythen sind für mich eine praktikable Möglichkeit Geschichte zu überliefern – vor der aufgezeichneten Zeit. Wenn über die ganze Erde verteilte Kulturen von dem plötzlichen Verschwinden einer Zivilisation sprechen – Kulturen, die keinen Kontakt miteinander hatten –, bin ich geneigt, ihnen Glauben zu schenken. Genauso wie ich glaube, dass Alexander der Große Persien erobert hat und Julius Cäsar ermordet wurde. Wenn Sie

diesen Geschichten glauben, warum nicht denen aus einer älteren Zeit? Mythen *sind* Geschichte. Geschichte vor der Geschichtsaufzeichnung.«

Dorn kaute auf seiner Pfeife. »Die meisten Anthropologen scheinen dem nicht zuzustimmen.«

»Es werden aber immer mehr«, erwiderte Jack. »Und nicht nur unter Anthropologen. Astronomen, Linguisten, Historiker, Forscher wie Posnansky, Santillana oder Sellers – sie alle geben bereitwillig zu, dass mit unseren Ansichten über die Vergangenheit etwas nicht stimmt.« Jack nahm einen Schluck von dem warmen Punsch. »Graham Hancock sagt, wir seien ›eine Spezies mit Amnesie‹. Das ist die beste Beschreibung, die ich je gehört habe. Ich glaube, die menschliche Rasse hat vergessen, woher sie kommt. Würden wir auf unsere Mythen hören, würden wir merken, dass darin unsere Vorgeschichte erzählt wird. Wie sonst können Sie sich die zahllosen Geschichten weltweiter Unglücke erklären, die die Menschheit beinahe ausrotteten?«

»Sie sprechen über die Sintflut. Aus der Bibel.«

»Ja, eine große Überschwemmung. Eine Erderschütterung. Ein furchtbares Ereignis, von dem jemand wollte, dass es nicht vergessen wird.«

»Sie glauben wirklich, dass es sie gab?«, fragte Dorn.

»Ich weiß, dass es sie gab.« Jack schwieg kurz. »Es existieren über fünfhundert Legenden aus der ganzen Welt. Dr. Richard Andree, der sechsundachtzig dieser Legenden untersucht hat, kam zu dem Schluss, dass zweiundsechzig vollkommen unabhängig von hebräischen und mesopotamischen Erzählungen entstanden sind. Eine Geschichte der bevorstehenden Vernichtung unserer Spezies – und von den wenigen Überlebenden, die ganz von vorn anfangen mussten.«

»Wie Noah«, meinte Samantha.

»Oder wie Utnapischtim für die Sumerer oder die Tezpi aus Mittelamerika oder die Erzählungen der Maya über den Großen

Vater und die Große Mutter, die die Zerstörung überlebt haben, um die Erde wieder zu bevölkern. Die Inuit glaubten, die große Flut sei von einem Erdbeben begleitet gewesen, das sich so schnell ereignet habe, dass nur ein paar überlebten. Die Luiseño-Indianer aus dem mexikanischen Niederkalifornien waren der Meinung, diese Überlebenden seien auf die höchsten Gipfel geflohen, bis das Wasser zurückging. Die Karen aus Birma erzählen von zwei Brüdern, die sich auf einem Floß vor der Flut retteten. In Vietnam überlebten ein Bruder und eine Schwester in einer Holzkiste – zusammen mit zwei Exemplaren jeder Tierart. In Malaysia glaubt das Volk der Che Wong, dass ihre Welt – sie nennen sie Erde Sieben – hin und wieder auf den Kopf gestellt und alles überflutet und zerstört wird. Samoer, Japaner, Griechen, Ägypter – die Liste ist unendlich.« Jack machte eine kurze Pause, während der er in die Flammen blickte. »Wir haben uns nicht einfach nur aus der Steinzeit heraus entwickelt, wir wurden in die Steinzeit *zurückgeworfen* – durch eine große Katastrophe, die uns beinahe vom Planeten weggewischt hat.«

Wind rüttelte an den Fensterläden, und durch die geöffnete Eingangstür drang die unsichtbare Kälte der Anden.

»Zu glauben, unsere Zivilisation würde sich auf einem Höhepunkt befinden, den wir in einem vollkommen linearen Verlauf erreicht hätten, ist nicht nur arrogant, sondern widerspricht leider auch den Fakten. Platon behauptete in zwei seiner Bücher, dass periodische Katastrophen unseren Planeten verwüsten und nur wenige Überlebende übrig lassen würden – mit seinen Worten gesprochen, waren sie ›der Wissenschaft und Bildung beraubt, um wie Kinder ganz von vorn anzufangen‹.«

Samantha konnte ihren Blick von Jack nicht abwenden. Er hatte sie schon immer inspiriert. Sie folgte jeder seiner Bewegungen im Bewusstsein dessen, warum sie sich vor Jahren so in ihn verliebt hatte.

»Sie sehen, Zivilisation könnte auch etwas Kreisförmiges, nicht Lineares sein. Was ist, wenn sich die Zivilisation entwikkelt hat, zusammengebrochen ist und sich dann wieder entwikkelt hat? Platons Gedanken basierten auf dem Beweis, den er über die große Katastrophe hatte und durch die die Überlebenden gezwungen waren, neu zu lernen. Eine neue Kultur zu entwickeln. Eine Tatsache nach der anderen deutet auf eine andere Sichtweise über die Urgeschichte als diejenige, die mir meine Anthropologie-Professoren eingehämmert haben.«

»Was meinen Sie damit?«, fragte Dorn.

»Es gibt hunderte von Widersprüchen, die nicht zur gegenwärtigen Sichtweise über unseren Ursprung als Spezies passen – über die Geschichte der Kultur im Allgemeinen. Zum Beispiel die Datierung des Sphinx.«

»Was ist damit?«, fragte Dorn.

Jack ging auf und ab – eine Gewohnheit, die sich während hunderter von Vorlesungen herausgebildet hatte. »Der große Sphinx wurde nach der herkömmlichen Anschauung etwa 2500 v. Chr. von Pharao Khafre erbaut. Das wird in den Schulen gelehrt. Aber neuere Geologen – Gott schütze sie – entdeckten unter Verwendung moderner Techniken zur geologischen Datierung, dass der Sphinx viel älter sein muss. John West und Robert Schoch haben ihren Ruf verwettet, dass die Erosionsspuren auf dem Sphinx nur durch schwere, über eine lange Zeit andauernde Regenfälle herrühren können.«

»Aber Ägypten ist knochentrocken«, wandte Baines ein.

»Genau.« Jack trank einen Schluck. »Ägypten ist seit vier- oder fünftausend Jahren knochentrocken. Das war es aber nicht immer. Vor zehn- bis fünfzehntausend Jahren war das Land, das später Ägypten wurde, feucht und fruchtbar. Es regnete viel. Der Sphinx muss *davor* erbaut worden sein. Und nicht von den Ägyptern. Er war lange von deren Ankunft mit einer Technologie errichtet worden, die unsere heutige weit in den Schatten stellt.«

»Von wem stammt er dann?«, fragte Dorn.

»Ich weiß es nicht. Eine Kultur, die nur gerüchteweise existierte. Atlantaner, wenn Sie so wollen. Oder eine große Kultur, die vom Erdboden verschwand wie so viele andere. Oder vielleicht …«

»Sie können doch nicht glauben, dass Außerirdische die Pyramiden und den Sphinx erbaut haben?«, sagte Dorn.

»Ich weiß nicht, ob sie sie erbaut haben. Vielleicht haben sie nur das nötige Wissen beigesteuert.«

»Wenn du mich vorher gefragt hättest«, schaltete sich Ricardo ein, »hätte ich gesagt, du seist verrückt. Aber nach dem, was wir gefunden haben …«

»Es klingt alles so unglaublich«, murmelte Dorn.

»Genauso wie die Existenz von Außerirdischen auf der Erde«, ergänzte Jack. »Bis vor ein paar Tagen.«

»Jack hat Recht«, stimmte Samantha zu. Ihre Augen leuchteten vor Begeisterung. »Wir haben vielleicht in Mali den Beweis gefunden, dass zwischen Außerirdischen und Menschen eine Interaktion stattgefunden hat. Und jetzt führt uns das Hologramm hierher – zu einer wichtigen Zivilisation der Vorgeschichte.«

»Verdammt bizarr«, meinte Baines und starrte direkt in den Kamin.

»Ich sage nur, dass eine gesunde Logik auf eine verlorene Verbindung zwischen der alten Menschheit und jenen Außerirdischen deutet«, erklärte Jack. »Überlegt doch mal – das Wissen unserer Vorfahren über Astronomie übertraf das unsere bei weitem. Sie wussten, dass sich die Sonne, der Mond und die Planeten im Vergleich zum unbewegten Himmelsgewölbe drehen. Sie kannten den genauen Umfang unseres Planeten – er ist in vielen verschiedenen Längenmess-Systemen auf der ganzen Welt integriert. Mathematiker und Techniker können das Phänomen bei alten Gebäuden nachvollziehen, weil die alten Völker die Formeln in der Architektur verwendeten. Und

diese Formeln waren exakt. Solche genauen Zahlen konnten wir erst ermitteln, nachdem der *Sputnik* die Erde 1957 umkreist hatte.«

»Ja, und dann die Megalith-Strukturen«, warf Ricardo ein.

»Die sind am allermerkwürdigsten«, meinte Jack. »Wir sprechen von Steinblöcken, die man überall auf der Erde finden kann und die sich praktisch nicht tragen oder bewegen lassen. Sie wurden in den Pyramiden von Ägypten und in Cuzco verwendet. Die Steinquader von Baalbek im Libanon, einem Tempel vollkommen unbekannter Herkunft, wiegen über achthundert Tonnen. Eine einzelne! Auf der anderen Seite dieses Sees, in Tiahuanaco, gibt es welche. Heute können wir diese Steine nicht bewegen. Aber früher ging das.«

»Wie?«, wollte Dorn wissen.

»Ich kann nur spekulieren. Aber nachdem ich dieses Hologramm gesehen habe, würde ich sagen, dass jene verrückten Wissenschaftler, die behaupten, die Alten verfügten über eine Art von Levitations- oder Antigravitationskraft, vielleicht gar nicht so Unrecht haben.«

»Levitation?«, fragte Baines.

»Die spanischen Chronisten, die über Tiahuanaco stolperten, hörten Berichte der örtlichen Einwohner über die ursprünglichen Erbauer, die vor langer Zeit wie durch ein Wunder riesige Steinblöcke zu lauten Klängen in die Luft heben konnten«, erklärte Jack.

»Die Quelle?«, fragte Dorn.

»Das Artefakt und das Hologramm sind der Beweis dafür, dass es solch ein Gerät gegeben haben muss«, sagte Samantha.

»Ebenso wie die Tatsache, dass unsere Vorfahren Platin verwendeten, ein Metall, das erst bei tausendsiebenhundert Grad schmilzt, und Aluminium, das doch scheinbar erst im 19. Jahrhundert entdeckt wurde«, fuhr Jack fort. »Und die Existenz fortschrittlicher Gegenstände aus Metalllegierungen, die sowohl in Ägypten als auch Südamerika gefunden wurden und

Steinblöcke zusammenhalten, welche so groß sind, dass wir sie nicht bewegen können. Ist euch klar, was für Maschinen man heute dafür brauchen würde?«

Ricardo leerte seinen Becher; seine Augen verrieten, dass er leicht betrunken war. »Sie müssten schon was hermachen.«

Am Tisch der Fischer wurde applaudiert. Die Männer, sturzbetrunken, flüsterten miteinander. Vielleicht haben sie das eine oder andere Wort verstanden, vielleicht sind sie aber auch nur froh, dass ich endlich schweige, dachte Jack. Im Raum wurde es still, bloß das Feuer flüsterte dem warmen Gestein im Kamin etwas zu. Jeder der Anwesenden schien sich seine eigene Version solch einer Maschine auszumalen.

»Dann glauben Sie also, dass diese Technologie von *Außerirdischen* stammt?«, fragte Dorn rundheraus.

Jack wollte gerade antworten – ihm schien es sehr wahrscheinlich, dass die alten Erzählungen über die *Leuchtenden* einiges Licht in die Sache bringen könnten –, da erklang zweimal das tiefe Dröhnen eines Nebelhorns aus der Ferne.

Das Signal, dass die Fähre repariert war.

Der See

Die Fähre tuckerte mit Höchstgeschwindigkeit vor sich hin – kaum schneller als eine lahmarschige Seegurke, dachte Jack. Würde er versuchen, die Maschine schneller laufen zu lassen, hatte der Kapitän dieses verrosteten Kahns zu ihm gesagt, würde sie nur endgültig ihren Geist aufgeben. Als Samantha Jack daran erinnerte, dass die nächste Fähre nicht vor zwei Tagen abgehen würde, hörte er auf, den Mann zu drangsalieren, und kümmerte sich stattdessen wieder um seine Berechnungen. Nach einer Stunde zwang ihn sein Kopf zu einer

Pause.

Es war kälter geworden.

Er zog einen Pullover über, den er von zwei Aymara-Frauen in Trinidad gekauft hatte. Die weiche Wolle hielt die Kälte ganz gut ab. Weder die vier Aspirin noch der spezielle Tee, den die Ortsansässigen als Elixier in der extremen Höhenlage des Titicacasees benutzten, schienen gegen seine Kopfschmerzen zu helfen. Der Punsch in der Kneipe hatte es sicherlich nicht getan. Jack ließ sein Notizen auf dem verwitterten Tisch im runtergekommenen Brückenhaus liegen. In seinem Kopf war ein hoffnungsloses Durcheinander. Die Höhe machte ihm zu schaffen, aber ihm war klar, dass die Berechnungen auf Meereshöhe auch nicht einfacher gewesen wären.

Jack stolperte vorwärts und kämpfte gegen das Schlingern des Boots an, bis er am Bug war. Das Licht des dreiviertel vollen Monds spiegelte sich unzählige Male auf der vom Wind leicht gekräuselten Wasseroberfläche. Er tastete nach seinem Lippenfettstift, der sich in den Nähten seiner Tasche verheddert hatte, und schmierte seine trockenen Lippen ein.

Der Titicacasee lag in einer Höhe von dreitausendachthundert Metern und war damit der höchste schiffbare See der Welt. Mit seinen etwa achttausenddreihundert Quadratkilometern war er riesig und erschien den Aymara wahrscheinlich wie ein Meer.

Geologisch gesehen, gehört der See zu einer seit langem vergangenen Welt. Obwohl er gute zwei Meilen über dem Meeresspiegel liegt, ist die Umgebung mit fossilen Seemuschelschalen übersät, ein Hinweis darauf, dass irgendwann einmal der gesamte Altiplano aus einem Meeresboden aufgefaltet worden war. Während dieser geologischen Veränderungen könnten riesige Mengen Meerwasser im gesamten Andengebiet verteilt gewesen sein, das anschließend von Land umschlossen wurde. Obwohl der See hunderte von Meilen vom Meer entfernt liegt, sind viele der Tiere, die dort leben, eher

Salz- als Süßwasserarten.

Spuren einer neuzeitlichen Hebung sind ebenfalls sichtbar. Archäologen haben Hinweise darauf gefunden, dass Tiahuanaco früher auf einer Insel im See lag. Heute befinden sich die Ruinen der Stadt zwölf Meilen vom Ufer entfernt. Jack hatte sämtliche Arbeiten von Posnansky über Tiahuanaco gelesen. Posnansky war einer der Ersten gewesen, die behaupteten, dass die Stadt einst ein Inselhafen gewesen sei. Im Zuge seiner Ausgrabungen entdeckte er künstlich angelegte Docks, die hunderte von Schiffen hätten aufnehmen können. Einige dieser gewaltigen Steinkonstruktionen wogen über vierhundertvierzig Tonnen. Posnansky glaubte, dass sich nahe Tiahuanaco eine Katastrophe ereignet hatte. Jack rief sich die bedrückendsten Entdeckungen des Mannes ins Gedächtnis:

> »Wir fanden Fragmente von menschlichen und tierischen Skeletten, die in völliger Unordnung zwischen bearbeiteten Steinen, Gebrauchsgegenständen, Werkzeugen und zahlreichen anderen Gegenständen lagen. Das alles war bewegt, zerbrochen und in einem Haufen ohne System zusammengeworfen worden. Jeder, der hier einen zwei Meter tiefen Graben zieht, kann nicht leugnen, dass die vernichtende Gewalt des Wassers, zusammen mit heftigen Erdbewegungen, diese unterschiedlichen Arten von Knochen angehäuft und sie mit Tonscherben, Geschmeide, Werkzeugen und anderen Gegenständen vermischt hat.«

Örtliche Legenden unterstützten die Vorstellung einer Naturkatastrophe, die die Stadt vom See getrennt hatte. Jack starrte auf die schwarze Silhouette der Anden, die den See umrahmten, und hing seinen Gedanken nach.

Erst als er tief durchatmete, fand er in die Gegenwart zurück. Er brauchte genaue Zahlen über das Alter des Tempels und die Lage des Tors. Er würde keine zweite Gelegenheit erhalten. Er

wusste, dass Tiahuanaco sein Geheimnis erst am Morgen der Tagundnachtgleiche preisgeben würde, egal, was das Hologramm enthüllt hatte.

Jack saß allein am Tisch in der Kabine. Zwei Laternen unterstützten das flackernde Kabinenlicht, das im Takt mit dem Hämmern der Schiffsmaschine heller und dunkler wurde.

Auch seine Augen hatten den Takt aufgegriffen und öffneten und schlossen sich in der warmen Kabine im Rhythmus des Motors. Die meisten aus der Gruppe hatten sich in den dreckigen Kojen des Ruhebereichs aufs Ohr gehauen. Auch Jack wären die schmuddeligen Matratzen recht gewesen, aber er brauchte jede Sekunde vor der Dämmerung für seine Berechnungen. Auf dem Kombüsentisch lag eine Karte von Tiahuanaco. Sein Notizbuch – geöffnet auf der Seite mit seinen Skizzen von der Dogon-Begräbniszeremonie – hatte er auf seinem Schoß. Er hatte gerade seine letzten Berechnungen abgeschlossen – die Frage, wo das Tor aufgebaut werden musste. Jack spürte zwei Hände auf seinen Schultern.

Warme Finger kneteten die Verspannungen in seinem Rükken, massierten den angespannten Muskel zwischen seinem Hals und seinen Schultern. Samantha war wach geworden. Sie hatte sich in die Koje hinter Jack verzogen, nachdem sie schon mal eingeschlafen war, während sie Jack bei seinen Berechnungen geholfen hatte. Jack schloss die Augen. Für einen Moment war er wieder in Princeton – und erhielt die gleiche wundervolle Massage, die er spät nachts auf dem Campus immer von ihr bekommen hatte. »Wie geht’s voran?«, fragte sie.

»Es geht so«, antwortete er müde.

Seine Augen erneut geöffnet, schaute er immer wieder auf die Diagramme auf der Seite vor sich. Es fiel ihm schwer, sich zu konzentrieren. Dann, als wäre sie sich erst jetzt ihres Tuns bewusst, hörte sie mit Massage auf und setzte sich ihm gegen-

über. Sie wirkte verlegen. »Wir haben noch eine Stunde«, sagte sie.

»Ich weiß.«

Jack hatte gerade mit dem Kapitän geredet, der versprochen hatte, dass sie in vierzig Minuten anlegen würden. Das ließ den Wissenschaftlern zwanzig Minuten, um zu den Ruinen zu gelangen, und weitere zwei Stunden, das Tor zu errichten, bevor die Sonne über die Andenkämme steigen würde.

Eine Weile schwiegen beide. Samantha rutschte nervös hin und her. »Die Erdpräzession ist also der Schlüssel«, sagte sie schließlich.

»Der Schlüssel zu allem«, entgegnete er. »Der Beweis ist überwältigend.« Jack kratzte sich mit dem Stift am Kopf. »Die Mythen über die großen Katastrophen hängen alle mit den Zahlenwerten der Erdpräzession zusammen, als ob sie uns einen kosmischen Countdown für weitere mögliche Kataklysmen geben wollten. Viele verwenden das Bild von der Mühle, die sich immer weiterdreht – vielleicht unsere Reise um die Sonne. Eine Mühle, die immer wieder entzweigeht …«

»Und man findet diese Zahlen in den Mythen der ganzen Welt?«

Jack nickte.

»Sellers untersuchte den Osiris-Mythos der alten Ägypter. Sie entdeckte, dass er die entscheidenden Zahlen enthielt, um den Verschiebungen der Tagundnachtgleichen zu folgen, und zwar 360, 12 und 30.«

»Das sind fünf Tage weniger, als das Jahr hat«, warf Samantha ein.

Jack lächelte. »Eine Formulierung in dem Mythos sagt tatsächlich, dass die fünf Extratage ›vom Mond gewonnen worden sind‹. Deshalb hat das Jahr dreihundertfünfundsechzig Tage. Aber weiter hinten im Mythos taucht die verblüffendste Zahl auf. Die 72. Dem Mythos zufolge hat ›die Gottheit des Bösen, bekannt als Seth, eine Gruppe von Verschwörern in

einem Komplott zur Ermordung von Osiris angeführte Die Zahl dieser Verschwörer war 72.«

»Warum ist diese Zahl so bedeutend?«

»Es ist die auffälligste Zahl bei der Erdpräzession. In 72 Jahren wandert die Tagundnachtgleiche um ein Grad entlang der Ekliptik. Du findest das immer wieder.« Jack schob Samantha sein Notizbuch hin. »Sellers stellte die Behauptung auf, dass wir mit dieser Zahl ein altertümliches Computerprogramm ›laden‹ und zum Laufen bringen könnten.«

Samantha las Jacks hingekritzelte Notizen unter einer Kopie von Sellers' Arbeit:

12 = die Zahl der Sternbilder im Tierkreis
30 = die Zahl der Winkelgrade in der Ekliptik, die zu jedem Sternbild gehört
72 = die Zahl der Jahre, die für das Vorrücken der Tagundnachtgleiche um ein Grad in der Ekliptik benötigt wird
360 = die Zahl der Winkelgrade in der Ekliptik
72 x 30 = 2160 = die Zahl der Jahre, die die Sonne benötigt, um in der Ekliptik 30 Grad weiter, d.h. durch ein ganzes Sternzeichen zu wandern
2160 x 12 (oder 360 x 72) = 25 920 = die Zahl der Jahre einer vollständigen Präzessionsperiode oder eines »Großen Jahres« und damit die Zahl der Jahre, die für eine »Große Wiederkehr« erforderlich sind
36 = die Zahl der Jahre, die für das Vorrücken der Tagundnachtgleiche um ein halbes Grad in der Ekliptik benötigt wird
4320 = die Zahl der Jahre, die die Sonne benötigt, um in der Ekliptik 60 Grad (oder zwei vollständige Sternzeichen) weiter zu wandern.

»Erstaunlich«, sagte sie.

»Du findest diese Zahlen überall wieder«, erklärte Jack. »Ein

norwegischer Mythos erzählt von 432 000 Kriegern, die von Walhalla auszogen, um gegen ›den Wolf‹ zu kämpfen. Alte chinesische Überlieferungen, die sich auf einen weltweiten Kataklysmus beziehen, sind angeblich in einem großen Text, der aus 4320 Bänden bestand, niedergelegt worden. Tausende von Meilen entfernt hat der babylonische Historiker Berossus eine Chronologie der mythischen Könige, die das Land der Sumerer regierten, aufgestellt, welche 432 000 Jahre umfasst. Die Zahlen tauchen auch in der Architektur auf. Der kambodschanische Tempel in Angkor scheint als eine gewaltige Versinnbildlichung der Erdpräzession gebaut worden zu sein. Fünf Tore werden von gigantischen Steinfiguren flankiert – 108 in jeder Straße, 54 auf jeder Seite, insgesamt 540 Statuen. Das sind alles Zahlen, die mit der Präzession verknüpft sind. Ein Tempel in Borobudur auf Java besitzt 72 glockenförmige Stupas; 54 Säulen umgeben den Tempel im libanesischen Baalbek. In Indien finden wir 10 800 Ziegel in dem Feueraltar, dem Agnicayana. In den *Veden*, dem alten Buch der indischen Mythologie, stehen genau 10 800 Strophen.«

»Und?«, fragte Samantha.

»Diese 10 800 Strophen bestehen aus jeweils 40 Silben. Was bedeutet, dass die gesamte Dichtung aus exakt 432 000 Silben aufgebaut ist.«

Samantha war verblüfft.

Jack blätterte in seinen Aufzeichnungen einige Seiten weiter.

»Hier ist es«, sagte er. »In der hebräischen Kabbala gibt es 72 Engel, die man beschwören kann, wenn man ihre Namen kennt.«

»Es kann kein Zufall sein, dass sich die Zahlen in den Mythen ständig wiederholen«, sagte sie.

»Nein, das kann es nicht.« Jack wirkte jetzt wie aufgeladen; er war hellwach.

»Brillant«, flüsterte Samantha.

Zwei trübe Flutlichter sprangen an und warfen ihr blasses

Licht über den Bug der Fähre. Irgendwo über ihnen schrie der Kapitän die Besatzungsmitglieder an. Durch das erblindete, taubedeckte Fenster konnte Jack eine kleine Pier ausmachen.

»Wir sind da«, sagte er und erhob sich.

»Jetzt gilt's.« Auch Samantha war aufgestanden. »Du hast dich auf ein Alter für den Tempel festgelegt, oder?«

»Ja, hoffentlich stimmt's.«

»Was ist deine Zahl?«

»Es klingt absurd.«

»Wie alles, was du sagst«, erwiderte Samantha lächelnd. »Aber … meistens hast du Recht.«

Die Worte fühlten sich wie eine warmherzige Umarmung an. »Ich glaube, er ist mindestens 32 000 Jahre alt.«

Samanthas Kiefer fiel herunter.

»Die astrologische Ausrichtung des Tempels entspricht 23 Grad, 8 Minuten und 28 Sekunden. Der Winkel deutet darauf hin, dass der Tempel in der Phase der Erdpräzession errichtet worden ist, die der Zeit von 15 000 vor Christi Geburt entspricht. Zu dieser Schlussfolgerung gelangte auch Posnansky, weil die Zeit perfekt mit beiden Sonnenwenden und der Tagundnachtgleiche zu dieser Zeit zusammenpasste.«

»Aber bei deinem Ergebnis ist der Tempel 25 000 Jahre älter.«

»Genau genommen ein Jahr älter«, sagte Jack. Der Gedanke an seine letzte Offenbarung schien ihn zu erregen. »Ein Großes Jahr älter. Der Dogon-Obelisk bei der Begräbniszeremonie war der Schlüssel. Ich habe zwei Große Jahre auf dem Obelisken gezählt, was bedeutet, dass sie ihr Artefakt von den *Weisen* vor zwei Großen Jahren bekommen haben.«

Jack atmete jetzt schneller.

Samanthas Augen weiteten sich. »Das wären mehr als 30 000 Jahre vor den Inkas und Mayas. 25 000 Jahre vor den Ägyptern und Sumerern. Jack, wenn das stimmt, dann wäre Tiahuanaco …«

»… die Wiege der Menschheit«, beendete Jack den Satz.

Tiahuanaco

Das Stahltor an der Vorderseite der Fähre hob sich, und die röhrenden Lastwagen bekamen wieder festen Boden unter die Räder. In der zerklüfteten, kahlen Landschaft waren keine Straßen zu erkennen. Vom ersten Transporter aus zeigte Jack, der vor Ricardo, Dorn und Samantha saß, dorthin, wo zwei dünne Linien auf dem Boden in der Dunkelheit verschwanden.

»Wir folgen diesen Reifenspuren«, sagte er. »Der Tempel steht östlich von hier.«

Sie würden mit der Sonne um die Wette fahren. Der weiche blaue Schimmer des Morgengrauens kroch bereits hinter dem zackigen Ausschnitt der Anden hervor. Nur holpernd und keuchend, durch das Steinlabyrinth in ihrem Tempo behindert, kamen die Wagen voran.

Jack legte seine Berechnungen Ricardo dar, der mit der Planung für den Bau des künstlichen Sonnentors begann. Die Wissenschaftler wollten Zeltstangen- und Leinwand verwenden, um eine einigermaßen annehmbare Version des Tors zu erhalten, die sie anschließend an die ursprüngliche Position tragen und dort genau ausrichten wollten. Doch sie müssten sich mit ihrer Arbeit beeilen.

Nach zehn Minuten kroch der Konvoi den leicht ansteigenden Pfad hinauf. Jack deutete in dem schwachen Licht auf eine Reihe riesiger Furchen im Boden. »Wir kommen immer näher. Das dort sind die ehemaligen landwirtschaftlichen Parzellen von Tiahuanaco.«

Erst vor kurzem hatten Wissenschaftler den Sinn hinter dem Grabensystem entdeckt, von dem Tiahuanaco umgeben war.

Die Minigräben hatten ursprünglich Wasser geführt, das, indem es ein künstliches Mikroklima mit konstanter Temperatur erzeugte, das Getreide vor der vernichtenden Kälte des Hochlands geschützt hatte. Die seit langem in Vergessenheit geratene Methode war für die örtlichen Indianer mit Aufsehen erregenden Erfolgen – die Getreideproduktion erhöhte sich um das Sechsfache – wieder eingeführt worden.

Nach einer weiteren Meile bat Jack den Fahrer, anzuhalten. Vor ihnen erhob sich milchiger Nebel, der eine Traumlandschaft aus perlendem Schaum bildete und sich über einzelne graue Felsen ergoss. Feuchte Nebelfinger kitzelten den Boden und wellten sich in den Spalten und Rinnen. Die Motoren wurden ausgeschaltet. Es herrschte absolute Stille.

Die Gruppe wurde von einem Gefühl der Isolierung ergriffen. Sie waren in eine andere Welt aufgestiegen. Eine Welt über den Wolken. Jack öffnete eine Sauerstoffflasche und hantierte an den Plastikschläuchen. Mit vorgehaltenem Mundstück atmete er tief ein. Das wertvolle Gas weckte seine Lebensgeister wieder, ließ ihn klarer, konzentrierter denken. Synchron mit den Wolken in seinem Kopf verzog sich auch der Nebel vom Hügel.

Jack stieg aus dem Transporter aus. »Das ist es.«

Samantha stellte sich neben ihn. »Bist du sicher?«

Wie als Antwort tauchte fünfzig Meter hangaufwärts eine Steinmauer mit glatter Oberfläche aus dem Nebel auf. Die Wand machte an einer Seite einen Knick, der obere Teil war immer noch verhüllt.

»Das ist die Akapana-Pyramide«, erklärte Jack. Er kramte in seiner Tasche und holte eine Taschenlampe heraus.

Auch Dorn verließ den Wagen. Unter seinen Stiefeln knirschte das Geröll. »Es ist so ruhig hier.«

»Heilig«, erwiderte Jack. »Viele Bolivianer weigern sich, in ihre Nähe zu kommen.«

»Hat Tiahuanaco eine religiöse Bedeutung für die Aymara?«,

fragte Samantha.

»Indirekt. Doch die Aymara hatten mit dem Bau nichts zu tun. Den Ort hier gab es schon lange vor ihrer Zeit. Die ersten Spanier fragten die ansässigen Indianer, ob sie die Pyramide errichtet hätten, aber die lachten nur. Sie sagten, Tiahuanaco sei weder von den Aymara noch ihren Vorfahren, den Inka, erbaut worden …«

Jack ging den Hügel hinauf und verschwand im Nebel.

Samantha, Dorn und Ricardo folgten dem Geräusch von Jacks Schritten und holten ihn ein, als er, oben angekommen, an der Westseite der Pyramide eine Pause machte. Unter ihnen lag der Kalasasaya-Tempel, der in der Sprache der Aymara wörtlich übersetzt »der Tempel der aufrecht stehenden Steine« heißt.

»Ist das der Tempel, der die Tagundnachtgleiche misst?«, fragte Dorn.

»Ja«, antwortete Jack mit auf seine Notizen gerichtetem Blick.

Die Ruinen lagen auf einer gemauerten Terrasse und verliefen wie die meisten antiken Bauten von Ost nach West – in einer Linie mit der Sonne. Die Anlage wurde von einer Steinmauer umfasst, entlang der in gleichmäßigen Abständen riesige Monolithe – über dreieinhalb Meter hoch – wie überdimensionale steinerne Finger aus der Erde sprossen. Rennend führte Jack die drei hinter die Akapana-Pyramide, von deren Größe Samantha äußerst beeindruckt war.

»Die sind ja riesig«, meinte sie, während sie die Megalithe des Fundaments berührte.

Jack war schon außer Atem, verlangsamte aber sein Tempo dennoch nicht. »Tiahuanaco scheint über Nacht wie aus dem Nichts entstanden zu sein«, erklärte er. »Die Einwohner sagten, diese riesigen Steine seien zum Klang von Trompeten wie durch Geisterhand durch die Luft getragen worden. Einige dieser Steine wiegen über hundert Tonnen. Die Spanier waren

verblüfft. Keine menschliche Kraft hätte sie transportieren können.«

»Die verarschen mich wohl«, sagte Ricardo mit wegen der dünnen Luft pfeifender Stimme.

Die Unterhaltung wurde durch die Erregung erstickt. Die mysteriöse Umgebung füllte die Leere. Sie mussten die Genauigkeit der alten Architektur, die bloße Größe der Megalithe erst verarbeiten.

Schließlich entfernten sie sich von der Pyramide, die fast zweihundertfünfzehn Meter lang war und sie düster von oben herab bedrohte, und gingen einen leicht abschüssigen Weg hinunter, der zum »Tempel der aufrecht stehenden Steine« führte.

Sie kamen an einem kleineren, eingefallenen Tempel gleich hinter dem Kalasasaya vorbei. Jack erklärte, die quadratische Vertiefung habe den unterirdischen Tempel verdoppelt, obwohl niemand verstehen konnte, welchem Zweck er gedient hatte.

Fünfundvierzig Wächter umgaben die rechteckige Einfassung und vermittelten den Eindruck einer riesigen Einpfählung, doch Jack wusste, dass die dreieinhalb Meter hohen Pfeiler einem guten, aber nicht weniger wichtigen Zweck gedient hatten – der Messung der Position der Erde im Weltall. In der Mitte der Einfassung ragte eine Steinplattform, die sich in einer Linie mit dem Haupttor befand, über die Westreihe der Pfeiler hinaus. Auf der anderen Seite der Westreihe durchbrachen zwei schwarze Steinbauten die perfekte Symmetrie.

»Das ist das Sonnentor.« Jack zeigte auf die hintere Ecke des Tempels, wo ein wuchtiger Steinbogen aus der Gebirgssteppe herausragte. »Wir haben nicht viel Zeit. Ich muss die letzten Berechnungen überprüfen, bevor ihr mit dem Bau des künstlichen Tors beginnt. Ricardo, du musst bei den Maßen genau sein – wir haben nur einen Versuch.«

Dann rannte er in Richtung des Sonnentors.

Samantha, Ricardo und Dorn traten durch die Einfassung. Die drei wirkten scheu, als zögerten sie auf Grund des wundervollen Bildes, das sich ihnen bot, während sie die riesigen Pfeiler abschritten, die der roten Erde entsprangen.

»Sieht wie eine Festung aus«, kommentierte Dorn.

»Das haben die Archäologen auch immer geglaubt«, sagte Ricardo. »Bis sie erkannten, um welch perfekten Zeitmesser es sich hier handelt. Eine Schweizer Uhr aus Ruinen, wenn man so will.«

Samantha trat an eine Steinfigur.

»Dieses Monument wird El Fraile genannt – der Mönch«, flüsterte Ricardo.

»Warum flüsterst du?«, fragte Samantha – ebenfalls flüsternd.

Er wusste es nicht. »Mir war einfach danach.«

Niemand sagte etwas dagegen.

Das Glimmen hinter den Anden war heller geworden, als die drei ihre Betrachtung der Statuen fortsetzten, als wäre es verboten, wegzugehen, ohne alles gesehen zu haben. Das Sonnentor stand mehr als hundert Meter entfernt. Das Bauwerk war erst in heutiger Zeit vornübergekippt im Lehm gefunden und wieder aufgestellt worden, obwohl niemand die ursprüngliche Position kannte. In der Ferne inspizierte Jack das andere große Monument, doch Samantha konnte ihre Augen nicht vom El Fraile abwenden. Sie rieb an dem verwitterten Sandstein. Selbst im Licht des Morgengrauens bildete das Rot einen Kontrast zum grauen Boden. Die Figur war über zwei Meter hoch. Sie betrachtete das Gesicht. Es war menschlich, androgyn.

»Die Augen«, sagte Ricardo, »sie sind so groß.«

Auch sie bemerkte die riesigen Augen; unproportioniert gegenüber dem Rest des Gesichts, starrten sie einen an, als würden sie um die Lösung eines Rätsels bitten. Was war an ihnen so anziehend? Samantha kriegte eine Gänsehaut von dem

Wind, aber mit ihm kam auch die Erinnerung an das Fossil und dessen große Augenhöhlen. Ihre Gedanken rasten. Könnte das hier eine Darstellung der Spezies sein, die sie in der Höhle in Mali gefunden hatten? Immerhin hatte sie das Gerät hierher geführt.

»Was hält er da fest?«, fragte Dorn mit Blick auf die Statue.

Die rechte Hand hielt eine Art Waffe, vielleicht einen Schläger, da war sich Samantha nicht sicher. »Ich kann's nicht mit Bestimmtheit sagen.« Die andere Hand umfasste eine große aufklappbare Kiste. »Und woher weißt du, dass es ein ›er‹ ist?«

Samantha sah sich die Schuppenreihen genauer an, die das Unterteil der Statue verzierten. Vielleicht verkörperten sie das Meer oder stellten die Brillanz oder den Prunk der Figur dar. Ihr Blick glitt von unten weiter hinauf, blieb aber wieder an den Händen hängen. *Die Hände …*

Ihre Kehle wurde ganz trocken. Sie trat näher heran, um sicherzugehen, dass ihre Augen ihr keinen Streich spielten. Ihre Gedanken schwirrten durcheinander. »Siehst du, was ich sehe?«, fragte sie aufgeregt.

Ricardo kam näher und blieb plötzlich stehen.

»Die Hand …«, sagte Ricardo nach langem Schweigen. »Sie hat nur vier Finger.«

Samantha lief ein Schauer den Rücken hinunter. »Wie unser Fossil.«

Virginia

McFadden war spät dran. Er hetzte davon, als er endlich das schwarze Plastikkästchen dazu gebracht hatte, zweimal zu piepsen – das Signal, dass der Wagen verriegelt und der Alarm aktiviert war. Er wusste nicht, ob die Technik sein Leben

einfacher oder hektischer machte, er wusste nur, dass er schon vor fünf Minuten im Kriegszimmer hätte sein sollen und von Glück reden konnte, wenn Direktor Wright ihn bewusstlos schlagen würde, bevor er ihm den Arsch aufriss. McFadden rannte fast mit seinem Aktenkoffer und dem Stoß Schnellhefter, den er sich unter den Arm gestopft hatte, durch die unterirdische Parkanlage.

»Guten Morgen, Mr. McFadden.«

»Guten Morgen, June.«

McFadden blieb nicht stehen. Normalerweise plauderte er mit dieser tollen älteren Frau am Empfang. Er stand auf ältere Frauen. June, jenseits der fünfzig und seit neuestem wieder allein stehend, war definitiv einen Versuch wert. Er konnte es nicht genau beschreiben, aber attraktive ältere Frauen hatten auf eine gewisse Weise eine erotische Ausstrahlung, die nur durch Erfahrung entsteht – oder vielleicht durch das angesammelte Wissen, lange Zeit gut ausgesehen zu haben. Er hoffte, dass es bei ihm keine ödipalen Neigungen waren.

Die ersten Wachen am Fahrstuhl scannten schnell die Plastikkarte, die von seinem Hals hing. Die Scanner piepsten, gaben damit ihr Okay, und die Aufzugtüren öffneten sich.

»Einen schönen Tag, Mr. McFadden.«

McFadden schaffte noch ein Lächeln, bevor die dicken Stahltüren die letzten Spuren der Welt, so wie die meisten Menschen sie kennen, aussperrten.

Ganz gleich, wie oft McFadden den Hochgeschwindigkeitslift benutzte, er begriff nicht, welche Technik hinter einer Maschine steckte, die jemanden in weniger als zehn Sekunden vierunddreißig Stockwerke tief befördern konnte, ohne dass man viel davon spürte. Aber schließlich war er kein Ingenieur. Er war Analytiker. Und die Bilder, die er gerade von den Agenten vor Ort in Bolivien erhalten hatte, müssten auf den Direktor Eindruck machen.

Die polierten Stahltüren öffneten sich, und McFadden trat aus dem Lift, streifte an der Staatsflagge von Virginia und der blauen Fahne der CIA vorbei, ehe er schließlich auch das Sternenbanner rascheln ließ. Er kontrollierte sich in dem von der Gegenseite her durchsichtigen Spiegel, hinter dem, wie er wusste, zwei Soldaten einer Sondereinheit saßen, zweifellos gelangweilt und damit beschäftigt, die Tage zu zählen, bis ihr Dienst in diesem Loch vorbei sein würde.

Seine Haare waren in Ordnung. Aber er nahm sich vor, sie bis nächsten Dienstag schneiden zu lassen. Die Jungs hinter dem Glas könnten jederzeit eine zweite Karriere als HNOs beginnen, dachte er, bei all den prüfenden Blicken, die sie auf Haare, Nase und Zähne abgeben.

Er blätterte den obersten Schnellhefter durch und kontrollierte alles zweimal, was er für die Einsatzbesprechung brauchen würde. Einen entscheidenden Teil des Aufklärungsmaterials vergessen zu haben, wäre wohl noch schlimmer als seine Verspätung. Sicher, dass nichts fehlte, holte McFadden tief Luft, trat an den Augen-Scanner und drückte seinen Kopf gegen die weichen Lederstützen, die wie ein Nachtsichtgerät aussahen, das jemand an der Wand befestigt hatte. Erwartete, bis der Laser seine Retina abgetastet hatte.

Eine scheußliche Computerstimme ertönte. »McFadden, John. R5622732. Zugelassen.«

McFadden konnte sich einfach nicht vorstellen, dass es bei all der verdammten Technik hier unten nicht möglich sein sollte, eine Stimme zu erzeugen, die ein bisschen sexy und feminin oder doch zumindest einladend klang. Schließlich entsicherte sich die luftdichte, gepanzerte Tür mit einem Zischen, und er betrat das Kriegszimmer.

Dieser dunkle Untertagekomplex ist immer zu kalt, dachte McFadden. Aber er hatte hier unten nichts zu sagen. Er beeinflusste die Entscheidungen nur. Trotzdem, bei jedem Besuch im Kriegszimmer – so nannten die Mitarbeiter die geheime

Kommandozentrale des Direktoriums für operative Angelegenheiten der CIA – war er immer wieder verblüfft, was man für ein paar Milliarden aus Steuermitteln kaufen konnte.

Der Antrieb dafür war ursprünglich Eigennutz gewesen – die CIA wollte, genau wie die Regierung oder die Jungs von der NORAD, auch einen nuklearen Holocaust überstehen. Ihr Auftrag, so argumentierten sie, wäre nach einem nuklearen Konflikt sogar noch wichtiger.

Die landesweiten unterirdischen Bauvorhaben, die daraus entstanden, wurden als Projekt zur Sicherstellung der Regierungsfähigkeit bekannt. Die leitenden Ebenen der Regierung konnten sich im Fall einer Naturkatastrophe, eines nuklearen Kriegs oder eines biochemischen Angriffs in Sicherheit bringen. Der Präsident und sein Kabinett, der vereinte Generalstab, die CIA und sogar eine ausgewählte Gruppe von Wissenschaftlern und Bürgern standen »auf der Liste« und sollten kurzfristig in die geheimen Bunker gebracht werden. Das war der so genannte JEEP, der Joint Emergency Evacuation Plan. Nur einigen wenigen Auserwählten war bekannt, wer bei JEEP dabei sein würde. Die betroffenen Zivilisten allerdings wussten nicht, dass sie auf der Liste standen, aber McFadden nahm an, dass man Kidnapping angesichts einer globalen Vernichtung eher milde beurteilen würde. Die Anlagen waren eine Art Arche Noah – nur dass die Leute, die den Weltuntergang überstehen sollten, nicht von Gott auserwählt waren. Um die Wahrheit zu sagen, auch McFadden hatte keine Ahnung, wer die Auswahl traf. Die Sache erschreckte ihn, wenn er zu lange darüber nachdachte.

Irgendwo hinter den Betonwänden zu beiden Seiten standen Wasseraufbereitungsanlagen, waren Vorräte angelegt und wurden sogar Pflanzen unter UV-Lampen gezogen, um die glücklichen Insassen für mehr als ein Jahrzehnt am Leben erhalten zu können. McFadden kam an verschiedenen Computern und Eingabegeräten vorbei, an denen die Agenten ohne

Zeitverzug auf ein immenses Informationsnetz zugreifen konnten. Auf riesigen Bildschirmen leuchteten unzählige Karten, die den Blick auf verschiedene Brennpunkte überall auf der Erde lenkten, oder auf unterschiedliche Aufträge, die die Behörde gerade durchführte. Der Bunker war die ideale Spielwiese für einen Technologie-Freak.

»Wie ist er drauf?«, fragte McFadden einen Schwarzen namens Jones.

»Nicht gut«, antwortete der Mann.

»Na toll.«

Die Anfälle von »Feuer-Arsch«, wie der Direktor die ständige Schlacht mit seinen Hämorrhoiden nannte, waren schon legendär. Wenn man ihn in diesem Zustand erwischte, konnte man nur beten, dass seine Verbalattacken schnell vorübergingen. McFadden schaute über Jones' Schulter. Der Direktor stand …

Kein gutes Zeichen.

»Haben Sie alle Hintergrundinformationen bekommen, die ich Ihnen geschickt habe?«, fragte Jones.

»Ja, danke«, seufzte McFadden.

»Bereit?«

»Klar.«

»Dann los, schieben wir ihm die Informationen rüber.«

Der General a. D. Aaron M. Wright trug immer noch den Bürstenhaarschnitt aus seinen Tagen bei den Sondereinheiten, aber das frühere Hellblond hatte mittlerweile fast überall dem Grau Platz gemacht. Er hatte es nach seinen Führungsaufgaben in Vietnam auf drei Sterne gebracht und zuletzt spezielle Aufgaben bei »Desert Storm« geleitet. Obwohl er vor kurzem vom aktiven Dienst zurückgetreten war, leitete er das Ganze immer noch strikt militärisch. Konflikte waren ihm nichts Fremdes, und er widersprach dem Einsatz von Gewalt nicht, wenn sie ihm zum Durchsetzen seiner Ziele notwendig er-

schien. Trotzdem war ein fantastischer Politiker – und deswegen hat ihn auch der Präsident zum Direktor für die mit Schwarzgeld finanzierten Programme ernannt. Milliarden von Steuergeldern flossen jedes Jahr in diese heimlichen Programme, deren Zweck niemand kannte, nicht einmal der Kongress. Unter dem Schlagwort »nationale Sicherheit« wurde vollständige Geheimhaltung gewahrt.

Binnen fünf Minuten hörte McFadden mehr Flüche, als er bisher überhaupt gekannt hatte und die Wrights Vortrag über die Bedeutung der Pünktlichkeit ausschmückten. McFadden nahm es nicht persönlich. Jeder, der mit Wright zusammenarbeitete, kannte seinen Stil.

Wright lächelte, als er fertig war. »Nun, was haben Sie Neues für mich, John?«

McFadden legte die zerfledderten Schnellhefter auf die schwarze Marmorplatte des langen Tischs im Kriegszimmer. Was sie hier für Kohle haben, dachte er. Er übergab Wrights Assistenten ein paar Dias, der sie eilig in den Vorführraum weiterreichte. »Unsere Leute unten in Sucre haben uns das gerade geschickt.« McFadden gab Wright die entschlüsselten Berichte.

»Welche?«

»Pierce und Miller.«

»Verdammt guter Soldat, dieser Pierce«, brummte Wright.

Eine Stimme über die Sprechanlage informierte sie, dass die Diaprojektoren jetzt bereit stünden.

»Setzen Sie sich«, sagte der Direktor, als die Beleuchtung runtergedimmt wurde. »Wenn Sie nichts dagegen haben, bleibe ich lieber stehen.«

»Natürlich, Sir.«

McFadden legte seinen Bericht unter einer Schreibtischlampe ab, die die Papiere auf dem Tisch beleuchtete.

»Pierce und Miller erwarten immer noch einen großen Transport, der in den nächsten Tagen von Sucre aus losgehen

soll. Sie haben die Sache an die DEA übergeben, die der bolivianischen Rauschgiftpolizei zur Hand gehen wird.«

»Großartig. Und das war's?«

»Nein, Sir. Sie haben noch was Interessantes auf den Bändern mit den Mitschnitten aus Außenminister Checas bolivianischem Büro gefunden.«

»Unser alter Freund Checa.«

»Ja, Sir. Nun, während sie einer Spur, die nach Trinidad führte, nachgingen, stolperten sie über einige Leute vom Curoz-Kartell, die gerade aus dem Dschungel kamen, und zwar mit ein paar Weißen, die wir für Amerikaner halten.«

»Interessant. Und warum sollte uns das etwas angehen?« McFadden bemerkte, dass Wright sich aufzuregen begann.

»Sie betraten das Land illegal. Keine Visa. Keine Genehmigungen. Landeten nicht einmal auf einem offiziellen Flugplatz. Schleppten Unmengen an Ausrüstung mit sich.« McFadden machte eine Pause. »Und eine Leiche.«

»Eine Leiche?« Wright kam näher an den Tisch. Sein Interesse war erwacht. »Ermordet?«

»Das untersuchen wir gerade.«

»Was zum Teufel treiben diese Burschen bloß?«

»Wir sind im Moment noch nicht sicher, Sir. Pierce dachte zuerst, sie hätten etwas mit illegalem Tierhandel zu tun.«

»Sieht Pierce gar nicht ähnlich, dass er sich um Affen oder Vögel Sorgen macht.«

»Nein, Sir. Wir glauben, dass da was Größeres läuft.« McFadden drückte auf einen Knopf vor sich auf dem Schreibtisch. »Das erste Foto bitte.«

Der Projektor zeigte gestochen scharf einen Teil einer kleinen bolivianischen Stadt. McFadden ließ sich über die Gruppe von Leuten auf dem Bild aus. Die Frau war Samantha Colby. Eine Paläanthropologin.

»Reizend«, bemerkte Wright.

»Wir konnten weder den untersetzten Hispano-Typen noch

den anderen Weißen identifizieren. Wir glauben aber, dass es Amerikaner sind. Wen wir identifizieren konnten, ist dieser Mann.« McFadden ersetzte das Gruppenfoto durch eine Nahaufnahme von Dorn.

»Wer ist das?«

»Benjamin Dorn. Waffenhändler, Geschäftsmann.«

»Waffen? Checa stümpert auch im Waffenhandel. Gibt es da eine Verbindung?«

»Genau das denken wir, Sir. Wir haben seine Spuren bis zu seinen alten Waffenschiebergeschäften zurückverfolgt. Aber er hat's faustdick hinter den Ohren. Interpol konnte ihn nie auf etwas festnageln. Heute leitet er legale Unternehmen. Bergbau und Pharmazeutika. Eins ist die Helix Corp., eine riesige Biotechnologie-Gesellschaft. Eine der fünf größten.«

Wright nickte. »Meine Frau hat Aktien von ihnen.«

»So weit wir wissen, ist er jetzt sauber. War er aber nicht immer. Wir haben mehrere Fotos gefunden, auf denen das Mädchen zusammen mit ihm drauf ist. Offenbar trafen sie sich in den letzten zwanzig Monaten immer wieder. Hier ist der Bericht.« McFadden reichte Wright die Papiere hinüber. »Sie haben irgendetwas mit dem Curoz-Kartell zu tun. Ein Dutzend schwer bewaffnete Männer sind mit einem Haufen Ausrüstung auf dem Weg ins Hochland.«

»Die Heroinlabors?«

»Möglicherweise.«

Wright ging den Bericht über Dorn durch. »Dorn war in den Verkauf von Uranerz an den Irak verwickelt?«

McFadden nickte. »Über ein Gewirr von legalen und illegalen Gesellschaften. Die meisten mit Sitz im Ausland. Ich brauche wohl nicht zu betonen, dass wir seine Anwesenheit in Bolivien beunruhigend finden. Besonders, weil er in Kontakt mit Checa steht.«

Ein weiteres Bild erschien, das Dorn im Gespräch mit zwei Männern zeigte.

»Die beiden Kerle neben Dorn sind Söldner. Zuletzt beim Tschetschenien-Konflikt dabei gewesen.« McFadden machte eine Pause. »Es scheint naheliegend, dass wir irgendeine Art von Waffenhandel aufgespürt haben. Vielleicht ein Handel mit taktischen Waffen.«

»Aber wir sind noch nicht sicher?«

»Nein, Sir.«

Ein Schweißtropfen bildete sich auf Wrights Augenbraue. Er kramte in seinem Schreibtisch herum. »Himmel Arsch, wo sind schon wieder meine Silberkugeln?« Er sprach von seinen in Silberfolie verpackten Steroidzäpfchen, die sein Arzt ihm verschrieben hatte. »John, bringen Sie einen KH-14 und zwei Big Birds in Stellung. Ich will ständige Satellitenüberwachung. Wenn Dorn scheißen geht, will ich wissen, mit welcher Hand er sich abwischt. Ach was, ich will wissen, welches Klopapier er benützt.«

»Ja, Sir.«

McFadden begann seine Sachen zusammenzuräumen. Er wurde von einer plötzlichen Energiewelle erfasst. Wright hatte drei der leistungsfähigsten Satelliten für die Überwachung dieser Gegend abgestellt. Mit den »Himmelsaugen« würde er in der Lage sein, auch noch die kleinsten Details von der Stratosphäre aus meilenweit entfernt zu überwachen. Er klemmte sich die Mappen unter den Arm und ging auf die Tür zu, die in die anderen Bereiche des Einsatzplanungszentrums führte.

»John.«

McFadden blieb stehen. Wright wühlte immer noch auf der Suche nach seinen Zäpfchen in Schubladen herum. »Wenn das ein Waffengeschäft ist, dann will ich, dass wir Checa festnageln können, besonders, wenn die Sache was mit Uran oder anderem taktischen Material zu tun hat. Lassen Sie Pierce und Miller mit der Bodenbeobachtung fortfahren. Und informieren Sie die Sondereinsatzkräfte«, sagte er gleichmütig, »ich will sie

in Bereitschaft haben.«

»Ja, Sir.«

McFadden öffnete die Tür zum Einsatzraum. Er lächelte. Wright holte diese Einsatzkräfte nur ins Boot, wenn er ernsthaft über die Entwicklung beunruhigt war. Ein Punkt für McFadden. Eine gute Lagebesprechung, dachte er. Wirklich gut.

Sonnenaufgang

Jack blickte zum Tor zurück. »Sieht großartig aus, Ricardo.« Das riesige Segeltuch wellte sich bei jedem Windstoß.

»Es sieht beschissen aus«, widersprach Ricardo. »Aber die Maße sind perfekt – plus oder minus ein Zentimeter, wenn der Wind in das Segeltuch fegt.«

Gestützt durch ein Skelett aus Aluminiumzeltstangen und Holzlatten von einem der Lastwagen, sah das nachgebaute Sonnentor wie eine prähistorische Version des Are de Triomphe aus. Ricardo hatte Nylonplanen und Verpackungstücher um den nackten Rahmen gewickelt, um das feste Steinobjekt nachzubilden. Die letzte Dreiviertelstunde hatte er damit zugebracht, alle Gegenstände, die er finden konnte, für den Bau des Tors zu verwenden.

Der gegenwärtige Monolith, der hundert Meter westlich von ihnen stand, war aus einem festen Block graugrünem Andesit gehauen worden. Er war ungefähr vier Meter breit und drei Meter hoch. Das Monument ähnelte einer kleineren Version des großen Triumphbogens in Paris, war aber oben rechtwinklig statt gebogen. Aus der Ferne sah er wie eine riesige, ein Stück in die Erde gerammte Steinkrempe aus. Eine Tür »zwischen dem Nirgends und dem Nichts«, wie Hancock gesagt

hatte. Experten waren darin übereingekommen, dass es sich um ein archäologisches Wunder handle. Aber bisher hatte niemand herausgekriegt, wozu es ursprünglich gedient oder wo es gestanden hatte. Es war willkürlich dort aufgestellt worden, wo die Forscher es in einem Lehmbett gefunden hatten.

Jack überprüfte noch einmal die langen Drähte, die zur Verankerung des provisorischen Tors mit Pfosten verbunden waren. Von den Ecken des falschen Bauwerks ausgehend, lagen Seile diagonal zur Westreihe auf dem Boden. Sie stellten die Winkel dar, die Jack für die Position berechnet hatte, auf der der Torbogen vor etwa vierzigtausend Jahren gestanden hatte.

»Ich habe meine Aufzeichnungen noch einmal überprüft«, sagte Jack. »Das Tor hat eindeutig hier gestanden.«

Ricardo blickte nach rechts, wo das echte Bauwerk wie ein die kalte Erde beobachtender Wachposten stand. Er fragte sich, welche Kräfte dazu beigetragen hatten, das es so weit von seiner richtigen Position geflogen war. »Es muss eine höllische Katastrophe gewesen sein«, meinte Ricardo.

Entlang der Mauer der Westreihe traten Dorn und Baines vorsichtig über die Seile, die von der Mitte des provisorischen Tors aus zu Pfählen an der Seite der Einfassung gelegt worden waren. »Unsere Männer werden diese Trümmerstätte in weniger als sechs Stunden erreicht haben«, verkündete Baines und zog heftig an seiner Zigarette.

»Gut. Lass sie so viel von der Ausrüstung herschaffen, wie sie können – ohne dass sie die Waffen zurücklassen, die ich angefordert habe«, ordnete Dorn an. Er sah zum Lager hinüber, wo die Bolivianer immer noch mit dem Aufbau der Zelte beschäftigt waren, bevor er seinen Blick zu dem sich wellenden Segeltuch-Provisiorium in der Mitte der Einfassung wandern ließ. »Wenn wir tatsächlich etwas finden, sollten wir darauf vorbereitet sein, es um jeden Preis in die Hände zu bekom-

men«, sagte er. »Ich traue den Bolivianern nicht – übrigens genauso wenig wie diesem Jack.«

Baines nickte. Funken sprühend flog der fortgeschnippte Zigarettenstummel über den felsigen Boden.

Über die gezackte Gebirgskette lugte der Rand einer goldenen Scheibe, die das Tal bald in ihr Licht tauchen würde. In weniger als zwanzig Minuten würde die Sonne ihre Strahlen auf Tiahuanaco werfen – und Jacks Annahmen auf die Probe stellen. Die feuchte Luft war von Vorfreude erfüllt. Neben dem Provisorium wickelten Samantha und Ricardo einen Draht um einen der Pfähle, während Jack den rosa gefärbten Horizont beobachtete und hektisch irgendwelche Zahlen in seinem Kopf überprüfte. Samantha hielt inne und warf einen Blick auf Jack. Sie war besorgt – über das Ergebnis ihrer Bemühungen. Besorgt, weil Jack so viel auf diese Annahme setze. Ihr Atem konnte gar nicht schnell genug gehen. Sie betete, dass er Recht haben möge, erfüllt von Angst, was ein Fehlschlag mit ihm anrichten könnte, und dankbar, dass der Himmel nicht bedeckt war. Wenigstens die Sonne war auf ihrer Seite.

»Brauchst du noch irgendwas?«, fragte Samantha. Sie hatten beim Wettlauf mit dem Sonnenaufgang ziemlich kämpfen müssen.

»Das ist alles«, sagte Jack. »Jetzt warten wir.«

Die Sonne erhob sich genau über den mittleren Pfeilern der Westreihe. Voller Ehrfurcht beobachtete die Gruppe mit blinzelnden Augen, wie die starken Morgenstrahlen alles in rosa Licht tauchten. Dorn setzte seine Sonnenbrille auf. Alle erwarteten, dass die Erde bebte – dass die Erde sich öffnete.

Sie tat es nicht.

Eigentlich beobachteten sie fast eine viertel Stunde lang nur, wie die Scheibe ihre Farbe wechselte und sich langsam in den dünnen Himmel über den Anden erhob. Aber sie konnten

keinerlei Schattenmarkierung feststellen, abgesehen von den verzerrten Wellen hinter ihrem Provisorium – einem Schatten, den auch Jack für bedeutungslos hielt. Die Genauigkeit, mit der Jack die beiden Hauptpfeiler umrahmt hatte, ließen hinsichtlich des Zwecks des Tempels keinen Zweifel. Der gesamte Komplex war zur Messung der Frühlings-Tagundnachtgleiche errichtet worden. Doch offenbar war Jacks Theorie, dass das Tor als Schattenmarkierer gedient hatte, falsch.

Jack fing an zu schwitzen. Was fehlte denn noch? »Ich werde das Sonnentor noch einmal überprüfen«, sagte er. »Es muss doch einen Anhaltspunkt geben.«

»Wir haben nicht viel Zeit«, wandte Ricardo ein.

»Ich weiß«, erwiderte Jack.

Er rannte zum Tor, war aber nicht mal vierzig Meter weit gekommen, als Ricardos Stimme über die kahle Landschaft hallte. Jack drehte sich um. Samantha und Ricardo zeigten auf etwas hinter sich, etwas, das Jack nicht sehen konnte. Das Sonnenlicht wurde vom Boden wie von einem Spiegel reflektiert. Jack eilte zurück, den anderen hinterher, die in die entgegengesetzte Richtung des Provisoriums rannten.

Warum rannten sie weg?

Jack legte einen Sprint hin, vorbei am Provisorium, in dessen unmittelbarer Nähe jedenfalls kein Schatten geworfen wurde. Als er Ricardo und die übrigen endlich am jenseitigen Ende der Einfassung eingeholt hatte, konnte er kaum atmen und noch weniger sprechen.

Es war auch nicht nötig.

Unter ihnen, fünfzig Meter von Kalasasaya entfernt, wuchs in der Mitte des unterirdischen Tempels, genau hinter dem »Tempel der aufrecht stehenden Steine«, ein eindeutig erkennbarer Schatten. Jack blickte zum Tor zurück, wo das obere Teil die Sonne fast vollständig verdeckte; nur über und unter dem Bogen erschienen winzige Streifen des leuchtenden Kreises wie dünne, gleißende Zitronenschalen.

»Er bewegt sich so schnell!«, rief Samantha.

Jack drehte sich wieder zum Schatten. Die geteilte Sonne warf eine mächtige Silhouette des Torbogens auf die Erde. Der Schatten huschte, wegen der unebenen Oberfläche des unterirdischen Tempels leicht gekräuselt, von ihnen fort. Innerhalb von fünfzehn Sekunden vereinigten sich auf vier nichts sagenden, mit Unkraut überwucherten Steinplatten beide Seiten zu einem scharfen Punkt. Dann verschwand der Schatten vom Boden des eingestürzten Tempels genauso schnell, wie er gekommen war.

Jacks Brustkorb hob und senkte sich immer noch vom Laufen.

»Heilige Maria«, sagte Ricardo, »der ist ja noch schneller als in Teotihuacán …«

Jacks Sinne erwachten wieder zum Leben. Sein Haut kribbelte. Das Sonnentor hatte gar nichts im Kalasasaya-Tempel markiert. Der Schatten war in den eingestürzten Tempel dahinter gefallen. Ein derart deutlicher, kräftiger, fließender Schatten, dass für Jack kein Zweifel über dessen Zweck bestand.

Der Schatten hatte etwas markiert.

Etwas, das unter diesen vier Steinen lag.

DRITTER TEIL

Nachmittag

Der wolkenlose Himmel reifte zu einem kräftigen Kobaltblau. Die Sonne – in dieser Höhe beachtlich größer – hatte den morgendlichen Dunstschleier aus der Erinnerung gelöscht. Jack rieb sich seinen verkrampften Nacken. Die Ozonschicht war über den Anden praktisch nicht vorhanden, und die Sonne hatte den Kampf gegen Jacks natürlichen Melaninschutz gewonnen. Er schüttete sich Wasser aus einem Kanister über Kopf und Rücken; ein lang ersehnter Adrenalinstoß schoss durch seinen Körper. Die Aufregung beim Graben war schon längst vorbei, ersetzt durch das alles beherrschende Gefühl der Mutlosigkeit. Wie von den Windstößen fortgetragen, waren die Stunden in die Geschichte geflogen und hatten Jacks Hoffnungen mit sich genommen. Er setzte die Sonnenbrille ab und blinzelte in die späte Nachmittagssonne.

Die Gruppe hatte sich durch drei Meter harter Erde gegraben, und noch immer war kein Spur von irgendetwas in Sicht.

Dorn war schon nervös. Bestimmt fünfmal hatte er Jack über die Richtigkeit der Berechnungen befragt. Als Jack sah, dass er sich wieder dem Loch näherte, entschloss er sich, die vermutlich hässliche Auseinandersetzung zu vermeiden, und machte sich auf den Weg zur Akapana-Pyramide südlich des unterirdischen Tempels. Jack ließ sich auf einen großen flachen Felsen nieder und starrte auf den wachsenden Haufen bolivianischer Erde.

»Scheiße …«, flüsterte er. Seine Berechnungen stimmten nicht. Er hatte gehofft, das zu finden, worauf das Hologramm sie gewiesen hatte. Vielleicht stimmte beim Schattenmarkierer eine winzige Kleinigkeit nicht, dachte Jack, während er sich den Nasenrücken massierte. Das Hämmern in seinem Kopf – wegen der dünnen Luft und wegen seines Versagens – war unerträglich. Resigniert ließ er ihn in seine Hände sinken.

»Jack?«

Regungslos blieb er sitzen.

»Kann ich dich eine Sekunde sprechen?«

Widerwillig hob er den Kopf. Samantha ließ sich neben ihm nieder. Sie suchte seine müden Augen, schaute dann aber Richtung Horizont, wo die Oberfläche des Sees verschwand. »Es sieht nicht gerade ermutigend aus«, stellte sie fest.

»Viel schlimmer.«

Ihr Blick kehrte zu ihm zurück. »Du weißt, es ist egal, was wir hier finden«, sagte Samantha. »Ich meine, wir haben in Mali entdeckt, dass es auf der Erde Außerirdische gab. Mehr zu erwarten wäre … nun ja … undankbar.«

Jacks Ausdruck zeigte leichte Dankbarkeit. »Du hast vielleicht Recht.«

»Wir müssen die Sache im richtigen Verhältnis sehen.«

»Ich muss mich bei dir dafür entschuldigen, dass ich dich in eine weitere Schnapsidee mit reingezogen habe.« Jack ließ einen Stein auf den Kies fallen. »Ich verspreche dir, dass ich noch vor dem Herbst die Sache richtig berechnet haben werde.«

»Es war keine Schnapsidee, ganz egal, ob wir hier was finden oder nicht.« Samantha beobachtete, wie der Stein liegen blieb.

»Ich habe viel über diese Reise nachgedacht.«

»Ich auch. Offensichtlich ergeben meine Zahlen keinen Sinn.«

»Nein«, sagte sie, »ich meine über uns.«

Jacks Kehle wurde trocken. »Über uns?«

Sie blickte ihm direkt ins Gesicht. »Keiner meiner Briefe wurde je beantwortet.«

»Weil ich sie nie gelesen habe.«

»Mach so was nicht mit mir.«

»Was soll ich nicht mit dir machen?«

»Spielchen.«

»Ich mache keine Spielchen mit dir. Man kann nur spielen,

wenn man die Regeln kennt – und du hast mich offensichtlich niemals aufgeklärt.«

»Und wieso hast du sie nie gelesen?«

»Und wenn ich es getan hätte?«

»Dann hättest du gewusst, wie Leid es mir tat. Du hättest gewusst, wie sehr ich verletzt war«, antwortete sie. »Ich weiß auch nicht. Zumindest hätten wir ein Ende finden können.«

»Ende«, wiederholte Jack. »Ich dachte, die Sache sei verdammt noch mal zu Ende, als du mir den Ring zurückgegeben hast.«

Samantha atmete schwer. Jack spürte fast so etwas wie Genugtuung. Er hatte sie also auch verletzt; der Ausgleich war hergestellt.

»Das war schon immer deine Art des Handelns«, verteidigte sie sich. »Wenn's brenzlig wird, rennst du weg. Jedes Mal.«

»Vielleicht hätte es dich genervt, alle fünf Minuten ans Telefon zu gehen um unseren – für welchen Begriff hattest du dich entschieden? – Aufschub zu erklären.«

»Du hast mir nie eine Chance zum Erklären gegeben. Ich hab's versucht. Fünfmal.«

»Sechs«, sagte Jack mit weicher Stimme.

»Im sechsten Brief habe ich geschrieben, dass ich nicht mehr könne. Dass ich keine Energie mehr hätte, keine Kraft mehr, um das zu lösen, was wir zu lösen hatten.«

Jack schüttelte lächelnd den Kopf. »Es gibt nichts zu lösen, Samantha.«

»Wirklich?« Samantha rutschte näher. »Wenn ich dich so ansehe, habe ich ein ganz anderes Gefühl. Da ist so viel… Wenn es nichts zu lösen gab, warum zum Teufel fühle ich mich so …« Sie schnitt sich selbst das Wort ab und stand auf. Eine starke Brise blähte ihre Jacke. Mit kaum hörbarer Stimme fügte sie schließlich hinzu: »Warum mache ich mir dann immer noch so viel Gedanken?«

Sie drehte sich um und ging langsam hügelabwärts auf das

Basislager neben der großen Pyramide zu. Jack blickte ihr hinterher. Zweimal schluckte er das Wort hinunter: *Samantha*. Seine Augen folgten ihr, bis sie hinter der Kuppe verschwunden war. Kein einziges Mal hatte sie sich umgedreht.

Pierce drückte mit dem Daumen auf das elektronische Zoom des leistungsstarken Fernglases. In der Ecke des Geräts blinkten eine Reihe von Zahlen auf, die die Entfernung zwischen sich und dem wachsenden Erdhaufen neben den Ruinen angaben. Die Leute dort unten hatten den ganzen Tag über gegraben. Das Loch musste schon zweieinhalb Meter tief sein; sobald jemand an der Strickleiter hinunterkletterte, war er nicht mehr zu sehen. Doch wonach suchten sie?

Die beiden Agenten hatten einen guten Beobachtungsposten bezogen. Er lag etwa achthundert Meter westlich der Ruinen auf einem kleinen Felsvorsprung. Ihre Position bot volle Sicht auf das Lager, aber genug Abstand, um selbst nicht gesehen zu werden. Doch Pierce hatte nicht damit gerechnet, dass die Gruppe anfangen würde zu graben. Von der Stellung der Agenten aus verbarg die tiefer werdende Grube viel von dem, was dort passierte.

Pierce fand Trost in der Technologie. Er blickte in die tiefblaue Farbe über sich. Irgendwo in diesem Himmelsgewölbe hielt der teuerste Spionagesatellit des Landes Wache. Einer, der die Kunst der Spionage revolutioniere, so ging das Gerücht innerhalb der unteren Ebenen der CIA. Der modernste Eindringling in der Privatsphäre konnte aus vielen Meilen Entfernung die Armbanduhr eines Menschen lesen, ja, sogar sagen, ob er Fieber hatte. Er konnte Magnetfelder analysieren und thermische Bilder deuten. Die Technologie hatte es dem Großen Bruder ermöglicht, mehr über das zu erfahren, was in der Welt vor sich ging, als sich der Mensch jemals träumen ließ – vorausgesetzt, der Satellit wurde über einem bestimmten Gebiet eingesetzt. Obwohl Pierce darauf vertraute, dass alles,

was ihnen bei ihrer Beobachtung entging, zu Hause aufgenommen werden würde, beunruhigte ihn der Gedanke an solch ein Gerät. Er fragte sich, wie die Welt in zwanzig Jahren sein würde.

»Sind sie immer noch dran?« Miller kletterte aus dem Spalt auf der Rückseite des Hügels, der als ihr provisorisches Außenklo diente.

»Ja.« Pierce setzte das Fernglas ab. »Die Typen von der Analyse müssen sicher schwer drüber brüten.«

»Wenn das ein Waffenhandel ist, ist es der komischste, den ich je gesehen habe«, meinte Miller. Er saß vornübergebeugt vor seiner Kamera und blickte durch die dicke Linse. »Wonach graben die bloß?«

Pierce schüttelte den Kopf. »Das macht einfach keinen Sinn. Wozu die ganzen Seile? Und die zusammengebundene Plane?«

Es hatte keine Transaktion und keine dritte Partei gegeben.

Nichts. Es sah aus, als befänden sich diese Leute auf einer ganz legalen archäologischen Ausgrabung – abgesehen von der Tatsache, dass sie keine Visa oder Genehmigungen zum Graben hatten und von schwer bewaffneten Mitgliedern des Curoz-Kartells hierher begleitet worden waren.

Während seines Frühstücks aus drei Tage alten Tortillas und kalten Bohnen hatte Pierce dem reichen Typen besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Die Jungs von der Einsatzzentrale in Virginia hatten den Film entwickelt und den Kerl als früheren Waffenschmuggler identifiziert, der in illegalen Uranverkäufen mitgemischt hatte. Benjamin Dorn hieß er. Soweit Pierce feststellen konnte, war Dorn genauso an dem wachsenden Loch interessiert wie der Rest der Gruppe. Hin und wieder sprach er mit dem Südafrikaner mit Hut, aber immer allein.

Alle drei Stunden zog Pierce gewissenhaft den NOMAD-Feldsender heraus und hielt Virginia über den Fernschreiber auf dem Laufenden. Die letzte Nachricht lautete einfach: GRABEN IMMER NOCH. Neugierig, wie Pierce war, betete er

darum, einen Blick auf den Boden des Lochs werfen zu können. Er rieb seine müden Augen und gähnte. Seit zwanzig Stunden war er wach.

»Macht's dir was aus, wenn du weiter aufpasst?«, fragte er. »Ich muss ein bisschen schlafen.« Schließlich drehte er sich auf die Seite, zog sich die Kapuze seiner Jacke über den Kopf und knipste die Welt aus. Die Dunkelheit beruhigte ihn, umhüllte ihn wie in einer Hütte.

Pierce hatte die Hinterstübchen seines Unterbewusstseins erst für einige Sekunden betreten, als ihn Millers Stimme in die trübe Realität zurückholte.

»Ich würde lieber nicht schlafen«, sagte Miller. »Ich glaube, sie haben was gefunden.«

Ricardo tauchte gerade seine nackten Füße in einen der großen Stahltöpfe, die zum Kochen der Kartoffeln verwendet wurden – desjenigen Nahrungsmittels, das, wie er nach Durchsicht der Vorräte erkennen musste, den Großteil einer jeden Mahlzeit ausmachen würde. Endlich war das Wasser für seine Füße nicht mehr zu heiß. Auch der dünne Dampf wärmte ihn und befeuchtete sein trockenes Gesicht.

Doch plötzlich kam ein Bolivianer laut rufend den Hügel heraufgerannt.

Samantha schlüpfte aus dem Zelt.

Jacks steife, schmerzende Glieder krachten, als er sich aufrichtete. Er wurde für solchen Scheiß hier zu alt. In Anbetracht der orangen Farbe, in die die Felsen getaucht waren, würde es keine Stunde mehr dauern, bis sich der samtene Mantel der Nacht über sie legen würde. Die Temperatur war um fast zehn Grad gefallen. Der gnadenlose Wind schlug mit dem Staub, den er ständig aufwirbelte, gegen seine Haut, als hätte ein gieriger, unsichtbarer Hai seine Anwesenheit gerochen. Jack war sich klar, dass es keinen Sinn machen würde, während der Nacht zu graben. In Wirklichkeit gab es keinen Grund, über-

haupt weiterzugraben. Waren seine Berechnungen ungenau, könnten sie bis China buddeln, ohne etwas zu finden. Er war noch keine zehn Schritte gegangen, als er die Aufregung am Loch bemerkte.

Ein Bolivianer am Rand der Grube rief etwas zu jemandem hinunter, dann rannte er wie ein Besessener zum Lager. Da war was passiert. Jack legte einen Zahn zu. Seine Lungen brannten in der dünnen Luft. Obwohl er schon Blut im Hals schmeckte, wurde er nicht langsamer. Bevor er die letzten fünfzig Meter hinter sich gebracht hatte, sah er, wie Samantha und Dorn vom Lager zur Ausgrabungsstelle rannten.

Gleich hinter ihnen hüpfte Ricardo schmerzgeplagt über das Geröll. Barfuß.

Die Stimme aus der Grube wurde deutlicher; hastig und aufgeregt war sie, doch durch das Stimmengewirr hindurch hörte Jack ein Wort, das seine Beine zur Schnelligkeit antrieb. Dann hörte er es noch deutlicher: *»Metálico!«*

Sie waren auf etwas gestoßen.

Auf etwas Metallisches.

Metálico

Pierce rieb sich gerade den Schlaf aus den Augen, als Miller ihm ein Nachtglas mit Restlichtverstärker reichte. »Dort am Loch. Sie haben was gefunden!« Pierce beobachtete, wie einer der Bolivianer von der Grube zur Zeltgruppe neben der Pyramide rannte. Sekunden später führte er Dorn und das Mädchen in einem schnellen Spurt zurück zur Ausgrabungsstelle. Der untersetzte Mexikaner lief knapp hinter ihnen.

»Holzkopf geht auch zum Loch. Jetzt kommt er endlich mal in die Gänge«, sagte Miller.

Die beiden Agenten hatten sich auf einen Spitznamen für den großen Amerikaner, den Virginia bisher nicht identifiziert hatte, geeinigt. Pierce sah Jack von der anderen Lagerseite aus zur Ausgrabung spurte. Er konnte die Aufregung spüren, die dort unten herrschte. Sein Herz schlug heftiger, als ob es mit Holzkopfs plumpsenden Schritten mithalten wollte.

»Irgendwas ist da los!«, sagte Pierce. »Die haben in dem blöden Loch was gefunden.«

Jacks Stiefel gruben sich in den lockeren Boden am Rand der Ausgrabung und stießen Kiesel in den Abgrund. Von hier sah er etwas merkwürdig Reflektierendes unterhalb der staubigen roten Erde. Zwei Bolivianer mit Schaufeln machten auf beiden Seiten Platz.

Samantha lief zu ihm. »Was ist es, Jack?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Jack. »Ich weiß es nicht.«

Samantha lag auf ihren Knien und spähte in das Loch. »Es ist mit Sicherheit Metall!«

Dorn rief den beiden Bolivianern zu, sie sollten aus dem Loch steigen.

Als sie herauskletterten, erblickte Jack eine flache Metallplatte, die sich über den Boden des Lochs erstreckte und an den Seiten der Grube verschwand. Da, wo die Männer mit ihren Händen den Schmutz von dem Objekt entfernt hatten, sah man die Abdrücke von gekrümmten Fingern auf der grauen Oberfläche. Als die Bolivianer aus dem Loch gestiegen waren, hetzte Samantha die Strickleiter runter, die an der rechten Wand der Grube hing. Jack wartete nicht, bis sie am Boden angelangt war. Er rutschte auf dem Hintern nach unten.

Ricardo stöhnte; die scharfen Steine stachen in seine bloßen Füße. »Kann mir mal jemand helfen?« Die Strickleiter, von Samantha festgehalten, schwang unter seinem massigen Körper hin und her. Binnen Sekunden war er bei den anderen in der Grube. Jack hörte, dass Dorn die beiden Bolivianer zu den

Zelten zurückschickte, da sie eine Pause machen und Baines holen sollten. »Je weniger Augen das hier sehen, desto besser«, sagte er zu den drei Wissenschaftlern.

Darin stimmte ihm Jack zu. Der Gedanke, dass Mitglieder des Kartells bei einer Angelegenheit von solcher Bedeutung mitmischen würden, war beunruhigend. Er hoffte, die beiden Bolivianer würden denken, sie hätten bloß ein Inkagrab entdeckt – und vielleicht hatten sie das ja auch. Jack wurde plötzlich bewusst, dass er nicht die leiseste Ahnung hatte, was vor ihnen lag. Nach dem, was in Mali geschehen war, konnte es weiß Gott so ziemlich alles sein.

Er bemerkte die Schichten unterschiedlich gefärbten Bodens rings um die Grube und begann abzuschätzen, wie viele Jahre für die Sedimentablagerung über dem Objekt wohl nötig gewesen sein dürften.

Samantha versuchte sich an der gleichen Rechnung. »Es ist wahrscheinlich seit zehn- bis fünfzehntausend Jahren bedeckt«, meinte sie.

Jack schätzte zwanzigtausend.

Samantha begann weitere Erde von der Metallfläche zu entfernen. Bevor Jack ihr half, fiel ihm die unterste Bodenschicht direkt über der schimmernden Platte auf. Sie war grobkörnig, nicht so fein wie die Tonschichten nahe der Oberfläche.

»Marine Sedimente«, stellte Jack fest. Er rieb die Körner zwischen seinen Fingern. Die Schicht schien hauptsächlich aus zerbrochenen und versteinerten Muschelschalen zu bestehen.

»Das hat wohl früher einmal völlig unter der Wasseroberfläche gelegen«, vermutete Ricardo.

Vom Rand des Lochs aus, das zu klein war, als dass noch jemand bequem hätte mitarbeiten können, stellte Dorn einen endlosen Schwall von Fragen, die unbeantwortet blieben. Inzwischen untersuchte Jack auf allen vieren sorgfältig die Metallfläche.

»Ich kann keine Schweißnähte entdecken«, sagte er. »Keine

Löcher. Keine Verbindungsstellen. Sieht wie ein solider Block aus.«

Er hoffte irgendwelche Kanten zu finden, Konturen, die die genaue Art des Objekts unter ihnen preisgeben würden, aber die Platte erstreckte sich an allen Seiten in die Erde.

In den nächsten Stunden reichten sie mit Erde gefüllte Eimer an Dorn und Baines, die sie aus der Grube zogen. Es war schon dunkel geworden. Zwei Lampen in dem Loch zischten und kämpften mit der dünnen Luft. Das lohfarbene Licht warf gespenstische Schatten, die über die Grubenwände huschten.

Bongane hatte ihnen dankenswerterweise Jacken und Handschuhe runtergeworfen, aber trotzdem wurden in der eisigen Luft Jacks Hände steif und seine Finger taub.

Die seltsame Platte funkelte im Glanz des brennenden Propangases. »Es sind immer noch keine verdammten Nähte zu sehen«, schimpfte Samantha.

Jack machte eine Pause und griff nach der kleinen Sauerstoffflasche, die neben ihm stand. Sein Körper schmerzte wegen der Höhe und der Kälte. Sie hatten mehr als einen halben Meter Erde an den Seiten abgetragen, aber die Kanten des Objekts blieben immer noch verborgen. Er schüttelte den Kopf. Für jeden Zentimeter, den sie sich unten zu den Seiten hinarbeiteten, mussten sie drei Meter Erde darüber wegräumen.

Sie würden wohl noch bis tief in die Nacht hinein graben.

»Ich habe was gefunden.«

Jack hörte die Stimme durch die Schwammigkeit des Schlafs und wurde schlagartig wach.

Die Morgendämmerung strich über den kalten Boden und ließ scharfe Schatten über den Fels laufen. Von den kleinen neben der Grube aufgebauten Schutzzelten rannen Taubäche.

Jack hatte nicht vorgehabt zu schlafen, hatte aber etwas Ruhe für seinen steifen Rücken und die Hände gebraucht. Seine Finger waren immer noch mit einer Kruste aus eingetrockne-

tem Blut und Dreck überzogen; winzige Klümpchen hatten schmerzhafte Gastfreundschaft unter seinen Fingernägeln gefunden. Das kratzende Geräusch hallte von der Ausgrabung herüber.

Jack kroch zum Rand der Grube und sah, wie Samantha die Schaufel hinwarf und mit einem kleinen Pickel weiterarbeitete. Sie zog eine lange Linie im Boden – am Rand der Metallplatte.

»Ich hab eine Kante gefunden!«

Andere Zelte in der Nähe raschelten, als die erschöpfte Mannschaft wieder munter wurde.

»Warte mal.«

Jack schnappte sich eine kleine Kiste mit Bürsten, Hacken, Schaber und anderem Ausgrabungswerkzeug und hastete die Strickleiter hinunter. Seit die Bolivianer zum ersten Mal auf Metall gestoßen waren, hatte sich der Umfang des Lochs fast verdoppelt.

»Ich dachte, du hättest eine Pause gemacht«, sagte er über Samantha gebeugt.

»He, Morgenstund hat …« Samantha fuhr die Kante der Metallplatte mit ihrem Handspaten nach; die freigelegte Fläche unter ihnen war so groß wie der Eingang zu einem Schutzbunker. Jack ließ einen Pickel in die entgegengesetzte Richtung laufen. Nach nicht einmal zehn Zentimetern schrie er: »Ich hab die andere Kante gefunden.« Alle Schmerzen in seinen Gliedern waren wie weggewischt. Er zitterte.

»Ich hatte schon befürchtet, dass wir einen Bagger herbeischaffen müssen.« Eilig kletterte Dorn die Leiter hinunter. Auf seinen Knien half er Samantha, überschüssige Erde wegzuräumen.

Sie fuhren damit fort, die Kante an der Nordseite der Platte freizulegen. Außerhalb der Grube reichten Ricardo und Baines Kübel um Kübel mit Erde an Bongane weiter, der sie auf einem gewaltigen Haufen ausleerte. Binnen zwanzig Minuten waren alle vier Kanten der rechtwinkligen Fläche von der Erde

befreit.

»Ich habe keine Vorstellung, wie tief es hinuntergeht«, sagte Samantha.

»Glaubst du, dass es ein Container ist?«, fragte Ricardo.

Jack fuhr mit den Fingern am Rand des kalten Metalls entlang. Sie hatten die obersten fünf Zentimeter Erde an den Rändern abgegraben, aber das Objekt reichte weiter hinein.

»Könnte sein. Die Abmessungen kommen mir aber vertraut vor. Es hat die gleiche Größe wie eine ägyptische Tür.«

»Eine Tür?«, sagte Dorn. »Doch es gibt keine Nahtstelle. Keine Löcher. Keine Einkerbungen.«

Jack blickte hinauf. »Ricardo, ist mein Maßband irgendwo da oben?«

Ricardo wühlte in Jacks Rucksack, der neben der Grube stand, und warf ihm das Band hinunter. »Halt es an der Ecke fest, Samantha!«, rief Jack. Sie legte ihr Ende auf den Boden, während er beim Rückwärtsgehen das Band straff zog, bis er die andere Ecke gefunden hatte. »Drei Meter einundachtzig.«

Dorn stellte seinen Fuß auf das Maßband, während Jack es entlang der Schmalseite der Rechteckfläche auszog. »Ein Meter neunzigeinhalb – exakt.« Jack lächelte.

»Sie und Ihre verdammten Zahlen«, grollte Dorn. »Was sollen die denn schon wieder bedeuten?«

»Sie bedeuten, dass der, der diese Abmessungen festgelegt hat, den goldenen Schnitt kannte – ein mathematisches Prinzip, das den vorgeschichtlichen Menschen angeblich fremd war.«

»Es ist dasselbe Verhältnis wie in der Königskammer«, warf Ricardo ein, der in das Loch spähte.

»In der Pyramide von Gizeh?«, fragte Samantha.

Jack nickte.

»Glauben Sie, zwischen der Pyramide und dem, was wir hier gefunden haben, gibt es einen Zusammenhang?«, wollte Dorn wissen.

»Sie verfügten jedenfalls über den gleichen Kenntnisstand.

Die Abmessungen der Türen und Räume in der großen Pyramide folgen demselben mathematischen Modell wie offenbar auch diese Platte – Phi.«

»Phi?«, wunderte sich Dorn. »Ich dachte, das hätten die Griechen ein paar tausend Jahre später entdeckt.«

»Offensichtlich nicht«, sagte Jack. Er half Samantha, die an den Seiten des Objekts weitergrub.

Oben versuchte Ricardo Baines die Bedeutung von Phi zu erklären. »Es ist eine irrationale Zahl«, sagte er. »Wie Pi. Sie kann arithmetisch nicht berechnet werden. Im Wesentlichen ist Phi die Quadratwurzel aus fünf plus eins geteilt durch zwei. Was …«, er gab die Zahlen auf seiner Armbanduhr ein, in der auch ein Taschenrechner integriert war »… 1,61803 ist. Außerhalb der Mathematik scheinen diese Zahlen unbedeutend zu sein. Aber Phi besitzt eine tiefreichende Verbindung mit der Fibonacci-Reihe – eine Zahlenreihe, bei der jedes Glied die Summe seiner beiden Vorgänger ist. Wie 0, 1, 1, 2, 3, 5, 8, 13 … und so weiter. Ein Prinzip, das die Menschen damals eigentlich nicht gekannt haben sollten – aber offensichtlich taten sie es doch.«

»Und Sie sind sicher, dass es eine Tür zu irgendetwas ist?«, fragte Dorn.

»Ich sagte, es ist nach der gleichen Regel wie die Türen im alten Ägypten gebaut«, erwiderte Jack.

»Aber es gibt keine Möglichkeit, hineinzukommen«, meinte Dorn. »Keine Fugen und kein Schlüsselloch.«

»Und wenn es ein Container ist, der nach dem goldenen Schnitt konstruiert ist, müssen wir wenigstens drei Meter sechzig tief graben«, bemerkte Ricardo. »Zeit für einen Bagger, Freunde.«

Samantha strich mit der Hand über die kalte, nahtlose Oberfläche. »Sie scheint aus der gleichen Metalllegierung zu bestehen wie das Artefakt aus Mali. Wenn das so ist, werden wir nicht in der Lage sein, uns den Weg hinein freizuschneiden.

Die Legierung ist undurchdringlich.«

Jack lief es bei seiner plötzlichen Erkenntnis, die er hatte, kalt den Rücken hinunter. »Das ist es.« Abrupt stand er auf, schob Dorn beiseite und kletterte die Leiter hinauf.

»Was ist was?«, fragte Samantha.

»Unser Schlüssel«, antwortete er.

Dann verschwand er über dem Rand.

Geschickt umgingen Jack und Bongane die größeren Steine, als sie die Aluminiumkiste mit dem Artefakt schleppten. An der Ausgrabungsstelle sahen sie Samantha unruhig in der Grube hin und her laufen.

Als sie die Kiste absetzten, beschattete sie die Augen mit der Hand. »Was denkst du, Jack?«

»Zuerst Sauerstoff«, keuchte Jack. Er drehte den Hahn an der kleinen Flasche neben einem der Zelte auf.

Frustriert kletterte Samantha aus der Grube, gefolgt von Dorn.

»Ich weiß nicht, ob es funktionieren wird. Aber es ist einen Versuch wert.« Jack nahm tiefe Atemzüge durch das Mundstück. »Ich will das Hologramm einmal in der Grube aktivieren.«

Samanthas Augen weiteten sich. »Das könnte funktionieren.«

Jack wurde lebhafter. »Das Hologramm besitzt verschiedene virtuelle Schaltflächen, erinnert ihr euch? Eine schaltete das Artefakt ab. Ich denke, eine andere könnte als Schlüssel dienen. Als elektronischer Schlüssel.«

»Eine fantastische Idee«, sagte Samantha aufgeregt.

Jack wandte sich an Ricardo.

Der schaute plötzlich ganz erschrocken drein. »Guck mich nicht so an. Ich geh da nicht runter und spiele russisches Roulett.«

»Beruhig dich. Ich will nur deine Meinung hören.«

»Meine Meinung? Meine Meinung ist, dass wir mittlerweile

viel zu viel auf eigene Faust machen. Wir sollten in die Staaten fliegen, uns unsere Papiere besorgen und mit der richtigen Ausrüstung zurückkommen – mit der ganzen wissenschaftlichen Gemeinde an unserer Sei…«

»Ricardo!«

Ricardo schüttelte den Kopf. »Schon gut. Wenn du mich fragst, ob es als elektronischer Schlüssel dienen könnte – ja, es könnte. Es könnte auch hundert andere Dinge tun.«

Samantha stand auf und schnippte die Verschlüsse der Kiste hoch. »Wie Thomas Füller sagte: ›Der, der erst in See stechen will, wenn alle Gefahren vorüber sind, muss an Land bleiben.‹« Sie hob den Deckel. Sofort fing sich die Sonne auf dem Artefakt und warf einen Lichtstrahl wie einen wirbelnden Krummsäbel in ihre Augen. Jack half ihr das Artefakt aus der Kiste zu heben. Die beiden Teile des quadratischen Geräts waren noch miteinander verbunden und bildeten das bedrohliche Auge, das die Umstehenden mit seiner pechschwarzen Pupille anstarrte.

»Langsam«, sagte Dorn, der am Rand stand.

Jack stabilisierte das Artefakt mit dem linken Arm. Sie hatten ein Seil darum gebunden, um es zu sichern, während Jack nebenan die Strickleiter hinunterstieg. Baines und Bongane gaben Jack, der mit dem rechten Stiefel nach dem Boden tastete, Seil nach.

»Ein bisschen mehr!«, rief er hinauf.

Schließlich schwang er auch sein anderes Bein von der Strickleiter und kniete seitlich auf der freigeräumten Metallplatte. Er löste das Seil von dem Gerät. Spannung machte sich breit.

Es war ruhig geworden, als hätte ihnen jemand verboten zu sprechen.

Samantha spähte über den Rand der Grube. Ihre Begeisterung begann einer gewissen Besorgnis zu weichen. Obwohl sie von den Aussichten in Bann geschlagen war, wollte sie Jack

jetzt zurufen, dass es zu riskant sei.

Er blickte zu ihr hoch.

Mit zitternder Hand signalisierte sie ihm: Sei vorsichtig.

Jack nickte. Sein Puls ging schneller, und er wischte sich den Schweiß seiner Handflächen an seiner Hose ab. Er bekam das Gerät gut in den Griff, richtete sich ganz auf und drehte sich zu der Metallplatte. Sie lag kaum einen Meter vor ihm. Jack ging einen Schritt auf sie zu. Fast im gleichen Augenblick spürte er, wie eine Spannung seinen Rücken hinaufschoss.

»Es erzeugt eine Art elektrische Ladung!«, brüllte er.

Als er mit dem Gerät den Rand der Platte erreichte, jagte ein betäubender Energiepuls durch seine Hände die Arme hinauf. Bevor er die Empfindung erklären konnte, schrie Samantha auf.

In dem Schlafzelt der Bolivianer hatte Veronica gerade mit dem fünften Solitaire-Spiel begonnen, als ihr Handy laut klingelte. Sie holte es aus dem Lederbeutel an ihrer Hüfte und stellte das Signal leiser.

»Veronica.«

Die Stimme vom anderen Ende der Leitung war durch atmosphärisches Rauschen verzerrt.

»Ich kann dich nicht hören«, sagte Veronica auf Spanisch, stand vom Tisch auf und schob das dünne Moskitonetz beiseite, das vor dem Eingang hing. Draußen jedoch war, wie sie merkte, der Empfang auch nicht besser.

Irgendetwas störte die Verbindung. Dass sie das Telefon noch in Trinidad aufgeladen hatte, hätte sie schwören können.

Schließlich erkannte sie Gustavos Stimme – Checas Verbindungsmann und angeheirateter Onkel. Er war ein Mann, der ihr Angst einflößte. Die Stimme klang anders als sonst, reizbar. Sie erklärte ihm, dass Dorn nach einem großen Transporthubschrauber gefragt habe.

»Nach einem großen Transporthubschrauber?«, vergewisser-

te sich ihr Onkel.

»*Sí.*«

Ihr Onkel gab die Informationen an Checa weiter, der ein besonderes Interesse für alle Vorgänge hier entwickelt hatte. Veronica beschrieb die Ausgrabungsstelle. Sie erklärte, zwei ihrer Männer hätten etwas Metallenes im Boden gefunden.

»Weißt du, was es ist, mein Engel?«

»Nein.« Sie erzählte, Dorn habe ihren Männern verboten, sich in der Nähe der Ausgrabungsstelle aufzuhalten.

»Interessant …«, sagte ihr Onkel. »Señor Checa wird genau wissen wollen, was sie da gefunden haben.«

»Ich verstehe«, erwiderte Veronica. Sie wusste, was hinter dieser Bemerkung steckte. Ihr war klar, dass Checa, falls etwas Wertvolles aus dem Boden geholt werden sollte, es beschlagnahmen lassen würde. Die beiden Männer würden einen Plan ausarbeiten, und dieser Plan würde Blutvergießen bedeuten. Töten.

»Halt uns auf dem Laufenden, mein Engel«, sagte der Mann ihrer Tante und brach die Verbindung ab.

Veronica ging zurück ins Zelt und setzte sich auf einen der Plastikklappstühle. Ihr war schwindlig – eine Melancholie mit einem Anflug von Wut. Sie warf ihr glänzendes Haar nach hinten, und während sie es in einem behelfsmäßigen Knoten befestigte, stieß sie die Luft aus ihren Lungen. Sie war dieses ständige Töten, diese dauernde Täuschung leid. Für ihr Vaterland empfand sie nur noch Geringschätzung. Sie verachtete diese Welt der Drogen und Gewalt, der sie ursprünglich ihre Rettung verdankte und die ihr einen Kanal für ihren Hass verschaffte. Seit ihrer Kindheit verachtete sie vieles, vor allem Männer. Die meisten waren gemeine, prinzipienlose Kreaturen wie ihr Onkel.

Veronica schauderte. Es war ziemlich lange her, seit sie sich bewusst mit diesen quälenden Erinnerungen auseinandergesetzt hatte. Sie konnte vor sich ihr Zimmer in Sucre sehen – die

spitzenbesetzten Kissen, Tapeten mit Blumenmuster und der hölzerne Deckenventilator, der nur auf der niedrigsten Stufe lief. Derselbe Ventilator, der langsam kreisend durch die dicke Luft schnitt und den pochenden Hintergrund für ihre Albträume lieferte.

Veronicas Herz begann heftiger zu schlagen – genau so wie damals.

Sie erinnerte sich an seine bedrohliche Silhouette, von hinten beleuchtet durch den schwachen Schimmer aus der Diele. Dann das Geräusch – dieses schreckliche Quietschen –, wenn ihr Onkel vorsichtig die Tür schloss.

Er brauchte sechs Schritte bis zu ihrem Bett.

Sie zählte sie immer. Sie fielen langsam, jeder knackte auf dem Holzboden, kamen immer näher und näher. Beim sechsten Schritt klebte ihr Nachthemd schweißnass an ihrem Körper.

Dann diese Stimme – dieses bösartige, halb geflüsterte *»Hola, Angel«,* begleitet von einer Alkoholfahne.

Ihr Onkel lächelte, wie er es immer tat, bevor er die Bettdecke anhob und zu ihr ins Bett kroch.

Damals war sie neun Jahre alt gewesen.

Energie pulste durch Jacks Körper und brachte seine Nervenzellen wie in einem Blitzkrieg zum Feuern. Das Artefakt fiel aus seinen Händen und landete in der weichen Erde.

»Jack!« Samantha deutete auf die Platte.

Er traute seinen Augen nicht. Eine tiefe Fuge tauchte aus dem Nichts auf, kroch von der Mitte der Platte in einer geraden Linie zu den Rändern und teilte sie in zwei Hälften. Die Atome schienen sich von selbst umzuordnen. Die feste Legierung nahm, als würde sie sich verflüssigen, die Form zweier getrennter Flächen an – wie bei der Teilung des Roten Meeres. Das Energiefeld verschwand so schnell, wie es entstanden war, und machte dem Zischen der Luft Platz, die zwischen den beiden jetzt geteilten Flügeln entwich. Sie kondensierte bei der

kälteren Temperatur und bildete büschelige Dampfwolken, die sich emporkräuselten und auflösten. Jack wischte das kondensierte Wasser von seinem Gesicht und beobachtete fasziniert, wie sich die beiden Türen mühelos zu den Seiten der Grube zurückzogen. Die Erde von den Seiten fing an zu rutschen.

Wie gelähmt sahen die Wissenschaftler zu. In dem dunklen Hohlraum zwischen den Türflügeln konnte Jack durch den Dampf hindurch etwas erkennen.

»Stufen?«, rief Samantha, die am ganzen Körper zitterte.

Durch die letzten Dampfwolken, die aus der neu entstandenen Öffnung trieben, erblickte Jack eine steinerne Treppe, die abwärts in die Dunkelheit führte.

Ehrfürchtig und mit vor Erstaunen weit aufgerissenen Augen schaute Dorn vom Rand aus hinunter. »Es war ja tatsächlich eine Tür.«

»Aber für was?«, murmelte Jack.

Samantha und Ricardo hasteten die Strickleiter hinunter. Jack ließ das Artefakt dort liegen, wo es hingefallen war.

Oben sagte Dorn zu Baines: »Halt alle anderen von hier fern. Zieh eine Sperrlinie. Ohne meine Erlaubnis darf niemand hier rein.« Er begann die Strickleiter hinunterzuklettern.

»Das Gerät muss eine Art hermetisch verriegelte Tür angesteuert haben«, keuchte Ricardo in der Grube.

»Aber warum hermetisch verriegelt?«, fragte Samantha.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Jack.

»Diese Technologie«, sagte Dorn. »Es ist unglaublich … denkt bloß mal an die Anwendungsmöglichkeiten.«

»Das Metall hat tatsächlich seine Form verändert.« Ricardo tastete mit seinen Händen entlang der Öffnung. »Auf eine Art sind Metalle Flüssigkeiten, die sich extrem langsam bewegen, aber man muss sie auf ein paar tausend Grad erhitzen, bevor sie ihren Zustand ändern. Diese Atome hier haben ihre Anordnung auf Anforderung verändert. Sie haben sich verflüssigt, um ein Fuge zu bilden, und sind dann in den Festkörperzustand zu-

rückgekehrt…«

Dorn schüttelte ehrfürchtig den Kopf. »Mein Gott! Wer hat das erbaut?«

Jack blickte auf die Steintreppe, die in die Dunkelheit führte. »Es gibt nur einen Weg, das herauszufinden«, sagte er und trat einen Schritt auf den unterirdischen Eingang zu.

Samantha packte ihn von hinten.

»Den Teufel wirst du tun.« Lächelnd schob sie sich vor ihn. »Ich gehe zuerst.«

Entrada

Vorsichtig trat Samantha in den Schatten. Jack folgte ihr die lange Steintreppe hinunter, die mit etwa ein Meter achtzig so breit wie die ganze Öffnung war. Ihre Stiefel hinterließen perfekte Abdrücke in der millimeterdünnen Staubschicht, mit der die Steinstufen überzogen waren. Jack atmete ein. Die dicke, dumpfige Luft erinnerte ihn daran, dass der Tunnel ein paar tausend Jahre unberührt gewesen war. Die Stufen endeten in einem Steingang, in dem es modrig, verschimmelt roch.

»Spürst du die Feuchtigkeit?«, fragte Jack.

Samantha rubbelte an ihrem Unterarm. »Ja. Die Luft. Sie ist … richtig klamm.«

»Als würde sie aus einer anderen Ära stammen«, sagte Jack. »Als das hier erbaut wurde, war das Klima viel feuchter.« Allein der Gedanke, Luft einzuatmen, die seit lausenden von Jahren versiegelt gewesen war, machte ihn wahnsinnig. Es war, als tränke er einen guten alten Wein. Er atmete tief ein. Wer auch immer diesen Ort erbaut hat, atmete dieselbe Luft, dachte er.

»Unglaublich«, meinte Ricardo. »Die Stufen sind wie die

Blöcke draußen behauen. Trotzdem sehen sie aus wie an jeder anderen antiken Stätte. Was keinen Sinn macht, weil die Abdeckung …«

»… aus demselben Material ist wie das Artefakt«, beendete Jack den Satz. »Wer diesen Ort erbaut hat, hat die riesigen Steine, genau wie bei den anderen Ruinen auch, transportiert, hier aber außerirdisches Metall verwendet, um die Öffnung zu versiegeln.«

Jack hätte Stunden damit zubringen können, die an den Stufen aufgewendete Handwerkskunst zu bewundern, doch das unbekannte Ende des Tunnels zog ihn weiter. Beinahe stieß er mit Samantha zusammen, die auf einem Absatz stehen geblieben war.

»Dreißig Stufen«, zählte sie.

»Die Gradzahl, die jedem Sternzeichen zugeordnet wird«, sagte Jack. Er berührte die Ecken der Mauern, die genau im rechten Winkel zueinander standen, und grinste. »Könnte aber auch reiner Zufall sein.«

»Es gibt überhaupt kein Zeichen von Verwitterung«, staunte Ricardo. Außer der feinen Staubschicht und ein paar kleinen Rissen in dem festen Stein waren die Stufen noch genauso unversehrt wie an dem Tag, an dem sie behauen worden waren. »Wenn dieser Ort hermetisch abgeriegelt war, dann sollte er konserviert werden – für immer.«

Voller Ehrfurcht überflog Dorn die Mauern. »Wundervoll.«

»Der Gang ist unnatürlich groß«, meinte Samantha.

Auch Jack hatte das bemerkt. Er fragte sich, was er für die Erbauer bedeutet haben mochte. Waren sie auch so groß gewesen? Oder war dies ein heiliger Gang, der so geräumig gebaut worden war, um eine bestimmte Wirkung zu erzielen?

In dem von ihren Stiefeln aufgewirbelten Staub brachen sich die Sonnenstrahlen, die vom Anfang der langen Treppe bis hier herunter reichten. Die Staubpartikel schärften und definierten jeden einzelnen Strahl. Jack ließ seine Finger über die Verbin-

dungsstelle zweier riesiger, aufeinander liegender Blöcke gleiten, die die gesamte Höhe von drei Metern einnahmen.

»Von diesen Blöcken wiegt jeder vielleicht zweihundert Tonnen«, sagte Jack. »Sie sind aus festem Andesit gehauen.«

Dorn ließ sein Taschenmesser aufschnappen. Die hauchdünne Schneide passte nirgendwo in die Fuge zwischen den beiden Blöcken. »Erstaunlich«, meinte er. »Und alles ohne Mörtel. Wie kann man etwas in so einem großen Stück – und dann noch so perfekt – behauen? Wenn eine meiner Firmen zu diesen Vorgaben arbeiten müsste, benötigten wir lasergesteuerte Gesteinssägen mit Diamantspitzen. Der reinste Albtraum.«

»Das Schwierigste wäre vor allem, diese Monster zu transportieren«, entgegnete Jack. »Der nächste Steinbruch ist meilenweit entfernt.«

Der Gang führte noch dreißig Meter weiter. Die hintere Wand war in der dunkleren Umgebung kaum zu sehen. »Könnte eine Sackgasse sein«, sagte Samantha. »Vielleicht auch eine Abzweigung.«

Jack blieb ihr dicht auf den Fersen, als sie weiterging. Die kokonähnliche Umgrenzung des Tunnels verschluckte das Schlürfen ihrer Stiefel. Auf halbem Weg den Gang entlang änderten die Steinmauern ihre Farbe – das Hellgrau der Andesitblöcke wurde dunkler. Jack stieß mit Samantha zusammen.

»Was ist das?«, fragte er mit über ihre Schulter gerecktem Kinn.

»Hieroglyphen. Sieh mal.« Sie zeigte auf die Mauer am anderen Ende. »Das sind ja Tausende.«

Ihm gegenüber war die ganze Mauer des Tunnels mit lasergenauen Glyphen gemustert – direkt in den Stein geritzt. Sie verliefen in geraden Reihen von rechts nach links und bedeckten die Wand vom Boden bis zur Decke. Obwohl das Licht von der Treppe her schwächer wurde, konnte Jack die Zeichen ohne Probleme erkennen. »Es sind die gleichen Glyphen wie auf dem Sonnentor«, stellte er fest. »Und sie sind komplett. Es ist

alles da – die Gleichungen sind vollständig.«

Ricardo besah sich die Glyphen von weiter hinten. »Sie sehen wie eine Art Formel aus.«

Samantha war begeistert. »Das allein wird meine Karriere besiegeln – den Rest dieser Glyphen gefunden zu haben.«

Jack grinste. »Das ist nur ein Tropfen auf den heißen Stein.«

Allen war die Erregung der neuen Entdeckung anzumerken. Dorn zog eins der Symbole mit seinem Finger nach. »Werden wir diese Symbole übersetzen können?«

»Vielleicht«, antwortete Jack. »Wir haben jetzt die kompletten Glyphen. Wir können sie durch ein Code-Knacker-Program jagen und das Beste hoffen.«

Samantha war zum Ende des Tunnels weitergegangen. »Es ist keine Sackgasse!« Sie blickte einen anderen Gang entlang, der nach rechts abzweigte. »Seht mal hier.«

Die Frau muss wohl immer die Erste sein, dachte Jack. Er eilte zu ihr hinüber.

»Eine L-förmige Ecke«, sagte sie. »Wie in Ägypten.«

»Die Gesellschaften im Vorderen Osten müssen denselben Ursprung haben wie diese hier«, erklärte Jack begeistert. »Auf beiden Seiten des Atlantiks haben die Kulturen mehr als nur die Architektur gemeinsam – beide Zivilisationen praktizierten die Kunst der Mumifizierung, um ihre Toten zu konservieren, weil sie entweder an ein Leben nach dem Tod oder an eine Art Reinkarnation glaubten.«

»Und beide haben Pyramiden errichtet«, fügte Ricardo hinzu. »Pyramiden, die dazu gedient haben könnten, organisches Material, zum Beispiel menschliche Überreste, zu konservieren und zu sterilisieren.«

»Was meinst du damit?«, fragte Dorn.

»Biologen haben entdeckt, dass sich mit Hilfe einer Pyramide organisches Material konservieren oder sterilisieren lässt. Das geht sogar mit kleinen Pyramiden aus Karton oder Plastik.«

Samantha blickte auf die Mauern der aufeinander stoßenden Gänge. Die kolossalen grauen Steine wurden von einem glatten gelblichen Lattenwerk verdeckt.

»Sieht wie Gips aus«, sagte sie.

Jack ließ sein Hand über die Mauer gleiten; sie fühlte sich glatt an, wie eine Mikrofaser. »So feinen Gips habe ich noch nie gesehen.«

»Jedenfalls nicht an einer so alten Ausgrabungsstätte«, meinte Samantha. »Davon müssen wir später eine Probe nehmen.« Sie ging der Gruppe voran den Tunnel hinunter. »Der Gang steigt wieder an«, sagte sie.

Das fand auch Jack, doch bei jedem Schritt hatte er das Gefühl, dass hier etwas nicht in Ordnung war. Etwas an dem Gang beunruhigte ihn. Ihm war schwindlig, er fühlte sich wie betrunken.

»Hier stimmt was nicht«, meinte Samantha.

Sie hat es auch bemerkt, dachte Jack. Er kniete nieder und hob den Kopf. »Mein Gleichgewichtssinn ist durcheinander. Aber warum?«

Er blickte den langen Gang hinauf, der um acht oder neun Grad noch oben zu gehen schien. Oder doch nicht? Er holte einen Kugelschreiber aus seiner Jackentasche und legte ihn auf den Boden.

»Was machst du da?«, fragte Samantha.

Der Kugelschreiber begann zu rollen – bergauf. Die anderen sahen verblüfft zu.

»Unmöglich«, sagte Dorn. »Das widerspricht der Anziehungskraft der Erde.«

Jack ließ den Kugelschreiber immer schneller rollen, bevor er ihn mit dem Fuß aufhielt. »Nein. Nur eine optische Täuschung«, widersprach er. »Der Gang steigt nicht an, er führt nach unten.«

»Nach unten?«

»Es ist eine Illusion. Vielleicht habt ihr das im Fernsehen

schon mal gesehen, eine geheimnisvolle Straße, auf der die Autofahrer den Motor abstellen und bergauf rollen.«

Samantha ging weiter. »Aber warum hat man den Gang so angelegt?«

»Ich habe keine Ahnung.«

Das Wissen, dass der Tunnel tatsächlich bergab ging, half Jacks Gleichgewichtssinn, solange er nicht zu weit nach vorn – oder nach oben? – blickte. Doch schon nach zwanzig Metern setzte ihm die gleiche Angst zu. Diesmal aber stärker.

»Es sind keine Hieroglyphen mehr zu sehen«, stellte Samantha fest.

Dieser neue Tunnel wirkte in fast jeder Hinsicht steril, fehl am Platz. Vielleicht, weil es keine Gravuren mehr gab. Die vier gingen langsamer.

Ricardo blickte sich um. »Irgendwas an diesem ganzen Gang macht mich wahnsinnig …«

»Vielleicht wegen der Luft«, vermutete Dorn.

Jack atmete tief ein. Die Luft schien weniger schal zu sein, und ein kalter, frischer Luftzug drang von außen herein.

»Es ist nicht die Luft«, sagte Samantha langsam. »Es sind die Mauern.«

Die Mauern.

»Sie sind lumineszierend«, stellte sie fest. »Sie leuchten.«

Dorn betrachtete die Mauern aus der Nähe. »Da bleibt mir doch die Spucke weg.«

»Wir können richtig sehen«, meinte Samantha. »Ohne Taschenlampen.«

Jack legte eine Wange an die Mauer. Sie warf ein ätherisches, lumineszierendes Licht auf sein Gesicht. »Du hast Recht. Nach dem Neunzig-Grad-Winkel müsste es hier stockdunkel sein.«

»Und Halterungen für Fackeln gibt es auch nirgends«, sagte Samantha. »Oder hast du irgendwelche Öl- oder Rauchablagerungen von Lampen gesehen?«

»Nichts«, bestätigte Jack.

Der Tunnel wurde enger, sodass die Gruppe hintereinander gehen müsste.

Samantha war mittlerweile weniger couragiert, ihr Gang vorsichtig, zögernd. Alles in diesem Tunnel scheint anders zu sein, dachte Jack. Hier hatte er nicht mehr das Gefühl von Altertum wie am Eingang.

»Das hier ist anders als die Fundorte, die ich bisher gesehen habe«, erklärte Ricardo mit sich überschlagender Stimme.

»Ich weiß«, sagte Jack. »Es sieht … modern aus.«

Samantha lief weiter und nahm Jack den Blick auf den Rest des unterirdischen Gangs. Er wollte Samantha gerade fragen, ob der Tunnel in einen Vorraum münde, als sie in einem plötzlich ausgestoßenen Nebel verschwand, der so laut zischte, dass er ihr Schreien übertönte.

Nebel

Dampf schoss aus beiden Seiten des schmalen Tunnels hervor. In Bruchteilen einer Sekunde war Samantha verschwunden. Jack fiel erschrocken nach hinten. Die Eruption dauerte einen kurzen Moment, während Dampfwolken ihm die Sicht nahmen.

Dann war das Zischen weg.

Jack, Ricardo und Dorn standen verblüfft langsam wieder auf und blickten schweigend nach vorn. Jack glaubte Samantha irgendwo jenseits der Nebelwand, die immer noch auf unheimliche Weise durch die Steineinfassung geschoben wurde, weinen zu hören. »Sam! Alles in Ordnung?«

Immer lauter drangen zuerst ihr Husten, dann ihr Schluchzen an Jacks Ohren, als diese sich von dem Zischen erholt hatten.

»Kannst du mich hören?«

»Ja.« Ihre Stimme zitterte. »Ich bin in Ordnung.«

»Was zum Teufel ist da passiert?«, rief Dorn.

»Ich weiß nicht. Ich bin immer noch in einem Stück«, sagte sie. »Hab bloß Angst.«

Jack konnte Samantha ein paar Meter vor sich auf dem Boden kauernd erkennen. Sie stützte sich mit einem Arm ab, ihre Kleidung war nass.

»Bei euch … auch alles okay?«, brachte sie heraus.

»Alles klar«, beruhigte sie Jack. »Was auch immer das war, es ist auf ein kurzes Stück begrenzt.«

»Der Dampf riecht süß«, stellte Ricardo fest.

Jack leckte seine Lippen. »Schmeckt aber alkalisch.« Vielleicht sollten wir überhaupt nichts schmecken, ging ihm durch den Kopf. Er kroch in Samanthas Richtung, die immer noch am Boden lag. Bei Überprüfen der Wände bemerkte er eine Reihe Löcher.

»Die Löcher sind auch an der Decke«, sagte Dorn von hinten.

Jacks Hand berührte die pockennarbige Oberfläche der Mauer. Nichts passierte.

»Ich denke, es funktioniert mit irgendeiner Abtastvorrichtung«, meinte er.

»Wie die automatischen Türen im Kaufhaus?«

»Ja. Vielleicht reagiert das Ding auch über einen Kontakt im Boden«, sagte er und stand auf.

Ricardo blickte ihn voller Furcht an. »Das ganze Zeug hier – ist *mierda*.«

»Aber *tolle* Scheiße«, ergänzte Jack. Zur Beschwichtigung legte er seine Hand auf Ricardos Schulter, dann wandte er sich wieder den Löchern zu. Mit geschlossenen Augen trat er vor und verlagerte sein Gewicht auf das vordere Bein.

Plötzlich stieß der Dampf in einer alles vernebelnden Eruption wieder aus den Löchern.

Samantha schrie bei dem Lärm auf und verstärkte dadurch

noch die Panik, die Jack überfiel. Er stolperte zur anderen Seite hindurch – mit einem Gefühl, als wäre er gerade durch eine kalte Sauna gewandert.

»Mach doch so was nicht!«, rief Samantha.

Jack keuchte. Er wischte sich ein paar nasse Strähnen aus dem Gesicht.

»Da kommt doch wenigstens das olle Adrenalin wieder in Schwung, was?«

»Hauptsache, du hast gewusst, dass es wieder losgeht.«

Jack schnüffelte an seiner Kleidung; sie roch nach Desinfektionsmittel. Schließlich blickte er den Gang zurück, wo Ricardo und Dorn durch den sich verziehenden Nebel spähten. Das Klingeln in seinen Ohren ließ nach.

»Es funktioniert über einen Druckkontakt im Boden«, rief Jack.

»Ist es sicher?«, fragte Ricardo.

»Wir sind immer noch hier.«

Zwischen Dorn und Ricardo entfachte eine Diskussion über die Schutzfunktion der Vorrichtung, bis Dorn entschied, dass auch er durchging. Bei jedem Nebelausstoß stellte Jack fest, dass die Sprayvorrichtung leiser wurde – als ob die jahrelange Inaktivität einiges nachzuholen hätte. Die drei warteten auf Ricardo, der sich auf Spanisch Mut zusprach, bevor er sich dem Nebel aussetzte.

Mit geschlossenen Augen, nass und offensichtlich unglücklich tauchte er auf.

»Was ist das für ein Ding?«, fragte Dorn mit Blick auf die Vielzahl an Löchern.

»Der Nebel riecht wie Desinfektionsmittel«, sagte Samantha.

»Ich habe mir das Gleiche gedacht«, bestätigte Jack. »Dann könnte es eine Art Dekontaminationsvorrichtung sein.«

»Wie in einem Seuchenzentrum«, meinte Ricardo.

Samantha war verwirrt. »Aber eine Dekontaminationsvorrichtung für wen?«

»Oder für was?«, ergänzte Dorn.

Jack schüttelte sich. »Und sollte es irgendwelche Erreger draußen … oder drin lassen?«

Die Frage hing in der Luft wie die Schlinge des Henkers.

Samantha spähte den Gang hinunter und wurde nervös. Offensichtlich teilte er sich vor ihnen, aber Jack konnte nicht an ihr vorbeisehen.

»Also?«, fragte er und drängte sie vorwärts.

»Warum gehst du nicht zuerst?«, fragte sie zurück.

Die Wände leuchteten so hell, als würden in dem Gang tausende unsichtbarer Kerzen brennen. Vorsichtig und langsam schritt Jack voraus. Während er seine Spucke hinunterschluckte – sein Hals war trocken wie Kalk –, fühlte er sich wie ein Kind in einem Gespensterhaus, das nicht sehen wollte, was sich um die nächste Ecke herum befand, doch wie unter Zwang weitergezogen wurde.

Der Gang teilte sich in zwei kleinere. »Mist«, sagte Jack.

Zwei riesige Granitbrocken waren aus der Mauer in den engen Tunnel gestürzt. Einer war auseinander gebrochen und versperrte die rechte Seite des Gangs. Der andere lag in der Mitte, war aber noch ganz und lehnte an der Mauer. Kopfgroße Felsbrocken füllten die Lücken, zusammengehalten durch ein Knäuel aus alten Wurzeln und Erde.

»Wurzeln?« Ricardo zog, bis das spröde Holz in seiner Hand zerbrach.

Samantha fing an den Schutt beiseite zu räumen. »Eigentlich müssten wir da durchkommen«, meinte sie. Die anderen halfen ihr.

»Ich habe auf dem ganzen Altiplano nur ein paar Bäume gesehen«, sagte Dorn.

»Ein weiterer Hinweis auf das Alter dieser Stätte«, erklärte Jack. »Heute gibt es nur noch wenige Bäume, aber in Anbetracht der Dicke dieser Wurzeln und der Feuchtigkeit, die wir

beim Eintreten spürten, war hier das Klima vor fünfzehntausend Jahren vollkommen anders.«

»Könnte das auf die nachfolgende Eiszeit zurückzuführen sein?«, fragte Samantha.

»Nein. Ich glaube, der Klimawechsel fand plötzlich statt. Aus dem gleichen Anlass wie die in so vielen Überschwemmungsmythen erwähnten globalen Katastrophen.«

»Das Klima hat sich auf Grund der Überschwemmungen verändert?«, fragte Dorn.

»Eine Flut war daran beteiligt. Aber der zu Grunde liegende Mechanismus ist als Erdkrustenverschiebung bekannt. Sie hat möglicherweise den ganzen Schaden hier angerichtet.«

»Erdkrustenverschiebung?«

Jack zog noch mehr Geröll aus dem Haufen. »Charles Hapgood hat diese Theorie, der sich später Einstein angeschlossen hat, zuerst formuliert. Er glaubte, dass etwa alle vierzigtausend Jahre eine massive Verschiebung der äußeren Erdkruste erfolgt, die sich von dem langsamen Vorgang der Plattentektonik unterscheidet, bei der sich Teile der Erdkruste eher unabhängig voneinander als gemeinsam bewegen. Hapgood sagte, die gesamte äußere Kruste, die wie eine dünne Orangenschale über einem geschmolzenen Kern sitzt, könne sich schnell und als Ganzes bewegen«, erklärte Jack.

»Das war aber ein schönes Chaos«, murmelte Dorn.

»Durch die Verschiebung könnte die Antarktis am Äquator und die USA in der Nähe des Pols landen. Einstein und Hapgood waren sich nicht einig, was die Sache auslösen könnte – vielleicht die allmähliche Zunahme von Milliarden Tonnen von Eis an den Polen. Aber die Theorie erklärt die historischen Erzählungen für die umfassende Vernichtung von Menschen und die seltsamen Fossilfunde des letzten Jahrhunderts.«

»Welche Funde?«, fragte Dorn.

»Paläontologen fanden an der Nordspitze von Vancouver Island Fossilien von dreißig Meter hohen Palmen, die eigent-

lich in diesem Klima nicht wachsen. Am nördlichen Polarkreis, nur ein paar hundert Meilen vom Nordpol entfernt, entdeckten Forscher riesige eingefrorene Obstbäume, an deren Zweigen immer noch Früchte und grüne Blätter hingen. Die einzige Möglichkeit, einen Baum aus einer warmen Klimazone mitsamt Früchten einzufrieren, besteht darin, es plötzlich zu tun. Diese Bäume wurden über Nacht aus einem warmen in ein arktisches Klima verfrachtet. Wir haben in Sibirien auch die konservierten Überreste von Mammuts gefunden, eingefroren mit noch unverdauten Pflanzen aus einer warmen Klimazone im Magen.«

»Gütiger Gott!«, stieß Dorn hervor.

»Jedes Jahr wird diese Theorie durch neue Funde bestätigt«, fuhr Jack fort. »Erst kürzlich habe ich gehört, dass bei Ölbohrungen in der Polarregion gefrorene Korallen gefunden wurden.«

Samantha hörte auf, Schutt beiseite zu räumen. »Korallen gibt es doch nur in extrem warmem Wasser.«

»Genau.«

Schweigend setzten sie die Arbeit fort, jeder seinen eigenen Überlegungen über solch eine erdgeschichtliche Katastrophe hingegeben, bis Samantha schließlich unter die Felsbrocken kriechen konnte. Nachdem sie noch ein bisschen weiter geschürft hatte, kam sie aus dem engen Loch wieder hervor.

»Ich glaube, wir können uns durchquetschen.«

»Fantastisch«, freute sich Dorn.

Das Verhalten dieses Mannes hat sich geändert, dachte Jack. Seit der spektakulären Geschichte in der Savanne von Mali war Dorn konzentrierter, berechnender geworden. Er kooperierte mit Jack und fügte sich ihm. Doch Jack merkte, dass sich hinter der Unterwürfigkeit etwas anderes verbarg – etwas wie Gier.

Die vier bildeten eine improvisierte Kette, um Geröllbrocken durchzureichen. Seitlich der Einsturzstelle wurde die Öffnung immer größer. Samantha rutschte am Felsbrocken vorbei; ihr

kleiner Körper passte leicht zwischen dem verbliebenen Geröll hindurch.

»Ich kann auf die andere Seite sehen!«, sagte sie.

Sie durchbrach ein Netz aus spröden Baumwurzeln, die von der Steindecke herabhingen. Sie knickten ab, sobald sie sie berührte, und ließen für die anderen etwas Licht durch. Samantha schlängelte sich durch das Loch, während Jack wartete. Vage konnte er noch erkennen, wie sie auf der anderen Seite aufstand.

»Was ist da hinten?« Jacks Herz hämmerte in seiner Brust. »Geht der Gang weiter?«

Sie antwortete nicht.

Jack sah, wie sie den Kopf drehte. Er dachte schon, er müsse nach ihren Beinen greifen und sie zurückziehen. »Was ist da? Was siehst du?«

»Jack«, sagte sie, »das ist einfach unglaublich.«

Der Raum

Sie war von der Größe des Raums überwältigt.

Ricardo mühte sich ab, vom Boden hochzukommen, und klopfte sich den Staub ab, der direkt über dem Gürtel rings um seine Hüfte hing. Er schaute über die drei anderen drüber.

»O mein Gott!«

Sie standen in einem Säulengang aus gewaltigen Steinen, der sich zu einem riesigen Raum hin öffnete. Das Licht wirkte hier diffuser, vielleicht wegen des Abstands zwischen den Wänden. Sie schimmerte jedoch hell genug, um ihnen eine Vorstellung von den Abmessungen des Komplexes zu geben. Turmhohe Steinwände schwangen sich zu einer majestätischen Decke empor, die fast zweimal so hoch ragte wie im Tunnel davor.

Sechzehn Säulen, die in vier Reihen angeordnet waren, trugen das Gewicht der Steindecke in der großen Halle.

»Ich denke, wir haben das Wohnzimmer gefunden«, erklärte Samantha schließlich.

Jack folgte ihr, als sie den festsaalgroßen Raum betrat. Ricardo zog eine Taschenlampe heraus. »Du hattest sie die ganze Zeit dabei?«, fragte Jack überrascht.

Ricardo zuckte mit der Schulter. »Ich habe sie erst bemerkt, als sie mir eben fast ein Loch in die Brust gebohrt hat.«

»Es scheint die gleiche Architektur wie bei den Tempeln in Gizeh zu sein«, sagte Samantha. Sie strich mit der Hand an einer der gewaltigen Säulen entlang.

»Oder wie beim Osireion«, meinte Jack und bezog sich auf die unterirdische Anlage, die er vor fünf Jahren in Ägypten besichtigt hatte. Er ging auf einige Stühle und Tische aus Stein zu. »Es scheinen tatsächlich Wohnräume gewesen zu sein.«

»Aber es gibt keine Dekorationen«, sagte Samantha. »Das Ganze sieht aus, als wäre es ausschließlich unter Zweckmäßigkeitsaspekten gebaut worden. Hier sind nirgendwo Goldverzierungen, keinerlei Ausschmückung, nichts, das nahelegen würde, dass dieser Raum von hohen Beamten, Priestern oder Mitgliedern des Königshauses benutzt wurde.«

Dorn nickte. »Ziemlich ungemütlich.«

Und das war, wie Jack wusste, ein wichtiger Hinweis auf den Erbauer dieser Anlage. Jack stimmte Samanthas Schlussfolgerung, dass dieser Raum keinem religiösen Zweck gedient hatte, zu. Tatsächlich konnte er nichts entdecken, was irgendwie kunstvoll ausgearbeitet war. Der Komplex schien der einfachen Maxime zu folgen: Funktion geht über Form.

Die Wissenschaftler schwärmten aus, jeder in eine andere Richtung.

Die leisen Geräusche von Jacks Schritten hallten nach, als er an uninterpretierbaren Skulpturen aus verschiedenartigen gebrochenen Steinen vorbeiging. Er wurde sich nicht darüber

klar, was diese Formen bedeuten sollten. Zumindest darin hat sich die Kunst nicht geändert, schloss er.

Jack blieb an einem langen Steintisch stehen. Unordentlich verstreut lagen sechs steinerne Stühle herum. Einige waren zerbrochen. Ein anderer Steingegenstand in der Nähe schien intakt zu sein. Der Behälter, der aus einem Granitblock geschlagen worden war, wurde wohl zur Lagerung von Lebensmitteln verwendet. In Jacks Kopf drehte sich alles. Was war hier passiert? Welchem Zweck hatten all diese Gegenstände gedient?

Samantha bemerkte einige im Raum verteilte Schutthaufen. Die bizarren Haufen sahen aus, als bestünden sie aus schaumig geschlagenem Malz. Ein paar Metallfäden waren mit dem käsigen Zeug verflochten.

»Was, glaubst du, ist das?«, fragte sie.

Die trockene, klumpige Masse zerbröckelte zwischen Ricardos Fingern. »Früher einmal Holzmöbel«, sagte er. »Jetzt von Termiten verdaut.«

»Erzähl mir nicht, dass du auch einen Abschluss in Entomologie hast«, stöhnte Dorn.

Ricardo zuckte mit den Schultern. »Nur ein lästiges Problem mit meiner Veranda.«

Die vier Forscher durchstöberten den Raum wie unter Heißhunger Leidende einen Süßwarenladen, wenn ihr Blutzuckerspiegel fällt. Ab und an rief einer, der ein interessantes Artefakt entdeckt hatte, die anderen hinzu. Dann konzentrierten sich alle auf den Gegenstand und versuchten seinen Zweck zu erraten. Die Szene erinnert an eine dieser dummen Spielshows, dachte Samantha, aus den späten Siebzigern, in der Berühmtheiten Geschichten über alte Werkzeuge erfanden und die Teilnehmer erraten mussten, wer die Wahrheit gesagt hatte.

»Aber warum unterirdisch?«, fragte Samantha. »Das Ganze sieht aus, als wäre es absichtlich so angelegt worden.«

Jack dachte nach. »Es könnte mit der Sprühanlage zu tun

haben.«

»Oder vielleicht … wollten sie diesen Ort geheim halten«, sagte Samantha.

Jack ging zu einem Metallstuhl hinter einer der tragenden Säulen.

»Was ist das?«, fragte Dorn.

»Ein Stuhl.«

»Das seh ich selbst.«

Ricardo bückte sich und wischte den Staub von einem der Beine, der sich wie ein Mantel darumgelegt hatte. »Es sieht wie Aluminium aus.«

Jack hielt ihn mit einer Hand hoch. »Ich kann das kaum glauben! Aber es muss so ein.«

»Was ist an einem verdammten Aluminiumstuhl so verwunderlich?«, fragte Dorn.

»Aluminium lässt sich nur mit Elektrolyse aus Bauxiterz gewinnen. Und man benötigt Temperaturen über tausend Grad«, erklärte Jack. »Eigentlich stand den vorgeschichtlichen Menschen keine Technologie zur Verfügung, die dazu ausreichend gewesen wäre. Fortschrittliche Metallurgie erfordert raffinierte Methoden und eine starke Energiequelle. Irgendeine Art außerirdischer Technologie *muss* hier benutzt worden sein.«

Nach einer kurzen Diskussion entschieden sie, sich wieder zu trennen. Sie wollten die an die Halle angrenzenden Räume untersuchen. Niemand sollte aus Gründen der Vorsicht weitergehende Räume betreten. »Da unten könnte ein gottverdammter Irrgarten sein«, warnte Dorn. Alle stimmten zu.

Der Raum hinter der Halle war uninteressant, führte aber zu einem Durchgang auf der gegenüberliegenden Seite. Nach fünf Metern hielt Jack inne. Drei gewaltige Deckensteine waren heruntergebrochen und versperrten den anschließenden Gang. Jeder der heruntergestürzten Megalithe dürfte etwa sechzig

Tonnen wiegen, schätzte Jack, und im Gegensatz zu dem Schutt, den sie vorhin hatten umgehen können, gab es diesmal keinen Weg außen herum. Jack suchte gerade nach einer Lücke, als er von Samantha gerufen wurde.

Er eilte zurück in die große Halle, wo er Samanthas Stimme erneut hörte.

»Jack!«

Er wäre fast an dem Bogengang vorbeigelaufen, der eine weitere kleine Kammer mit der großen Halle verband. Samantha kniete in dem Dämmerlicht. Vor ihr ragten mehrere rechteckige Steinblöcke auf, die erhöht auf Plattformen aus Andesit errichtet waren.

Jack blieb stehen.

Samantha hatte eine staubüberzogene Metallabdeckung von einem der Blöcke genommen. Sie schien aus Aluminium zu bestehen, denn Samantha hatte sie mühelos neben den Block gelehnt. Die gebogene Oberfläche – größer als ein Ganzkörperspiegel – verzerrte Jacks reflektiertes Bild, als er näher trat. Hinter ihm kamen der außer Atem geratene Ricardo und Dorn. Jack zählte vier massive, erhöhte Blöcke. Samantha stand auf der verbreiterten Basis eines von ihnen.

Auf was starrte sie?

Jack kam näher. Der Steinblock sah jetzt mehr wie ein Behälter aus, der wie ein ägyptischer Sarkophag auf einem erhöhten Sockel lag – er war nur größer. Sein Herz pumpte Blut wie ein Blasebalg. Die Haare in seinem Nacken richteten sich auf, und er musste blinzeln.

In dem Block lag etwas.

Jack stieg auf den Sockel. Er konzentrierte sich auf das, was sich darin befand, die kunstvollen Gravuren ignorierend, die den Behälter seitlich schmückten.

Das kann doch nicht sein …

Jack hielt sich am Rand des Steinblocks fest; plötzlich hatte er das Gefühl, als würde er ohnmächtig werden.

Aus dem Behälter starrte ihn ein graues Gesicht aus hohlen, eingesunkenen Augen an.

Sarkophag

Jack wurde schwarz vor Augen. Für einen Moment floss das Blut aus seinem Gehirn – oder strömte hinein, er war sich nicht sicher. Dadurch hatte er das Gefühl, dass sein Kopf nicht mehr mit seinem Körper verbunden und in Gefahr war, davonzutreiben.

»Es ist dieselbe Spezies wie unser Fossil«, stotterte Samantha.

»Aber … mumifiziert«, brachte Jack heraus.

Die Gestalt vor ihnen – mit ihren engelsgleichen Augen, die seit langem geschlossen waren, ihren vier Fingern, ihrer grauen, eingefallenen und runzlig gewordenen Haut, die sich eng um das unversehrte Skelett spannte – war ein Leichnam, ein tatsächlicher Körper. Die Vorstellung flutete wie Kältewellen durch Jack. Schon das Fossil aus Mali war ein unglaublicher Anblick gewesen. Aber dies hier ließ alles zur Wirklichkeit werden.

Die Gestalt vor ihnen war kein Haufen versteinerter Knochen – einer, der auf Seiten der Anthropologen und Künstler Anlass zu wilden Spekulationen über das Aussehen der Spezies geben würde. Dieser Körper, der mit gekreuzten Armen in seinem Sarkophag lag, ließ keinen Raum für Irrtümer, für Hypothesen über die Struktur der Haut, über die Haare oder den Körperbau. Eine lange, ausgebleichte Robe bedeckte den größten Teil des Körpers; ihre Säume waren fein mit Goldfäden bestickt.

Es waren keine Mumienbänder verwendet worden, genauso wenig wie gesättigte Lösungen. Doch irgendetwas hatte den

prächtigen Körper fast perfekt erhalten. Jacks zitternde Hand fuhr über das große Gesicht. Obwohl die Haut völlig ausgetrocknet war und fest an den Schädelknochen haftete, war die Mumifizierung von einer Qualität, die über diejenige ägyptischer Standards weit hinausreichte. Das Gesicht hatte nichts Furcht Erregendes, es sah friedvoll aus. Jack wagte es, dass lange silberweiße Haar zu berührten, das sich noch an dem großen Kopf befand.

Samanthas glitzernde Augen trafen die von Jack.

»Sie hatten Haare«, sagte sie gerührt. Eine kleine Träne lief über Jacks Wange. Sie floss um seinen kräftigen Kiefer herum und blieb einen Augenblick an seinem Kinn hängen, ehe sie auf der vierfingrigen Hand landete. Sein Bild von kahlköpfigen Außerirdischen verschwand. Das waren keine haarlosen Kreaturen, näher verwandt mit den Insekten als den Menschen. Das hier war etwas ausgesprochen Menschliches. Etwas mit Bart. Etwas, das einen Haarschnitt brauchte und sich kämmen musste. Etwas Menschenähnlicheres als der Neandertaler.

Die Gestalt vor ihnen schien unerklärlicherweise zur Familie zu gehören. Die vier Finger, die großen Augen und der übergroße Kopf wirkten ungewöhnlich, aber wenn man davon und von seiner Körpergröße, die bei über ein Meter neunzig liegen musste, absah, hätte man ihn für einen groß gewachsenen Mann halten können.

Wie bei einem Schausarg bei einer Beerdigung konnte man mit dem Toten in dem geöffneten Sarkophag Kontakt aufnehmen. Der Anblick erzeugte in Jack eine unbegreifliche Verbundenheit, das instinktive, schockierende Empfinden, dass er einem entfernten Verwandten die letzte Ehre erwies. Er verspürte Mitgefühl für den Toten. Ein gänzlich anderes Gefühl als bei der Beobachtung eines Schimpansen, bei dem man merkt, dass er Hände, Füße, Ohren und eine Brust hat und sich manchmal wie ein Mensch verhält. Eine vollkommen andere Erfahrung als diejenige, wenn er die künstlerische Darstellung

eines rasierten, geduschten und mit einem Dreiteiler bekleideten Neandertalers betrachtete – diejenige, die Anthropologen so bekannt machten, solange sie noch darüber diskutierten, wie nahe verwandt die beiden Spezies eigentlich miteinander seien. Das heißt, bis die neuesten genetischen Untersuchungen jede Familienverwandtschaft ausschloss.

Der Anblick des vollständigen Körpers mit Barthaaren und langen, fließenden Locken machte die Existenz außerirdischen Lebens zu einer persönlichen Erfahrung; viel persönlicher als die Beweise, die sie in Mali gefunden hatten.

»Könnten das deine Leuchtenden sein?«, fragte Samantha schließlich.

Jack versuchte zu antworten, aber sein Kehlkopf hatte sich zu einem festen, trockenen Knoten zusammengeballt.

Dorn blickte verwirrt drein. »Dieselben Leute, von denen die Dogon sprachen?«

»Nicht nur die Dogon.« Jacks Stimme fing sich, zitterte aber. Jahre voller Kampf und Schmerz schienen von einem dunklen, lastenden Ort in seiner Seele den Weg nach draußen zu finden.

Ricardo legte seine Hand auf Jacks Rücken. »Das ist dein Beweis, mein Freund. Genieß es.«

Ehrfürchtig schwiegen sie.

»Ich kann verstehen, warum man sie die Leuchtenden genannt hat«, sagte Samantha schließlich. »Die historischen Beschreibungen sind nahezu perfekt.« Sie schüttelte den Kopf. »Dein verlorenes Volk ist nicht mehr verloren.«

»Ja«, dachte Dorn laut. »Ihre Arbeit – über die vergessenen Wohltäter der Menschheit …«

Jack berührte den kräftigen Arm des Leichnams. »Ich kann es fast nicht glauben. Aber hier sind sie und starren mich an.«

»Und andere kannten die Leuchtenden auch?«, fragte Dorn.

»Sie sind in der Geschichte von dutzenden von Kulturen belegt«, antwortete Jack. »Unzählige mündliche und schriftliche Überlieferungen dokumentieren die geheimnisvolle An-

kunft einer kleinen Gruppe von Wesen. Diese Fremden besaßen offensichtlich große Weisheit. Körperlich unterschieden sie sich von den Einheimischen. Sie waren beträchtlich größer. Sie hatten leuchtende Gesichter mit großen, funkelnden Augen.« Jack machte eine kurze Pause und blickte auf das starke, mit Haaren bedeckte Gesicht. »Und Bärte …«

Samanthas und Jacks Blicke kreuzten sich.

Jack bemerkte die Röte in ihrem Gesicht. »Von ihnen wird in hebräischen Texten gesprochen, zum Beispiel im Buch *Enoch*. Dort steht: ›Ihre Gesichter leuchteten wie die Sonne, und ihre Augen brannten wie Lampen.‹ Sogar Daniel und einige andere alttestamentarische Propheten erwähne dieselben Wesen.

Aber ihre Erscheinung war nicht auf den Vorderen Osten beschränkt – oder auf Afrika. Im tibetischen Buch von Dyzan ist von belichtenden Söhnen‹ die Rede, die ›die Schöpfer der Gestalt aus dem Ungestaltetem waren. Ein paar tausend Meilen entfernt werden dieselben leuchtenden Wesen in verschiedenen sumerischen Texten wie dem *Kharsag-Epos* erwähnt.«

Dorn erinnerte sich an das Epos aus Jacks Arbeit. »Die elf Tontafeln?«

»Genau. Das *Kharsag-Epos* erzählt von einer Gruppe von Weisen, von leuchtenden Wesen, ›die den Einwohnern die Eckpfeiler der Zivilisation lehrten‹. Schrift, Metallverarbeitung, Ackerbau und Baukunst. Dort heißt es weiter, dass vor der Ankunft der Leuchtenden ›die Menschen nicht wussten, wie man Kleider anfertigt oder Häuser baut. Die Menschen krochen auf allen vieren in ihre Behausungen; sie aßen Gras mit dem Mund wie Schafe; sie tranken Wasser aus den Flüssen‹. Es gibt sogar Berichte, dass die Leuchtenden mit einem ›Feuerschiff‹ vom Himmel gekommen seien.«

Samantha starrte auf die Mumie. »Du hast Recht. All diese Jahre …«, flüsterte sie.

Jack hörte es, aber blickte Dorn an, der fragte: »Haben diese Wesen wirklich die frühen Menschen beeinflusst?«

»Ja«, antwortete Jack. »In fast jeder Beziehung. Ganz gleich, ob die Mayas, die Sumerer oder die Ägypter über diese Leute sprechen, die Leuchtenden haben die Einheimischen unterrichtet. Beschützt. Sie haben einer Rasse Gesetz und Ordnung gebracht, die beides nicht kannte. Das müsst ihr euch mal vorstellen. Endlich ergibt alles einen Sinn. Diese bärtigen Männer – ob sie nun hier als Viracocha, als Quetzalcoatl in Mexiko oder als Kukulcan oder Elohim in anderen Teilen der Welt bekannt waren – werden immer als große, blassgesichtige Wesen mit Bärten beschrieben. Die Einheimischen behaupteten, sie hätten magische Kräfte. Die Macht, Felsen schweben zu lassen. Macht, um Magie zu schaffen. Macht, um zu heilen.« Jack atmete schneller. »Eine Macht, die völlig durch die außerordentliche Technologie, deren Zeuge wir geworden sind, erklärt werden kann. Denkt an das Hologramm. Ihr habt gesehen, wie wir – und die Zulus – reagiert haben. Wir sind ein Produkt des zwanzigsten Jahrhunderts. Stellt euch vor, wie diese Technologie auf die frühzeitlichen Menschen gewirkt haben muss.«

»Arthur C. Clarkes drittes Gesetz«, sagte Ricardo. »Jede hinreichend fortgeschrittene Technologie ist ununterscheidbar von Magie.«

»Sie müssen wie Götter gewesen sein«, warf Samantha ein.

»Die Leuchtenden wurden ja auch verehrt«, erklärte Jack. »Viele sahen sie in einer Zeit lange vor dem Juden- oder Christentum als allmächtige Wesen an. Einige Gelehrte glauben, dass etliche unserer Engellegenden hier ihren Ursprung haben.«

»Warum haben sie nicht die Macht auf der ganzen Erde übernommen?«, fragte Dorn. »Ihre Technologie hätte es selbst einer kleinen Gruppe von Leuten ermöglicht, die Welt zu beherrschen – und die primitiven Völker auszulöschen.«

»Das entsprach nicht ihrer Art«, antwortete Jack. »Sie waren Heiler, die gegen Gewalt und Krieg predigten. Wenn das Wort

›Krieg‹ fiel, hielten sich die Leuchtenden die Ohren zu und weigerten sich, zuzuhören. Das haben jedenfalls die Ureinwohner Mexikos überliefert. Sie haben sich sogar gegen Menschenopfer gewandt.«

»Aber wie sind sie gestorben? Wohin sind sie gegangen?«, fragte Samantha.

Jack begann die drei anderen Metallabdeckungen abzunehmen. In jedem lag eine ebenso edle Gestalt in der gleichen Stellung. Der letzte Körper war allerdings kleiner als die übrigen. »In den meisten Legenden ziehen sie über das Meer fort. In einigen verschwinden sie einfach. Und es gibt welche, in denen sie sich wieder im Himmel auflösen«, sagte Jack. Er berührte die glatte graue Haut der letzten Mumie. »Vielleicht können wir mit einigen Tests herausfinden, was genau ihnen zugestoßen ist.«

»Wird in den Legenden die Anzahl der Leuchtenden genannt?«, wollte Dorn wissen.

»Die Angaben schwanken, aber in den meisten ist die Rede von einer extrem kleinen Gruppe, drei oder vier Personen. Doch ganz gleich, wie viele erschienen, in allen Legenden sind sie fast sofort wieder verschwunden – nachdem sie alle möglichen großartigen Dinge eingeführt hatten.«

Dorn war sprachlos.

»Es dürfte nicht allzu schwierig sein herauszufinden, woran sie gestorben sind«, sagte Ricardo. »Nach dem Aussehen zu urteilen, ist der Mumifizierungsprozess selbst im Vergleich zu gut erhaltenen ägyptischen Exemplaren erheblich verbessert. Mit den geeigneten Geräten und genügend Zeit sollte ich in der Lage sein, alles herauszufinden, was wir wissen wollen. Das ist einer der Vorteile der Mumifizierung. Wir können perfekte DNA gewinnen – selbst nach tausenden von Jahren.«

»Mumifizierung ist ein weiteres Gebiet, das die alten Kulturen miteinander verbindet«, bemerkte Jack. »Auf beiden Seiten des Atlantiks hatten die Zivilisationen praktisch die gleichen

Bräuche. Die Erhaltung der sterblichen Hülle galt in den meisten Kulturen als der einzige Weg für ein Leben nach dem Tod.«

»Vielleicht hatten sie nicht so Unrecht«, sagte Samantha.

»Was meinst du damit?«, fragte Dorn.

»Nun, wenn wir eine vollständige DNA von der Mumie bekommen können, dann haben wir den genetischen Bauplan für diese Person. Was, wenn diese Besucher das wussten? Und was, wenn sie die Technologie der Wiederbelebung besaßen? Oder wussten, dass es möglich ist?« Sie machte eine Pause. »Ich kann mir nicht helfen, aber ich glaube, der Ursprung dieses Brauchs ist wissenschaftlich, nicht religiös. Zum Beispiel weil sie gewusst haben, dass dadurch die DNA erhalten bleibt.«

Jack erkannte, dass sie Recht haben könnte.

»Nun komm schon, Samantha, du glaubst doch nicht wirklich, dass sie ihre Toten in der Hoffnung mumifiziert haben, sie später wieder zum Leben zu erwecken?«, meinte Dorn.

»Hast du *Jurassic Park* gelesen?«

»Ich habe den Film gesehen.«

»Nun, dort haben sie es mit Dinosauriern gemacht.«

»Das ist doch bloß ein Film«, entgegnete Dorn.

»Samantha hat auf jeden Fall einen wichtigen Punkt angeschnitten«, sagte Jack. »Schauen Sie sich die ganzen neuen Arbeiten zum Thema Klone an. Wir haben fast das gesamte Genom kartiert und bereits menschliche Gene in Zellen von Tieren übertragen. Die Schriftzeichen stehen an der Wand. DNA ist der Baustein des Lebens. Warum nicht auch der seines Wiederaufbaus?«

»Was mich auf eine andere Sache bringt«, sagte Samantha. »Nur ein Lebender kann einen Toten mumifizieren. Hier sind nirgendwo Spuren von einem Skelett …«

»Du glaubst doch nicht, dass eine dieser Kreaturen noch lebt?«, fragte Dorn.

Wieder senkte sich Schweigen über den Raum.

»Das sagt nur, dass zu der Zeit, als die vier mumifiziert wurden, noch jemand gelebt hat«, folgerte Jack schließlich.

Ricardo wischte sich über die Augenbraue. »Nach den letzten Tagen, Freunde, bin ich nicht sicher, ob wir irgendetwas ausschließen sollten.«

Jack ging zwischen den Särgen umher und fragte sich, was wohl jenseits des blockierten Durchgangs, vor dem er vorhin stand, liegen mochte. Die Gruppe beschloss, einen detaillierten Plan für die Untersuchung der ganzen Anlage zu entwerfen. Samantha half Ricardo dabei, die Aluminiumabdeckungen wieder auf die Sarkophage zu legen, während Jack und Dorn sich Notizen machten.

»Die Vorstellung, die Toten zurückzuholen …« Dorn schüttelte den Kopf. »Halten Sie das wirklich für möglich?«

»Lassen Sie es mich so sagen: Nach allem, was ich in letzter Zeit im Bereich Genetik gesehen habe, denke ich daran, mein Testament zu ändern.«

»Was, wollen Sie sich auch mumifizieren lassen?«

»Jedenfalls nicht einäschern.«

Oberfläche

Jack ließ Ricardo ein paar sorgfältig gewählte Gewebeproben von der letzten einbalsamierten Leiche nehmen, bevor sie den Komplex verließen. Er hoffte, sie könnten, sobald der Rest ihrer Analysegeräte von Dorns Männern hergebracht war, ein Geheimnis beantworten: Wie waren diese Kreaturen gestorben? Durch das Nebelgerät wieder hinauszugelangen war einfacher als hineinzugehn, vor allem weil sie jetzt wussten, was sie erwartete. Noch einmal wurden sie von den Düsen

besprüht, doch der Nebel wirkte klebriger, als bestünde er aus einer anderen Substanz. Zumindest dachte Ricardo das. Das Gerät könne offenbar die Richtung feststellen, sagte Jack zu Samantha.

»Wenn durch das Gerät beim Eintritt irgendeine Art von Dekontamination erfolgt und beim Hinausgehen etwas Ähnliches mit einer anderen Substanz, waren die Außerirdischen nicht nur darum besorgt, Erreger mit hineinzubringen«, stellte Jack fest. »Sie hatten auch verzweifelte Angst, rauszugehen.«

Im Gang nahe der Öffnung zur Anlage beleuchtete ein weißer Schein die Hieroglyphen. Die Gruppe machte sich Notizen, während Jack sie über den blockierten Gang informierte, der von der großen Halle abging. Dorn schlug vor zu warten, bis seine Männer mit dem Rest der Ausrüstung einträfen, um anschließend das Hindernis zu durchbrechen.

Da Jack die riesigen Steinblöcke gesehen hatte, wusste er, dass sie keine andere Wahl hatten.

Das grelle Licht der Anden tat Jacks Augen weh. Das schwache Leuchten in den unterirdischen Kammern wirkte im Vergleich so friedvoll. Die Sonne hatte seit einigen Stunden ihren Höhepunkt überschritten, und das Hochland begann sich dem unvermeidlichen Nachtfrost zu beugen. Bongane saß mit Baines, der bereits seine Jacke angezogen hatte, am Rand der Grube.

Sechs Stunden waren sie dort unten gewesen. Die Zeit war ihnen wie sechs Minuten vorgekommen.

»Ich hoffe, es hat sich gelohnt«, begrüßte sie Baines, als er Dorn aus der Grube half. »Das ganze dämliche Lager hier ist unheimlich. Noch nicht mal austreten konnte ich.«

Dorn zog ihn sofort beiseite und berichtete, was sie gefunden hatten. Jack konnte sich die Unterhaltung gut vorstellen. Baines' Augen wurde immer größer – und bestätigten Jacks Vermutungen.

Bongane half Jack, das Artefakt zurück in die Kiste zu legen. Baines erzählte den Wissenschaftlern und Dorn, dass die Expedition höchst zweckdienliche – wenn auch nicht gänzlich legale – Kanäle durchlaufen und somit die Erlaubnis für die Arbeit vor Ort erhalten habe.

»Jetzt nehmen die Dinge langsam Form an«, sagte Dorn. »Ich glaube, nun kann ich mich endlich entspannen.«

»Apropos – wir haben seit gestern Abend nichts mehr gegessen«, meinte Samantha.

Erst jetzt bemerkte Jack das Knurren in seinem Magen. Nachdem sie am Morgen den Zugang gefunden hatten, hatten sie keine Pause eingelegt, nicht einmal zum Mittagessen.

Bongane lächelte. »Ihr habt Hunger?«

»Ich würde jetzt alles essen.«

»Gut. Hab den ganzen Tag gekocht.«

»Was gibt's?«

»Suppe.«

Jacks Magen verlangte nach mehr. »Ist das alles?«

Bongane hob seine Seite der Kiste an. »Und Kartoffeln.«

Jack piekste mit seiner Gabel in die Kartoffel vor sich. Man konnte sie zerdrücken, überbacken, kochen, frittieren, die langweilige Knolle blieb einfach geschmacklos. Warum legten die Leute so viel Wert darauf, das blöde Ding zu essen? Der einzige Geschmack kam von den Haufen tröstlicher Garnierungen, unter denen man sie begraben konnte – aber von denen sich hier draußen auf dem Altiplano nichts finden ließ.

Eine Diskussion über das von Jack im Gang entdeckte Hindernis begann.

»Glaubst du, es geht von dort aus zu einer anderen Kammer?«, fragte Samantha.

»Keine Ahnung. Der Weg war total versperrt. Ich weiß nicht, ob wir das Hindernis beiseite räumen könnten.«

»Was ist mit Sprengen?«, fragte Dorn.

Jack legte seine Gabel nieder. »Ich würde abraten, dort unten zu sprengen. Außerdem glaube ich nicht, das herkömmlicher Sprengstoff ausreicht.«

»Meine Leute bringen C-4 mit«, sagte Dorn.

»Plastiksprengstoff?« Ricardos Augenbrauen hoben sich. »Man sollte bei einem Kampf mit dem Messer keine Kanone bei sich tragen.«

»Wir haben ihn immer bei meinen Bergwerksarbeiten eingesetzt«, beruhigte ihn Dorn. »Mit ganz wenig kommt man schon ganz weit.«

Widerwillig stimmte Jack zu, am nächsten Morgen zu prüfen, ob die Sache machbar war. In weniger als zwanzig Minuten hatten sie das Essen hinter sich gebracht. Die nächste Stunde verging bei einem warmen Tee aus den Anden. Doch das Elixier konnte das dringende Schlafbedürfnis nicht beseitigen. Ihre halb offenen Augen zeugten von ihrer Müdigkeit und den zufriedenen Bäuchen.

Bevor sie zu Bett gingen, erhielt Dorn von seinen Leuten, die schon auf dem Weg zu den Ruinen waren, die Nachricht per Funk, dass die gesamte Ausrüstung von der Absturzstelle geborgen worden sei.

Samantha wärmte sich die Hände an ihrem Becher. »Wann werden deine Männer hier sein?«

»Irgendwann ganz spät heute Nacht. Sie haben gesagt, dass der nötige Papierkram endlich erledigt sei. Jetzt sind wir legal hier.«

»Gut zu wissen.«

»Die Analysegeräte werden in null Komma nichts aufgebaut und am Laufen sein«, meinte Dorn.

Für Jack war kein Zeitpunkt früh genug. Es gab so viele Daten zu verarbeiten, so viele Informationen aufzuzeichnen und durchzusehen. Die Wissenschaftler entschieden, bei Tagesanbruch ein Arbeitslager in dem unterirdischen Komplex einzurichten.

»Wenn wir nicht alles hin- und hertragen müssen, sparen wir eine Menge Zeit«, sagte Jack.

»Und wir müssen nicht alle zwei Sekunden durch dieses Foltergerät«, fügte Ricardo hinzu.

Sie diskutierten die Gefahr, dass sie die unterirdische Einrichtung kontaminieren könnten, kamen jedoch überein, dass es keinen anderen Ausweg gab und dass die Nebelmaschine – sofern sie wirklich zur Dekontamination diente – für Abhilfe sorgen werde.

Abgesehen davon, gebe es dort unten nichts Lebendiges, stellte Dorn fest. »Stimmt doch, oder?«

Niemand konnte ihm eine Antwort geben.

Viracocha

Vier weiße, in der dünnen Nachtluft schwach leuchtende Skelette krabbelten über die Felsen. Pierce konnte mit seinem Nachtsichtgerät deutlich die sich drehende Achse des ersten Lastwagens erkennen, die die protestierenden Hinterreifen über das Gelände zwang. Unter den Metallhauben leuchteten die warmen Motoren der vier Fahrzeuge. Die Außenskelette aus Stahl setzten sich gut vor dem graugrünen Hintergrund der Felsen ab. Pierce zählte fünf Personen, je eine in jedem Führerhaus, die fünfte schlief hinten im letzten Transporter. Schließlich schüttelte er Miller, der im Sitzen eingeschlafen war. Pierce reichte ihm ein anderes Nachtsichtgerät.

»Behalte das im Auge. Ich gehe funken.«

»Noch mehr Lastwagen?«, fragte Miller nach einer Weile.

Er überwachte den phosphoreszierenden Konvoi, der sich zu den Ruinen schlängelte, während Pierce dem kleinen Pfad zum versteckten Jeep folgte. Gespeist von einer Autobatterie,

erwachte der Satellitensender piepsend und schnarrend zum Leben. Pierce machte sich im Zwei-Finger-System über die Tastatur her. Er ahnte die Befehle schon voraus – und spürte den tiefen Schmerz des Adrenalins.

Um 06:21 Ortszeit hatte der KH-14 eine kurze, starke elektromagnetische Störung an der Ausgrabungsstelle registriert. Doch der Anbau, den die Wissenschaftler zum Schutz vor der Sonne errichtet hatten, nahm sowohl dem Satelliten als auch Pierce und Miller die Sicht zum Fotografieren. Durch die Störung schien sich jemand in die Hosen gemacht zu haben – aus Virginia war der Befehl gekommen, sie sofort über den Stand der Dinge zu informieren. Pierce spürte, dass sie einer Intervention einen Schritt näher waren, obwohl er nicht kapierte, was die Wissenschaftler sechs Stunden lang in dem Loch getan hatten. Vielleicht ein unterirdischer Waffentest? Pierce tippte seine Infos über den eintreffenden Konvoi fertig und drückte auf Senden. Die Nachricht wurde nach oben gejagt, wo sie im Weltraum in ein paar tausend Metern Höhe von zwei Satelliten wieder abprallte.

Was auch immer da vor sich geht, dachte Pierce, es wird mit jeder Sekunde komischer.

Wind schlug gegen die Zelte.

Der Konvoi mit Dorns Männern war eingetroffen, kurz bevor das Wetter aufkam. Samantha hörte, wie Baines und Dorn das Abladen der letzten Ausrüstungsgegenstände koordinierten. Sie wärmte sich die Hände in ihrer mit Daunen gefütterten Jacke, dann entschloss sie sich, sich noch einen Becher mit dem würzigen Tee der Anden zu machen. Als der Dampf aus dem Wasserkessel stieg, merkte sie, dass ihre Armbanduhr beschlagen war – vielleicht von dem Dekontaminationsgerät. Dennoch konnte sie erkennen, dass es nach zwei war. Sie war erschöpft, zu müde zum Schlafen. Alle hatten bis spät in die Nacht gearbeitet und Material ausgepackt. Auch die beiden großen

Generatoren hatten sie schon angeschlossen. Morgen würden sie eingeschaltet werden, sodass die Tests durchgeführt werden konnten. Der Konvoi hatte sogar noch mehr als nur die Ausrüstung von der Absturzstelle mitgebracht. Auch schon vor der Entdeckung des Fossils in Mali hatte Ben keine Kosten gescheut, doch das nochmals kräftig aufgestockte Budget beunruhigte sie. Ben schien engagierter – zu engagiert für ihr Dafürhalten. Die Expedition kam ihr wie eine Eroberung vor, wie die Jagd nach einem Schatz.

Jack hatte im großen Laborzelt ein Feldbett aufgeschlagen. Durch das leichte Schaukeln der Laternen war er ziemlich schnell eingeschlafen. Samantha hätte nie daran gedacht, ihn zu wecken. Stattdessen zog sie seine Aufzeichnungen unter seinem Arm hervor und setzte sich, um sie zu enträtseln. Sie spürte den heißen Tee in ihrem Magen. Der untere Rand der Plane schlug im Wind, als ob das ganze Zelt jeden Moment abheben würde. Von alldem merkte Jack nichts. Samanthas Augen waren schwer, aber sie konnte nicht aufhören Jacks Nachforschungen zu durchstöbern.

Viracocha.

Der Name zierte den oberen Rand der abgenutzten vergilbten Blätter. Er war fett geschrieben, als hätte Jack die Buchstaben unzählige Male nachgezogen. Daneben, in kleiner Schrift, stand eine Reihe anderer Namen: Kukulcan, Votan, Orejona, Ta'aroa, Maoui, Elohim. Überall standen die Worte »die Leuchtenden«. Hinter einigen war ein Fragezeichen – als hätten seine Zweifel ihren Weg aufs Papier gefunden.

Auf Jacks Laptop fand Samantha weitere Informationen.

In der Datei »Die Leuchtenden« wurden Fakten über Fakten aufgelistet. Sie tippte auf eine Taste und blätterte den Bildschirm nach oben. Mit jeder Seite wuchs ihre Überzeugung, dass in Jacks Theorien sehr viel Wahrheit steckte. Diese geheimnisvollen Leuchtenden hatten offenbar Machtvolles geleistet und den Bewohnern die Eckpfeiler der Zivilisation

gelehrt, bevor sie auf geheimnisvolle Weise verschwanden. Samantha war vertraut mit den Mythen der südamerikanischen Völker, sie wusste von den legendären Viracocha, doch bis gestern hatte sich Jacks Interpretation darüber zu bizarr angehört.

Jetzt, beim Lesen, klang sie richtig.

Die Mythen forderten die Menschen geradezu auf zu glauben. Die meisten Texte waren nur so weit entfernt wie die örtliche Bücherei. Ganz gleich, welchen Namen die alten Völker diesen Figuren gegeben hatten, die Beschreibungen waren ähnlich: eine kleine Gruppe von Zivilisatoren; Weise; große Männer der Wissenschaft und Magie, die zum Heil der Welt beitrugen, aber auch furchtbare Waffen aus Feuer besaßen.

Samantha schob die Worte auf dem grauen Bildschirm so schnell weiter, wie sie lesen konnte. Unter jedem Namen erschien die gleiche Geschichte. Die überall zu findenden Erzählungen schockierten sie. Ob sie aus mündlichen oder schriftlichen Quelle stammten, aus Schriften aus dem Vorderen Osten oder von spanischen Chronisten, die über den mündlich überlieferten Glauben der Ureinwohner berichteten – alle Erzählungen sprachen von der Ankunft dieser Wesen vor der großen Flut: bärtige, blasse Männer von großer Statur; Männer, deren große Augen und Gesichter mit sonnengleicher Macht leuchteten. Es konnten keine eingeborenen Indianer sein – Indianer hatten nur spärlichen Bartwuchs, und die meisten waren nicht größer als ein Meter fünfundsechzig. Das Fossil und die Mumien waren fast ein Meter fünfundneunzig groß.

Samanthas Herz raste. Fakten aus ihrer eigenen Erfahrung kamen hoch. Sie erinnerte sich, dass sie in der Bibel etwas über die Zeit der Riesen gelesen hatte. Alles hing miteinander zusammen. Ihre Hand zitterte auf der Tastatur. Die Menschheit hatte die Fakten während der ganzen aufgezeichneten Geschichte vor der Nase gehabt. Die meisten wollten sie einfach

nicht sehen. Jede Geschichte, jede Beschreibung von Viracocha, Kon Tiki, Thunupa, Tupaca – sie alle hörten sich gleich an.

Den Beweis gab es nicht nur, er stand auch außer Zweifel. Samantha dachte über das Fossil in der Stahlkiste nach. Sie dachte an die vier mumifizierten Riesen, die friedlich in ihren Steinsärgen ruhten. Die Skeptiker – Samantha eingeschlossen – würden den natürlichen Beweis, den die Expedition geliefert hatte, nicht leugnen können. Was würde dies für die Welt bedeuten? Und was für Samantha Colby? Sie fragte sich – und sie hoffte: Würde dies etwas für ihren Vater bedeuten?

Samantha amtete tief und gleichmäßig ein; sie wollte sich beruhigen. Eine Wissenschaftlerin handelt nicht wie eine unbesonnene Schülerin. Sie würde damit umgehen können. Aber wie geht man mit der Tatsache um, dass die Erde mit Besuchern aus einer anderen Welt gesegnet worden war, Besuchern, die der Menschheit die Zivilisation beigebracht, große Macht besessen, sich aber freundlich verhalten hatten? Besucher, die nicht kamen, um zu erobern, sondern um Krankheiten zu heilen und Medizin und Mathematik zu lehren.

Samantha las ein Zitat, das Jack von einem spanischen Chronisten abgeschrieben hatte und das davon erzählte, wie der große Viracocha den Menschen gezeigt hatte, was Frieden ist: »An vielen Orten sagt man, er gab den Menschen Anweisungen, wie sie leben sollten, wobei er mit großer Liebe und Freundlichkeit zu ihnen sprach und sie ermahnte, gut zu sein und einander nicht zu schaden oder zu verletzen, sondern einander zu lieben und allen gegenüber nachsichtig zu sein.«

Samantha setzte ihren Becher ab. Diese Außerirdischen waren keine bösen Weltraumreisenden, die auf Teufel komm raus die Welt zerstören wollten. Sie waren Schutzengel.

Ganz gleich, aus welcher Quelle oder von welchen Menschen die Legende stammte, an die Viracochas, die Leuchtenden, erinnerte man sich als diejenigen, die Ordnung gebracht und

den Menschen die Eckpfeiler der Zivilisation gelehrt hatten. In Peru sagte man, sie hätten Medizin, Hüttenwesen, Schreiben und Landwirtschaft gelehrt. In Bolivien sagte man, sie hätten große Tempel mit riesigen Steinen gebaut und den Bewohnern Technik, Architektur und Astronomie beigebracht.

Kein Wunder, dass Jack so unnachgiebig war. Einen Moment lang war Samantha in Gedanken wieder in Princeton. Sie war sich so sicher gewesen, dass er nur eine Idee durchgespielt hatte. Außerirdische auf der Erde? So etwas gab es bloß im Fernsehen, nicht in der Wissenschaft. Ihr Blick richtete sich auf Jack, der auf seinem Feldbett schlief. Wenn sie auch damals nicht all ihre Probleme auf eine einfache theoretische Meinungsverschiedenheit schieben konnte, so hatte sie doch Jacks Beharrlichkeit bei der Bekämpfung der tonangebenden Kreise persönlich genommen. Aber er hatte Recht gehabt.

Seine ganze Halsstarrigkeit – die Jahre der Rebellion – sah sie nun in einem anderen Licht.

Sie hatte zu viel Angst gehabt, Wirbel zu machen, Themen aufzuwerfen, die ihre Karriere hätten aufhalten oder gar zerstören können. Ein Gedanke drängte sich ihr auf: Vielleicht hatte sie genau deswegen angefangen Jack zu hassen. Sie hatte in ihm den Mut gesehen, den sie nicht aufbringen konnte. Vielleicht hatte sie ja gar nicht seine Sturheit, sondern seinen Mut gehasst. Wenn sie jetzt tief genug in ihre Seele blicken würde, könnte sich die Wahrheit finden lassen. Ihre eigene Unsicherheit könnte die Beziehung zerstört haben. Gewiss, auch Jacks Stolz hatte eine Rolle dabei gespielt, aber sie hatte einen Menschen verlassen, den sie geliebt hatte. Alles nur aus Angst. Jack hatte sich gegen ein Wissenschaftssystem gestellt, das auf Teufel komm raus den Status quo erhalten wollte, gegen die Etablierten, die für alles eine Lösung parat hatten und nicht zuließen, dass sie von irgendjemandem oder irgendetwas besudelt wurde. Jack hatte dafür bezahlen müssen – vertrieben von seinen Kollegen und verlassen von jemandem, der in jeder

Hinsicht für ihn hätte da sein sollen.

Samantha wischte sich die Tränen mit dem Ärmel ihres Parkas ab. Sie war an eine lang vergessene Bibelgeschichte erinnert worden, die in der Episkopalgrundschule behandelt worden war, die Geschichte von der Verleugnung durch Petrus angesichts der Not. Als Kind hatte sie sich immer gesagt, dass sie dies einem Menschen, den sie liebte, nie antun werde.

Sie schaltete den Laptop aus und drehte die Laterne herunter. Im Dunkeln suchte sie ihr Feldbett. Sie musste mit Jack reden. Nein, mehr als reden. Sie musste sich zusammenreißen und sich entschuldigen, nicht weil sie mit dem Zweifel an Jacks Theorien Unrecht gehabt, sondern, weil sie an dem Menschen hinter diesen Theorien gezweifelt hatte. An einem Menschen, den sie, wie sie merkte, immer geliebt hatte – und immer noch liebte.

Samantha schlüpfte unter die Wolldecke. Nach und nach fand ihr Kopf die richtige Lage auf dem kleinen Reisekissen. Wie ein Rudel Wölfe heulte draußen der Wind den Mond an. Samantha zog sich die Decke bis ans Kinn und schloss ihre geschwollenen Augen. Als ihr wärmer wurde, erinnerte sie sich an eine andere kalte Nacht, die sie mit Jack verbracht hatte. Ein ruhiger Weihnachtsabend vor acht Jahren. In ihrer Erinnerung kam die Freude über den farbenprächtigen Baum wieder hoch, über die auf dem Boden verstreuten Kleider, das prasselnde Feuer, das Gefühl seines Körpers …

Von den Bildern stattlicher bärtiger Männer, die großartige Zauberstücke vollführten, ins Reich des Unbewussten gezogen, schlief Samantha ein.

Hindernis

Nebel umgab das Lager. Benommen wachte Pierce morgens um halb sieben auf, stieg aus seinem Schlafsack und rieb sich die dicken Ringe unter den Augen. Auf dem Felsvorsprung bezog er Stellung neben Miller.

»Sie tragen eine ganze Menge von ihren Sachen unter die Erde«, berichtete Miller. Er kaute auf einem trockenen Getreideriegel, den er mit Wasser hinunterspülte. Unter ihnen im Lager herrschte schon reges Treiben. »Ich hätte dich früher geweckt, aber ich dachte, du brauchst deinen Schönheitsschlaf.«

»Siehst selbst beschissen aus«, murrte Pierce und riss einen Getreideriegel auf.

Bevor er abbeißen konnte, röchelte es aus ihrem Jeep. »Hab schon kapiert«, sagte er, während er zum Satellitensender ging, der den Code zusammensetzte, bevor der Test auf einem kleinen Bildschirm erschien:

12. SEPT. STOPP, 0800 STOPP
DO: #3566577 DOKUMENTENÜBERTRAGUNG
ANALYTIKER WOLLEN MEHR BASISDATEN ÜBER
DIE SECHS SEKUNDEN DAUERNDE
ELEKTROMAGNETISCHE STÖRUNG AN POSITION
06211 VOM 11. SEPT.
WEITERE SATELLITENÜBERWACHUNG OHNE
ERGEBNISSE.
BRAUCHEN VOR-ORT-BILDER. MÖGLICH?
BITTE UM NACHRICHT.
3566577. STOPP

Pierce schüttelte den Kopf.

»Was ist das?«, fragte Miller.

»Noch viel zu früh dafür.«

Pierce hämmerte die Antwort in die Tasten. Die CIA wollte, dass sie reingehen, mehr Informationen ranschaffen. Obwohl er nicht glaubte, was er tippte, schickte er die Nachricht dennoch weg.

12. SEPT. STOPP, 0801. STOPP
FLD. FO #27AV43 DOKUMENTENÜBERTRAGUNG
NACHRICHT EINGEGANGEN. STOPP
BRAUCHEN 24 STD., UM MÖGLICHE ANNÄHERUNG
AN AUSGRABUNGSSTELLE ZU ERKUNDEN. STOPP
WENN AUFTRAG DURCHFÜHRBAR, WERDEN WIR
AUFNAHMEN AUS DER NÄHE VERSUCHEN.
WERDEN ÜBER FUNDE BERICHTEN. STOPP

Seit dem Morgengrauen waren Ausrüstungsgegenstände in einer langen Prozession von Holzkisten in die unterirdische Anlage geschleppt worden. Bereits die Hälfte ihrer Gerätschaften hatte die Gruppe vom Lager nahe der Pyramide in die große Halle und deren weiträumige Kammern transportiert. Die Menschenkette, die die Sachen in das Loch weiterreichte, hatte Jack an eine Ameisenkolonie erinnert. Der Generator zur Deckung ihres Energiebedarfs dröhnte laut in einer Kammer gleich neben der großen Halle.

»Irgendeine Ahnung über die Todesursache?«, fragte Jack Ricardo.

»Bin mir nicht sicher.« Ricardo untersuchte das Fleisch des mumifizierten Außerirdischen. Die Haut fühlte sich wie gegerbtes Leder an. Der ersten Mumie versetzte Ricardo mit dem Skalpell einen kleinen Schnitt, dann drei weitere, bis er ein ein Quadratzentimeter großes Viereck gezogen hatte. Die Klinge wie eine Schaufel benutzend, hob er das Hautstück vom Oberschenkel der Leiche und ließ es vorsichtig in ein Teströhrchen fallen, das er mit einem Gummistopfen verschloss. »Das Haar,

das ich heute Morgen schon als Probe genommen habe, liegt in einer Lösung. Damit müssten wir ein besseres Bild von der genetischen Zusammensetzung kriegen. Ich habe auch eine toxische Analyse gemacht.«

Biogenetik war eine wahre Herausforderung. Ein einzelnes Haar vermochte eine Fülle von Hinweisen zu geben. In einer Lösung wurden Moleküle freigesetzt, aus denen Wissenschaftler Informationen über das Leben des Verstorbenen lesen konnten. Vor kurzem hatten Wissenschaftler mit demselben Verfahren Spuren von Kokain in den Haarfollikeln ägyptischer Mumien gefunden. Dies bewies, dass die alten Ägypter Kokain verwendeten – genau wie die Mayas. Die Kokainmumien, wie sie später genannt wurden, stützten das Argument, das Jack und andere Forscher jahrelang vorgebracht hatten: die südamerikanischen und ägyptischen Kulturen standen nicht nur in einer Beziehung zueinander, sondern hatten denselben Ursprung. Sicherlich wurde damit die Frage aufgeworfen, wie die Ägypter in den Besitz von Kokain gelangt waren, einer Pflanze, die ausschließlich ein paar tausend Meilen entfernt in Südamerika wuchs.

»Sie wirken ziemlich gesund«, meinte Jack. »Dafür, dass sie ein paar tausend Jahre alt sind.«

»Ich sehe sie mir schon das zweite Mal an und kann immer noch kein Zeichen einer Verletzung erkennen«, sagte Ricardo. »Keine gebrochenen Knochen, keinerlei Hautabschürfungen. Was auch immer sie getötet hat, muss auf mikrobiologischer Ebene passiert sein. Viral. Vielleicht bakteriell. Sie könnten vergiftet worden sein. Ich stelle nur Vermutungen an, ohne dass ich eine vollständige Autopsie gemacht habe. Dafür müsste ich die Typen aufschnippeln und nachsehen, ob innere Blutungen vorhanden sind. Obwohl ich die logischste Erklärung nicht ausschließen möchte.«

»Und die wäre?«

»Dass sie einfach an Altersschwäche starben.« Ricardo blick-

te wieder auf den Sarkophag. »Aber das kann ich nicht rauskriegen. Sie sind keine auf Erden geborene Gattung. Ich habe keinen Schimmer, wie hoch ihre normale Lebenserwartung war.«

»Ich nehme an, sie war lang«, sagte Jack. »Biblisch gesprochen, scheinen die Menschen früher länger gelebt zu haben. Abraham lebte hundertfünfundsiebzig Jahre.«

»Ich werde bessere Hypothesen aufstellen können, sobald ich die Ergebnisse von meinen ersten Tests habe«, meinte Ricardo. Er und Jack traten über das Kabel, das zum Generator führte. Das laute Rattern der Stromquelle drang durch den Gang.

Vor der kleinen Kammer, den die Wissenschaftler bereits »Ricardos Labor« getauft hatten, trafen sie auf Samantha. Der Raum war randvoll mit medizinischen Geräten und Analyseinstrumenten. »Ich glaube, wir müssen uns durch das Hindernis sprengen«, sagte sie außer Atem. »Die Bohrer können nichts ausrichten.«

»Und diese ganze Ruhe stören?«, rief Ricardo.

»Ich werde Bongane bitten, den Generator weiter wegzustellen«, schlug sie vor.

»Ich werde auf ewig in deiner Schuld stehen«, sagte Ricardo und verschwand in seinem provisorischen Labor.

Ein Pressluftbohrer bearbeitete den Felsen mit ohrenbetäubendem Lärm. Das Handgerät war noch lauter als der Generator. Der riesige Andesitblock widersetzte sich tapfer der diamantenbesetzten Metallzunge, die unaufhörlich in einen kleinen Spalt hämmerte. Baines und Bongane benötigten fünfunddreißig Minuten, um den Riss um einen Zentimeter zu vergrößern.

»Da brauchen wir ja einen Monat für«, stöhnte Baines erschöpft.

Bongane legte den Bohrer zur Seite, sodass Jack ihren Fortschritt überprüfen konnte. Es sah nicht gut aus. Der Felsbrocken zeigte keinerlei Verwitterungsspuren, und es war schwie-

rig, einen Spalt zu finden, der groß genug zum Ansetzen des Bohrers war.

»Sprengen ist die einzige Möglichkeit«, sagte Dorn.

Baines stimmte zu. »Diese Blöcke waren keine tragenden Teile in dem Tunnel hier.«

Jack sah sich den Spalt genau an. »Ich weiß nicht. Wir haben keine Ahnung, was dahinter ist. Durch Sprengen kommen wir vielleicht rein – aber es könnte auch alles, was dort liegt, in tausend Stücke reißen.«

»Ich glaube nicht, dass wir eine andere Wahl haben«, meinte Samantha.

Jack dachte einen Moment nach. Er sagte sich, dass es hier nicht einfach eine Frage des unmittelbaren Erfolgs war – bei ein paar Ausgrabungen hatte er selbst Sprengstoff verwendet, allerdings nur in äußerst kontrollierbaren Situationen und wenn es keine anderen Möglichkeiten gab.

»Können Sie die Sprengung kontrollieren?«

»Ich bin seit dreiundzwanzig Jahren im Bergbau tätig«, beruhigte ihn Dorn. »Wir kennen uns damit aus.«

Mit leichten Gewissensbissen legte Ricardo die Proben in das entsprechende Gestell neben dem Klapptisch, auf dem ein ganzes Bataillon von Geräten stand. Er bezweifelte, dass auch nur eines der bolivianischen Krankenhäuser über die Hälfte der Ausrüstung verfügte. Seufzend zog er einen Plastikstuhl zum Hochleistungsmikroskop. Protestierend bog sich der Stuhl unter Ricardos Gewicht.

Ricardo rieb sich die Augen. Die Zellstruktur der Außerirdischen war unserer eigenen auffallend ähnlich. Aber noch immer hatte er keine mögliche Todesursache entdeckt. Er stand auf und schüttelte seine Beine aus, bevor er sich an die sechzehn Seiten Ergebnisse seiner zahllosen Tests machte. Er blätterte sie durch auf der Suche nach allem und nichts.

Die während der letzten Tage getätigten Funde hatten ihn

überwältigt. Genauso wie die Tatsache, Jack und Samantha nach sechs Jahren wieder zusammen zu sehen.

Ricardo hatte schon immer zwischendrin gestanden. Er hatte Samantha zuerst kennen gelernt. Sie war herzlich, brillant und schön. Jack hatte er einige Monate später kennen gelernt – vorgestellt von Samantha mit »das ist er«. Hals über Kopf hatte sie sich verliebt. Auf eine Art genauso wie Ricardo – er und Jack hatten sich auf Anhieb verstanden. Beiden saß der gleiche Schalk im Nacken. Beide liebten die Wissenschaft, konnten aber der Schwäche nicht widerstehen, in Kneipen rumzuhängen. Jack, nie um Frauen verlegen, hatte Ricardo immer »ausgeholfen« – gewöhnlich mit Frauen, die es aufgegeben hatten, Jack zu hofieren. Bei Ricardo endeten die meisten dieser Beziehungen in festen, jedoch platonischen Freundschaften. Jack hatte ihn immer damit aufgezogen, wie er denn so viele »Freundinnen« haben könnte, das heißt Mädchen, die wirklich nur Freundinnen waren.

Manche Typen seien eben so, hatte Ricardo erklärt. Und vor langer Zeit hatte er sich entschlossen, Bücher – Wissen – zu seiner großen Liebe zu machen. Er dachte, ihm reiche das. Fast.

Ricardo würde Wochen damit zubringen können, die vor ihm liegenden Daten zu analysieren. Mitten in diesem Stapel aus Zellzählungen, toxischen Analysen und Antikörpertests hielt er inne. Hier waren Zeichen ganz spezieller Viren – ohne irgendwelche Antikörper. Er blickte genauer hin. Sein Herz pochte laut. Hatte die Antwort auf die Frage, was die Außerirdischen getötet hatte, gerade ihr hässliches Gesicht sehen lassen?

Immer wieder las er die Virusanalyse vom Anfang in der Erwartung, dass sich seine Entdeckung bestätigte. Ihm blieb so kurz vor dieser wichtigen Enthüllung die Luft weg. *Das kann doch nicht sein!* Endlich hörte er, wie der Laserdrucker die Datenblätter ausspuckte. Er rannte an der Zentrifuge vorbei und ließ den Blätterstrom direkt in seine Hände gleiten.

Seite neun.

Seine Entdeckungen wurden bestätigt. Er riss das oberste Blatt vom Stapel, der Rest fiel auf den Boden. Über den Stuhl stolpernd, rannte Ricardo hinaus.

Die roten Drähte zogen sich am Fels hinunter und schlängelten sich am Boden entlang, wo sie sich zu einem zusammengeklebten Bündel vereinigten. In mehrere Spalten der riesigen Felsbrocken waren sorgfältig Sprengladungen gestopft worden. Die sechs Plastikquadrate sahen aus, als hätten sie die beschichteten Schlangen zur Welt gebracht. Baines' Fingerspitzen drückten in die geschmeidige Masse in der Mitte der Päckchen, wo der rote Zünddraht in das C-4 versenkt worden war. Dann rollte er zwei Holzspulen des Zünddrahts den Gang entlang und blieb neben Jack stehen. »Die Ladung müsste ausreichen, um uns da durchzubringen. Damit werden wir diesen verdammten Mammut problemlos in die Knie zwingen.«

»Hoffen wir, dass nichts anderes kaputtgeht«, meinte Jack.

»Es wird schon klappen. Wir haben genug C-4 genommen, um diese Blöcke in kleine Stücke zu hauen.« Baines reichte Jack die andere Spule. »Wenn wir vom Vorraum aus sprengen, ist der Sicherheitsabstand zu uns wohl groß genug.«

Die beiden Männer rollten die Holzspulen an Dorn und Samantha vorbei, die Anthony bei der nicht ganz eindeutigen, dennoch wichtigen Aufgabe halfen, die verbliebenen Kisten mit C-4 so weit wie möglich fortzuschaffen.

»Ich wäre höllisch vorsichtig, Miss«, meinte Anthony.

Der Zünddraht war vom Vorraum bis zur großen Halle verlegt worden. Baines schickte Jack um die Ecke, um das letzte Stück abzuwickeln, während er selbst die Holzkiste mit dem batteriebetriebenen Fernzünder entgegennahm.

Jack war gerade mit dem Verlegen des Zünddrahts fertig, als Ricardo den Gang heruntergerannt kam und rief: »Ich hab's gefunden!« Sein Rufen hallte durch den ganzen Komplex.

Samantha, Dorn und Anthony eilten in den Vorraum. Baines kam dazu, in den Händen die Kiste mit dem Sprenggerät.

»Was ist los? Bist du in Ordnung?«, fragte Samantha.

Ricardo blieb stehen. »Ein Virus!« Er legte seine Hände auf die Knie und versuchte wieder zu Atem zu kommen. Dann hielt er das Papier in seiner Hand hoch. »Die Außerirdischen … sie sind an einem Virus gestorben.«

Panik machte sich breit. »Bist du sicher?«, fragte Dorn.

Jack erstaunte das nicht sonderlich. Das Dekontaminationsgerät war ja der Beweis dafür. Angst überfiel ihn, und er packte Ricardo an den Schultern. »Was für ein Virus?« Ricardo holte immer noch tief Luft. »Jetzt sag schon, Ricardo, was für ein Virus?«, bedrängte ihn Jack ungeduldig.

»Coryza.«

Baines ließ die Holzkiste fallen. »O Scheiße.«

Jack atmete heftig aus. »Scheiße ist das richtige Wort.« Er warf einen erleichterten Blick auf Samantha, bevor er drohend mit seinem Zeigefinger auf Ricardo deutete. »Mach so was nie wieder. Du hast mir eine Heidenangst eingejagt.«

»Was soll er nie wieder machen?«, fragte Don entsetzt. »Warum tun Sie so blasiert? Wir reden über ein Virus, das ansteckend sein könnte!«

»Es ist sehr ansteckend«, bestätigte Samantha.

»Aber wenigstens stammt es von der Erde«, fügte Jack hinzu. »Und ist relativ harmlos.«

Baines wand sich hin und her. »Hört sich verdammt schrecklich an. Was ist es?«

»Eine gewöhnliche Erkältung.«

Es dauerte einen Augenblick, bis Dorn seine Haltung wiedergefunden hatte. Er wirkte leicht verärgert.

»Das meine ich auch«, sagte er schließlich zu Ricardo. »Mach so was nie wieder.«

Während Baines die Zünddrähte mit einer Kupferschraube an dem Fernzünder befestigte, ließ sich Ricardo über seinen Fund

aus: »Nach dem, was ich bisher sagen kann, hatten sie ein schwaches Immunsystem. Zumindest schwach für die Mikroben auf diesem Planeten. Ich habe eine hohe Konzentration von Viren in allen vier Proben gefunden, aber keine Antikörper. Keine Spuren darüber, dass diese Wesen fähig waren, die Infektion zu bekämpfen.«

»Das würde erklären, warum sie so auf die Dekontamination bedacht waren«, sagte Jack.

»Und vielleicht auch warum sie diesen ganzen unterirdischen Komplex errichtet haben«, fügte Samantha hinzu. »Sie haben sich vor den Mikroben auf der Erdoberfläche gefürchtet. Deswegen der hermetisch verriegelte Eingang.«

»Welch eine Ironie!«, meinte Dorn. »Eine so fortschrittliche Rasse – hingerafft von einem kleinen Virus, das es schon seit Millionen von Jahren gab.«

»Ein kleines Virus, gegen das wir immer noch kein Heilmittel haben«, sagte Jack.

»Ich könnte mir vorstellen, dass sie einige Schwierigkeiten gehabt haben, sich an das Leben auf der Erde anzupassen. Ich würde gern wissen, wie lange es dauerte, bis sie dahingerafft wurden«, erklärte Ricardo.

Nachdenklich blickte Jack auf die langen Drähte, die zum Hindernis führten. »Das Szenario passt zu den historischen Aufzeichnungen. In fast jeder Erzählung sind die Leuchtenden plötzlich verschwunden. Es gibt auch Geschichten von Tempeln, die die Menschen nicht betreten durften.«

Jack schnappte sich sein Notizbuch, das auf einer der Kisten lag.

»Der Legende nach war es nur bestimmten Menschen erlaubt, sie zu betreten. Enoch sagt, er habe einen dieser Tempel besuchen dürfen.«

»Wer ist Enoch?«, fragte Baines, der immer noch am Fernzünder fummelte.

»Die drei großen Chroniken des Enoch sind viele Jahre vor

Christi Geburt entstanden – ihre Quellen sind noch älter, ein paar tausend Jahre. Enoch war Noahs Großvater, bei den Juden heißt es wörtlich ›der Mann, der die Wahrheit sagt‹. Seine Schriften schienen immer pragmatisch, historisch – er schrieb stets ohne religiöse oder übernatürliche Ausschmückungen.« Jacks Finger flog über die Seite hinweg. »Er erzählt von einem Haus der Freude und des Lebens, der fröhlichen Wohnung, wo das Schicksal des Menschen festgelegt wurde; dem herrlichen Ort flammender Fröhlichkeit«, las Jack. »Dieses ›leuchtende, glühende Haus‹ stand abseits von allen anderen Lehmgebäuden in der Umgebung, die mit Fackeln beleuchtet wurden. Er sagt: ›Das Innere war in jeder Hinsicht so herrlich und so geräumig, dass ich es euch nicht beschreiben kann. Der Boden war hell erleuchtet, und darüber befanden sich helle Lichter wie Planeten, und auch die Decke leuchteten.‹«

»Das hört sich fast wie die Beschreibung von dieser Anlage hier an«, meinte Ricardo. »Auf jemanden aus der damaligen Zeit muss die Technologie geheimnisvoll gewirkt haben. Das tut sie ja auch noch auf uns.«

»Das Sprenggerät ist fertig«, unterbrach Baines die Unterhaltung und winkte alle vom Fernzünder fort. »Vorsicht jetzt«, warnte er. »Das Ding ist lebendig.«

Dorn drehte sich zu Jack. »Fertig?«

»Ja«, antwortete er unsicherer, als er klang. »Ich glaube, ja.«

»Wir sind nur siebzig Meter entfernt«, äußerte Samantha ihre Bedenken. »Reicht das?«

Auch Jack war über den kurzen Abstand zwischen ihnen und der Sprengladung erstaunt.

»In einer Diamanten- oder Platinmine stünden wir nur hinter einer verstärkten Wand«, erklärte Dorn. Er tätschelte die riesigen Ecksteine im Vorraum. »Diese massiven Blöcke sind robuster als alles, was wir in Johannesburg als Schutz zur Verfügung haben. Das könnt ihr mir glauben.«

Baines stand mit seinem Lederstiefel auf dem »heißen Draht«, der für das andere Ende des Zünders bestimmt war. »Dann mal los.«

Die Gruppe duckte sich neben dem beruhigenden Vierzig-Tonnen-Block aus solidem Gestein, der als ihr Schild dienen sollte. Dorn verstopfte sich die Ohren. Der Rest hielt schützend die Handflächen darauf. Dorn nickte.

»Feuer!« rief Baines.

Samantha schloss die Augen. Jack nahm alles um sich herum wie in Zeitlupe wahr. Er sah, wie der erbsengroße Kontakt an den Draht hüpfte, noch bevor Baines eine Verbindung mit der Stahlschraube hergestellt hatte.

Die Explosion folgte mit rasender Geschwindigkeit.

Jack fürchtete, seine Trommelfelle würden platzen, als ihn die Druckwellen mit einem schnellen Windstoß erreichten. Ein ohrenbetäubender Lärm folgte, als wäre eine Horde wahnsinniger Löwen freigelassen worden. Einen Augenblick wurde das Dröhnen von hallenden Schlägen abgelöst, als lose Felsbrocken den Gang entlangpolterten. Eine Staubwolke, die den Geruch erloschenen Sprengstoffs mit sich brachte, folgte. Für einen Moment sahen sie vor lauter Rauch und Staub überhaupt nichts. Ab und zu wurde die langsam einsetzende Stille von Husten unterbrochen, während sich die Forscher und ihre Mitarbeiter die Hände über Nase und Mund hielten.

»Meinst du, es hat funktioniert?«, fragte Samantha, der die Augen tränten.

»Hört sich nicht an, als ob sich noch was bewegen würde«, sagte Dorn.

Jack erhob sich und klopfte sich den Staub ab. »Dann lasst uns mal nachsehen.«

»Gott sei Dank, wir haben’s geschafft«, sagte Dorn, als hätte er an dem Erfolg gezweifelt.

Das Hindernis hatte sich in eine Masse aus kleinen Steinen

aufgelöst, die sich entlang des Tunnels ausgebreitet hatten.

Der stechende Geruch des erloschenen C-4 brannte in der Nase. Der schwere Rauch der Plastikbomben wellte sich um ihre Füße, als sie vorsichtig über das Geröll stiegen. Jack kletterte auf den eingestürzten Felsen. Oben, zwischen dem Haufen der zertrümmerten Steine und der Decke, sah er, dass genügend Platz zum Durchkriechen war. »Zur anderen Seite hin ist es frei!«, rief er aufgeregt.

Jack kroch oben auf dem Geröllhaufen entlang. Nach einem Meter ging es auf der anderen Seite wieder nach unten. Er glitt hinab, und seine Stiefel kamen auf feuchtem Gestein auf. Vor ihm erstreckte sich ein langer Gang, von dem auf jeder Seite eine Reihe von Räumen abgingen. In spartanischer Gleichheit hielten die einzelnen Steinwürfel Wache über den Flur. Zu seiner Linken, noch vor dem ersten Raum, entdeckte Jack auf Hüfthöhe ein großes quadratisches Loch in der Wand.

Es sah wie ein Schacht aus.

Sein Herz raste. Forscher hatten die gleichen Kanäle in der Acapana-Pyramide an der Oberfläche entdeckt. Bis jetzt hatte noch niemand ihren eigentlichen Zweck herausgefunden. Einige Wissenschaftler dachten, die Steinkanäle hätten als Lüftungsschächte gedient. Andere glaubten, die Bewohner von Tiahuanaco hätten sich mit einer Wasserkultur beschäftigt und mit diesen Schleusen Wasser durch den Komplex geleitet. In der Diagonalen maß der Schacht nicht ganz einen Meter, gerade breit genug für einen Menschen – mit der Ausnahme vielleicht von Ricardo. Durch die dünne Wasserschicht auf dem Steinboden gehend, trat Jack ein paar Schritte an das Loch heran.

Samantha beobachtete ihn von der Spitze des Geröllhaufen aus. »Was ist das?«, rief sie ihm zu.

»Eine Art Steinschacht«, antwortete Jack. »Genau wie diejenigen in der Acapana-Pyramide. Nur größer.« Jacks Kopf verschwand in dem Loch. Der Kanal führte steil abwärts in die

Dunkelheit. Jack merkte, wie es in seinem Magen flatterte. »Der Kanal hat eine Neigung von dreißig Grad.« Er wusste, was dies bedeutete.

Samanthas Stimme zitterte. »Das heißt, es könnte eine andere Ebene geben?«

»Vielleicht auch mehrere.«

Samantha teilte die Entdeckung Dorn mit, der sich zu ihr gesellt hatte.

Ein leichter Luftzug kühlte den Schweiß auf Jacks linker Gesichtshälfte. *Ein leichter Luftzug?* Vielleicht waren es doch Lüftungsschächte. Jack sah, wie einige der kleineren Steine auf dem Haufen vibrierten. Er dachte, Samantha käme heruntergerutscht, doch sie kauerte immer noch oben auf dem Hügel.

»Spürt ihr das auch?«, fragte er.

Die Vibrationen wellten das Wasser zu seinen Füße. Bei dem Gedanken an Wasser war ihm nicht wohl – es war schon über seine Schuhsohlen hinaus gestiegen.

»Was ist das?«, fragte Samantha ängstlich. »Ein Erdbeben?«

Ein Dröhnen drang den dämmrigen Gang herauf. Der Luftzug wurde zum Wind.

Jack blickte Samantha an, deren Augen vor Schreck weit aufgerissen waren. Dann knallte eine massive Wasserwand gegen seinen Rücken. Er wurde zum Steinhaufen geschwemmt, doch die Zeit schien zu einem Punkt zu verschmelzen. Bilder zogen an ihm wie eine Fotoserie vorbei. Schaum. Braun. Felsen.

Jacks Körper musste in einen Schockzustand versetzt worden sein. Sein Gesicht knallte unten gegen den Steinhaufen, doch er spürte keinen Schmerz. Für den Bruchteil einer Sekunde bestand sein Universum nur noch aus seinem Mund. Er merkte, wie zwei Zähne aus seinem Kiefer gerissen wurden. Selbst mitten in diesem Chaos war sich Jack des seltsamen Gefühls beim Verschlucken der Zähne bewusst.

Dann wurde er ohnmächtig.

Schlammflut

Die braune Wasserwand hatte Jack im Nu verschluckt. Voller Schrecken musste Samantha mit ansehen, wie er gegen den Geröllhaufen geschleudert wurde und wieder verschwand. Durch den heftigen Windstoß wurde sie zurückgedrückt und den Hügel hinuntergeworfen. Die rauen Steine schälten ihre Haut ab, als wäre sie eine Kartoffel. Ein reißender Schlammstrom folgte, der sie, Dorn und den Rest der Gruppe zusammen mit dem Geröll aus dem Vorraum spülte. Samantha war in einer mächtigen Welle gefangen. Sie überschlug sich, knallte gegen Felsen und Wände, stieß auf Körper, spürte einen Arm, ein Bein. Dreißig Meter weit wurde sie fortgespült, ehe die Kraft des Wassers nachließ. Fünf schlammbedeckte Körper tauchten aus dem Dreck auf. Husten hallte in den Kammern. Das schmutzige Wasser zog sich zurück. Ein Augenpaar wurde sichtbar, dann ein anderes, als sich Ricardo, Dorn, Baines und Bongane den Schlick aus dem Gesicht wischten.

Samantha versuchte stehen zu bleiben, doch sie taumelte.

Ricardo hielt sie. »Ganz ruhig. Bist du in Ordnung, Samantha?«

Samantha nickte. Mit auf den Boden gerichtetem Blick versuchte sie Halt zu gewinnen.

»Eine Schlammflut«, erklärte Dorn hustend. »Sie muss durch die Sprengung verursacht worden sein.«

Samantha blickte sich um, das Bild der Schlammwand wieder vor Augen. »O mein Gott, Jack!« Sie befreite sich aus Ricardos Griff.

Der Steinhaufen war niedriger geworden. Die Wasserwand hatte es geschafft, das halbe Hindernis fortzuschwemmen. Samantha kletterte hinüber, ohne auf Ricardos warnende Rufe zu hören. Sie erreichte das andere Ende des Hügels und sah mit Schrecken, wie das Wasser gegen die Steine schlug.

Der Wasserspiegel fiel bereits.

Die schaumigen Wassermassen strömten durch das Loch in der Wand – in den Schacht, den Jack sich angesehen hatte. Hinter ihr hallten Dorns und Ricardos Rufe von den Wänden wider, als die beiden Männer den Haufen hinaufkletterten. Die Beule an ihrem Kopf tat weh, aber sie ignorierte den Schmerz, während sie angestrengt den Gang entlangblickte.

»Ich kann ihn nirgends sehen, Ricardo!«

Ricardo rutschte neben sie. »Wo ist er aufgeprallt?«

»Unten am Haufen.« Sie zeigte auf das Wasser, das den Schacht hinunterrann. »Er hat sich die Öffnung angesehen, sagte, sie könnte eine Art Lüftung für eine andere Ebene sein.«

Dorn legte seinen Arm um Samantha. Durch seine Berührung fühlte sie sich noch schlechter. Sie wich zurück.

»Seht ihr ihn irgendwo?«, fragte sie voller Panik.

»Wir werden ihn finden.« Dorn strich ein paar schlammige Strähnen aus ihrem Gesicht. »Wir werden ihn finden.« Samantha beobachtete immer noch das flache Wasser, das bereits am Sinken war.

»Vielleicht hat er überlebt«, murmelte sie. »Er ist ein guter Schwimmer. Er könnte es geschafft haben.«

Der Schaum an der Oberfläche löste sich auf, als das schlammige Wasser neue Wege fand, um dem Gesetz der Schwerkraft Genüge zu tun – doch immer noch kein Zeichen von Jack.

Samantha nahm die Bewegung hinter sich nicht wahr. Dorn drehte sich zu Baines. Er beantwortete die nicht ausgesprochene, nur mit der Spur eines Lächelns gestellte Frage des Mannes, als wäre Jacks Verschwinden ein Segen.

Dorn schüttelte den Kopf: Auf keinen Fall.

Samantha watete durch den hohen Matsch zum Steinhaufen. Sie spürte etwas an ihrem Fuß und zog eine große Baumwurzel aus dem Schlamm. Die Beule an ihrem Haaransatz hämmerte

schmerzhaft. Dennoch ging sie weiter durch den Dreck. Immer wieder rief sie Jacks Namen, doch nur ihr Echo antwortete.

Er war fort.

»Er muss den Kanal runtergespült worden sein«, mutmaßte Ricardo.

Auch den mit Schlamm überzogenen Schacht hinunter rief Samantha immer wieder Jacks Namen.

Keine Antwort.

Die Gruppe suchte in dem knöchelhohen Schlamm noch weitere zwanzig Minuten, bis selbst Samantha einsehen musste, dass Jack nirgendwo in dem neu geöffneten Abschnitt zu finden war. Die eine Hälfte in ihr fühlte sich miserabel, die andere klammerte sich an die Hoffnung. Schließlich hatten sie seine Leiche bisher nicht gefunden. Jack könnte noch am Leben sein. Irgendwo.

Während Baines und Bongane loszogen, um von draußen alle verfügbaren Seile zu holen, erklärte Dorn die physikalischen Hintergründe einer Schlammflut, die offenbar für Bergleute eine bekannte Gefahr darstellte. Samantha schnappte nur Einzelheiten von dem Gespräch auf, während sie vor und zurück schaukelte und an den Nägeln kaute.

Dorn erklärte, dass sich durch eine Sprengung oft eine Erdschicht verflüssige und dadurch unterirdische Wasserreservoirs freisetze oder natürliche Barrikaden aufreiße, die die Wasserschicht bislang zurückgehalten hätten. Das Ergebnis sei eine Schlammflut, die einen Tunnel in null Komma nichts füllen könne.

»Ich würde sagen, wir hatten ganz schön Glück, dass es nur eine kleine Verflüssigung war«, endete Dorn.

»Glück?« Samantha hörte auf zu schaukeln. »Vielleicht haben wir Jack verloren, verdammt noch mal!«

Samantha war die Physik egal. Sie fühlte sie nur einfach hilflos. Jack war fort. Fünfzig Minuten waren seit der Schlammflut vergangen, und Baines und Bongane waren auch

noch nicht zurück. Samantha wusste, dass mit jeder Minute die Chance, Jack lebend zu finden, schwand. Vor Angst zitterte sie am ganzen Körper.

Als Bongane und Baines endlich mit über ihren Schultern gehängten Seilen über das Geröll geklettert kamen, sprang sie auf.

Sie hatte nicht erwartet, dass irgendjemand sonst den Schacht hinunterklettern würde, um Jack zu suchen. Sie war am kleinsten und leichtesten, und durch ihre Kletterkünste war sie für diese Aufgabe wie prädestiniert. Ricardo reichte ihr eine Taschenlampe. Bongane überprüfte immer wieder die Knoten um Samanthas Hüfte, danach zurrte er diejenigen zwischen den sechs einzelnen Seilen fester. Samantha könnte bis auf eine Länge von fünfundfünfzig Metern hinabgelassen werden.

»Was ist, wenn wir mehr Seil brauchen?«, fragte sie.

»Mehr haben wir nicht«, antwortete Baines. »Für das hier mussten wir schon das ganze Lager absuchen.«

»Wenn wir mehr Seil brauchen, ist die ganze Übung sowieso sinnlos«, meinte Dorn.

Samantha starrte den Schacht hinunter. Der Steintunnel mündete in einer schwarzen Leere. Sie schaltete die Taschenlampe ein. Der scharfe, zehn Zentimeter breite Strahl bohrte sich durch das Schwarz. Sie drehte vorne an der Lampe, und der Strahl weitete sich, sodass mehr von dem Schacht beleuchtet wurde.

»Wenn du willst, dass wir dich hochziehen, gib ein Zeichen«, sagte Dorn. »Zweimal ziehen.«

»Wie wär's, wenn ich einfach rufe: Holt mich verdammt noch mal hoch?«

»Das ginge auch.«

Bongane hob Samantha in die kleine Kammer, wo sie kurz durchatmete. Mit dem Hintern saß sie auf dem Rand, unter ihr baumelten ihre Füße. »Hast du alle Knoten nachgeschaut?«,

fragte sie. Wenn sich einer von ihnen lösen würde, gäbe es keinen Weg mehr zurück.

Bongane nickte.

»Pass auf, dass du das Seil nicht an irgendwelchen Kanten reibst«, riet Baines.

Langsam rutschte Samantha auf dem Rücken hinunter. Von oben wurde das Seil gleichmäßig abgelassen. Samantha betete, dass die Knoten fest genug waren. Ihre Angst hatte kein Ventil. Die engen Mauern, die sie wie in einem Steinsarg einschlossen, sahen gegenüber dem Rest der ganzen Anlage genau gleich aus.

»Wir haben noch zwölf Meter!«, rief Ricardo hinunter.

Sie murmelte Refrains ihr vertrauter Lieder vor sich hin, um sich von der Enge abzulenken. Ab und zu rief sie Jacks Namen. Kurz darauf wurde kein weiteres Seil mehr abgelassen. »Was ist los?«, schrie sie nach oben.

»Das war's. Fünfundfünfzig Meter«, dröhnte Ricardos Stimme zu ihr herunter.

Samantha sah den Schacht hinab, dann knipste sie die Taschenlampe an. Sie konnte nicht sagen, wie weit der Kanal noch hinunterreichte. »Jaaaack!« Sie wartete, bis ihr Echo verhallt war. Warum hatten sie nicht mehr Seil mitgenommen? Immer wieder rief sie seinen Namen.

Doch es kam keine Antwort.

Sie wurde erneut von Panik erfasst. Jack war tot. Sie lehnte ihren Kopf gegen die kalte Oberfläche der Schräge. Eine Träne bahnte sich ihren Weg über die schmutzige Wange. Sie hätte in der vergangenen Nacht mit Jack reden und ihm alles sagen sollen. Jetzt würde sie diese Chance nie wieder bekommen. Zum zweiten Mal in ihrem Leben hatte sie ihn verloren – diesmal für immer.

Sie antwortete nicht auf die Frage von oben, ob sie den Boden sehen könne. Stattdessen steckte sie die Taschenlampe in die Tasche und weinte.

Schacht

Die Männer riefen immer noch zu ihr hinab, aber Samantha konnte nicht antworten. Nach ein paar Minuten spannte sich das Seil um ihre Hüfte, um sie zogen sie wieder hoch. Sie wurde von der Leere verschluckt. Die Verzweiflung, die sie ein paar Augenblicke zuvor erfüllt hatte, wurde von einem Gefühl ersetzt, das an Verdrossenheit heranreichte – eine Taubheit ihres ganzen Körpers. Sie ignorierte die Rufe. Das Kinn auf ihre Brust gelegt, war ihr Blick in die Dunkelheit gerichtet. Die besorgten Stimmen kamen immer näher. Etwa nach der halben Seillänge blieb ihr Gürtel in einer Fuge zwischen zwei Steinen hängen. Die Männer zogen vergeblich, und schließlich merkte Samantha, dass sie ihnen helfen musste.

»Samantha!«, schrie Dorn. »Hörst du mich?«

Einige Augenblicke lang rührte sich Samantha nicht. »Ja«, antwortete sie endlich mit schwacher Stimme.

»Gott sei Dank!«, rief er zurück. »Wir dachten, du bist vielleicht tot.«

»Hast du was gesehen?«, fragte Ricardo.

»Nein.« Die Antwort kam nur flüsternd.

»Du scheinst festzuhängen. Kannst du dich bewegen?«, fragte Ricardo sanft. »Wir müssen dich da rausholen. Wir können es noch einmal versuchen, wenn wir mehr Seile haben.«

Sie könnten es noch einmal versuchen. Der Gedanke ermutigte ihre tauben Glieder. »Lasst mich ein paar Zentimeter runter«, brachte sie endlich hervor. »Mein Gürtel klemmt.«

Nachdem das Seil nachgegeben hatte, bewegte sich Samantha zur Seite, um den Gürtel freizubekommen. Als sie sich mit einem Ruck wieder auf den Rücken drehte, kratzte die Taschenlampe an der Wand, rutschte aus ihrer Hosentasche und polterte den Schacht hinunter.

Sie hörte keinen Aufschlag.

Über ihr starrten zwei von hinten beleuchtete Köpfe durch die Schachtöffnung. Sie fragte sich, ob es überhaupt einen Grund gab, zurückzukehren. Das Seil spannte sich wieder um ihre Hüften. Samantha bereitete sich auf das letzte Stück des Aufstiegs vor. Als sie hochgezogen wurde, warf sie einen letzten Blick in die Tiefe. Dann spielte ihr Kopf verrückt. Sie glaubte, dass von unten die Wände des Schachts für einen Moment aufleuchteten.

Sie schüttelte den Kopf.

»Wartet!«, rief sie.

Samantha sah es wieder. Zweimal – ganz schnell hintereinander. Ein Licht ging an und aus, an und aus.

Eine Taschenlampe!

»Es ist Jack!«, schrie sie.

Elohim

Jacks Magen verkrampfte sich und presste schlammiges Wasser aus sich heraus. Schmerz durchbohrte ihn. Bei jedem kurzen Atemzug stach es in seinen Lungen, als würden hundert Dolche um seinen Brustkasten darauf warten, ihn abzustechen, sobald er tiefer einatmete. Jack zwang seine Finger, sich zu bewegen, auf die Taschenlampe zu drücken, die beinahe auf ihn gefallen war. Er hörte Rufe, doch sein Hirn weigerte sich, die Informationen um ihn herum zu verarbeiten, und gab nur Befehle weiter, die seine Hände verstanden. Sein Daumen drückte den Knopf – an und aus, an und aus. Seine Hände müssten aufschreien, weil es sein Mund nicht konnte.

Der Schlamm …

Die Erinnerung kam zurück – der Wasserberg, der auf ihn zuraste, der Geröllhaufen. Doch wo war er jetzt? Seine ver-

schleierten Augen suchten nach Zeichen des Hindernisses. Vielleicht ist es fortgespült worden. Seine Zunge bemerkte eine Lücke an den unteren Zähnen. Er schmeckte den leicht kupfrigen Geschmack von Blut, vermischt mit sandigem Schlamm.

Seine Energie schwand.

Seine Finger konnten die Taschenlampe nicht mehr halten – sie rutschte ihm aus der Hand. Bald würde ihn die Dunkelheit überkommen, dachte Jack. Durch die mit Schlick verstopften Ohren vernahm er wieder Stimmen. Rufe, die ihm galten, hallten vom Boden zurück – aus welcher Richtung sie stammten, vermochte er nicht zu sagen. Aufs Neue versuchte er zu antworten, doch er konnte nicht. Erschöpfung übermannte ihn. Sein Kopf wollte schlafen. Er musste ausruhen. Einfach noch ein bisschen ausruhen.

Nur eine Minute.

Jacks Gesicht klatschte in den Matsch, doch sein Überlebensinstinkt brachte seinen Körper wieder in Bewegung. Er riss den Kopf hoch. Aus den Nasenlöchern blubberten schlammige Blasen. Denk nach!, befahl er sich. Halb bewusstlos stützte er sich gegen eine Wand. Und wieder wurde sein Oberkörper von einem stechenden Schmerz durchbohrt. Doch der Schmerz hielt seine Gedanken, hielt ihn selbst wach. Er blinzelte mit den Augen, aus denen Schlamm tropfte. Darauf vertrauend, nicht wieder von den Schlammmassen verschluckt zu werden, drohte er erneut vom Nebel umhüllt zu werden.

Er musste bewusstlos gewesen sein. Einen Augenblick lang dachte er, er sei nicht allein.

Von der anderen Seite des Raums aus wurde er von einer großen Gestalt beobachtet.

Jack hatte nicht genug Kraft, sich über die Augen zu wischen. Sein Kopf fiel von einer Schulter auf die andere, während sein Hals versuchte still zu halten. Er träumte.

Oder er starb.

Genau, dachte Jack, ich sterbe. Denn die leuchtende Gestalt

vor ihm ging nicht fort. Durch den Wirbelwind in seinem Kopf hindurch erkannte Jack das lange Gesicht, den dichten Bart, das wallende Gewand und die großen Augen.

Große leuchtende Augen.

Sie schienen ihm ein Zeichen zu geben, aber Jack konnte sich nicht bewegen. Ein friedvolles Gefühl überkam ihn. So friedvoll wie nie zuvor in seinem Leben. Obwohl es dunkler wurde, vermochte Jack das wundersame Leuchten der Gestalt noch zu erkennen. Es muss ein Engel sein. Der Engel öffnete seine Arme. Die Erscheinung kam näher. Sie kam zu ihm.

Ich bin tatsächlich gestorben, dachte Jack.

Schlaf

Jack erwachte ganz plötzlich. Sein Hirn flehte nach Reizen – und hatte sie bald gefunden. Licht strömte in seine Augen und verursachte stechenden Schmerz. Er blinzelte. Etwas Warmes, Nasses wurde über seine Stirn gezogen. Er hörte eine sanfte Stimme, wollte sich erheben, spürte jedoch einen scharfen Schmerz seitlich an seinem Oberkörper, der, wie er feststellte, mit einer elastischen Binde fest umwickelt war. Und er spürte die leichte Berührung einer Frau, die seine Schulter unten hielt.

»Bleib ruhig. Alles ist in Ordnung«, sagte die Stimme.

Jack blickte auf eine Decke aus Zeltleinwand und versuchte sich zu orientieren. Schließlich trat die Gestalt neben ihm näher und ins Licht. Jetzt sah er das lange schwarze Haar und das scharfkantige Gesicht von Veronica.

»Was ist passiert?«

»Du bist abgestürzt«, sagte sie. Ihre zarte Hand strich einige Strähne aus seinem Gesicht. Langsam fing sein Geist an, ein paar Dinge zu verarbeiten. Die Schlammwand. Der Schacht.

Seine Augen folgten der Naht der Zeltleinwand. Das Mannschaftszelt an der Oberfläche.

Er hatte überlebt. Aber wer hatte ihn da rausgeholt?

Veronica betupfte seine Stirn mit einem warmen Schwamm. Jack spürte die Wolldecke an seiner Hüfte und zog sie höher.

»Du hast lange geschlafen«, sagte Veronica.

Jack schaffte es, sich aufzurichten. »Wie lange?«

»Seit dem Morgen.«

Jack hörte das Zischen der Laternen. Draußen stöhnte der Nachtwind über den dürren Boden. Er war mindestens zwölf Stunden bewusstlos gewesen. »Wo sind die anderen?«

»Deine Freundin wird bald zurück sein.«

»Samantha?«

»Sí.«

Jack atmete tief durch. Samantha ging es gut.

»Sie holt noch heißes Wasser und Medikamente«, erklärte Veronica. Dann murmelte sie etwas auf Spanisch. *»Esa mujer te quiere ...«,* glaubte Jack zu hören.

Er schloss die Augen. *Diese Frau liebt dich ...* War es das, was er gehört hatte?

»Jack?«

Die Stimme überraschte ihn; sie hatte keinen Akzent. Er öffnete seine Augen.

Am Zelteingang stand Samantha. »Du warst ganz schön lange weggekippt.« Sie trat ans Feldbett. Veronica erhob sich und verließ schweigend das Zelt. »Wie geht's dir?«, fragte Samantha, die sich neben ihn setzte.

»Schlimmer als ich aussehe.« Jack mühte sich ab, sich noch mehr aufzurichten.

»Vorsicht. Du hast dir wahrscheinlich zwei Rippen gebrochen. Zumindest sind sie stark geprellt.«

»Hast du nicht zufällig irgendwo zwei Zähne rumliegen sehen?«, fragte Jack, während er seine untere Zahnreihe berührte.

»Es hätte schlimmer kommen können.«

»Was ist passiert? Ich erinnere mich an … Schlamm. An eine unheimliche Menge Schlamm.«

Samantha berührte Jacks Arm. »Ich weiß. Du warst ganz voll damit. Eine Stunde habe ich gebraucht, um dich wieder sauber zu kriegen.«

Ihre Berührung war angenehm. »Danke.«

»Die Sprengung hat eine Schicht des Komplexes verflüssigt und den Gang überflutet. Du bist direkt vor meinen Augen verschwunden. Ich dachte, ich …« Sie schwieg einen Augenblick. »Wir dachten, wir hätten dich verloren. Das Wasser hat dich den Schacht hinuntergezogen.«

»Ich erinnere mich nur an den stinkenden Matsch.«

»Der Matsch hat dir das Leben gerettet. Er muss ein Meter hoch gewesen sein, als du unten gelandet bist.«

»Unten?«

Samantha nickte.

Erinnerungsfetzen kamen zurück. »Es gibt eine zweite Ebene, Samantha.«

»Ich weiß.«

»Wie hast du …«

»Wir hatten nur fünfundfünfzig Meter Seil. Die reichten nicht, um zu dir runterzukommen. Nachdem du mit der Taschenlampe ein Signal gegeben hast, haben wir Verlängerungskabel zusammengebunden, bis das Seil lang genug war und ich bis zu dir runter konnte.«

»*Du* bist den Schacht hinuntergeklettert?«

»Mit meinem roten Hintern kann ich's dir beweisen.«

»Wie bin ich wieder hochgekommen?«

»Das war eine der leichteren Übungen. Wir haben die Treppe genommen.«

»Die Treppe?« Jack versuchte sich noch mehr aufzusetzen.

»Ruh dich lieber aus.« Sie reichte ihm drei Vicodin-Tabletten. »Nimm das hier.«

Widerwillig fügte sich Jack. »Was für eine Treppe?«

Samantha schwieg einen Augenblick. »Morgen.« Sie beugte sich vor und küsste Jack leicht auf die Stirn. »Morgen.« Dann ging sie zum Zeltausgang.

»Warte! Samantha!« Jack versuchte aus dem Bett zu steigen. Er wollte mehr wissen. Er wollte von der unglaublichen Sache berichten, die er in der von Schlamm überfluteten Kammer gesehen hatte, aber der Schmerz in seinem Brustkorb war stärker. »Mir geht's doch gut!«, sagte er – allerdings nur zu sich selbst. Samantha war schon fort.

Pierce hatte den Atem angehalten.

Nur wenige Sekunden bevor er in seinem Nachtsichtgerät einen Körper erkannte, der um die Ecke der Pyramide bog, hatte er den Rauch der Zigarette bemerkt. Eine kurze Berührung auf seinem Rücken signalisierte, dass Miller, der die Flanke der Pyramide im Auge behalten hatte, der Wachposten ebenfalls nicht entgangen war.

Von der vierten Stufe der Pyramide aus mit guter Sicht in die Grube hatte Pierce in dem schwachen Licht nur ein paar Fotos machen können. Die Spezialkamera mit dem riesigen Objektiv zitterte in seiner Hand. Er konnte die Figur deutlich erkennen – und der Mann, über dessen rechte Schulter eine Uzi hing, ging direkt auf ihn zu. Sollten sie sich bewegen? Das Licht des fast vollen Monds würde sie verraten, falls der Typ zu nahe kam. Entweder sie müssten die Sache erst mal abbrechen oder vollkommen still stehen bleiben, doch Pierce hatte keine Möglichkeit, sich mit seinem Partner zu verständigen. Als der Wachposten immer noch näher kam, blieb Pierce instinktiv regungslos stehen. Er betete darum, dass auch Miller dies tun würde.

Miller tat es.

Der Mann ging um die andere Seite der Grube herum – in nur zwanzig Meter Entfernung. Pierce konnte seine Waffe nicht rausziehen, ohne dass er ihre Position auf der Stufe verraten

würde. Er atmete so flach und so langsam wie möglich. Der Wachposten hielt an. Nach einem weiteren Zug an seiner Zigarette schnippte er die Kippe auf den Dreckhaufen neben der Grube, während er genau in ihre Richtung blickte. Keine Bewegung, sagte Pierce und versuchte mit seinem Geist den Aufpasser zu zwingen, umzukehren, als besäße er telepathische Kräfte.

Vielleicht kann ein menschliches Gehirn in einer angespannten Situation solche Meisterstücke vollbringen, dachte Pierce kurz darauf, denn ein paar Sekunden später ging der Wachposten den Weg um die Öffnung zurück und verschwand hinter der Pyramide.

Pierce signalisierte Miller nur mit einer Handbewegung, dass sie sich zurückziehen sollten. Die erste Fotoserie müsste ausreichen – ihre gewagte Mission wurde zu riskant. Als sie hinter dem Erdhaufen waren, rannte Miller in Richtung des Wasserlaufs, den sie als Deckung beim Anschleichen an die Ausgrabungsstelle benutzt hatten. Pierce folgte mit in der dünnen Luft brennenden Lungen. Schließlich verschwanden die beiden Männer in dem flachen Wasserlauf westlich des Lagers. Das schmerzhafte Adrenalin, das ihn ein paar Sekunden zuvor durchströmt hatte, wandelte sich in reine Heiterkeit, den Ansporn, den Pierce als Spion dringend nötig hatte. Doch er konnte ihn nur kurz genießen. Als er den Abhang hinunterrutschte, bemerkte er zwei Gestalten, die sich unterhalb von ihm einen Kampf lieferten.

Veronica blieb stehen, blickte auf den Platinmond und fragte sich, wo auf dieser pockennarbigen Oberfläche wohl der See der Ruhe lag. Als Mädchen hatte sie oft von diesem besonderen Ort geträumt, an dem die Astronauten landeten. Sie stellte sich vor, es sei der friedlichste Ort im ganzen Universum. Wenn sie doch dort hingehen könnte, an solch einen Ort der Ruhe. Der Mond war ihr zu einem Talisman der Hoffnung

geworden, in gewisser Weise ein Trost, auch wenn sie wusste, dass sie niemals von so etwas Friedlichem aus ihrem von Gewalt bestimmten Leben errettet werden konnte. Von nichts und niemandem, außer vielleicht von einem netten Mann wie Jack. Ungewöhnliche vierundzwanzig Stunden lang hatte sie geglaubt, es gebe eine Zukunft für sie – mit ihm; dass er derjenige sei, der ihr zu diesem friedlichen Leben verhelfen würde. Doch der hübsche Fremde bewahrte die spezielle Ehre für eine andere Frau. Wenigstens hatte sie Zeugin einer Beziehung sein dürfen, die weder durch Gewalt noch durch Inzest oder Abneigung beeinträchtigt war. Dies gab ihr – zumindest flüchtige – Hoffnung, eines Tages das Gleiche zu finden. Veronica steckte sich eine Zigarette in den Mund und schützte das Feuerzeug mit ihren Händen vor dem Wind. Ihr Daumen drehte am Zündrad, bis eine Flamme zwischen ihren Handflächen tanzte.

Dann hörte sie einen Schrei aus dem Wasserlauf rechts von sich.

Der Bolivianer schrie nur den Bruchteil einer Sekunde, bevor Pierces festgestellte Klinge seiner Luftröhre einen glatten Schnitt versetzte. Der Körper fiel vor Pierces Füße, immer noch zuckend, doch stumm – abgesehen von der gurgelnden Luft, die dem klaffenden Spalt in der Kehle des Mannes entwich.

Miller kam wieder auf die Beine. Er presste seine Hand gegen seine Schulter, aus der Blut sickerte. »Hab ihn erst gesehen, als es schon zu spät war«, flüsterte er.

»Bist du in Ordnung?«

»Er hat mir mit seinem Messer ordentlich eins versetzt, aber nicht tief.« Miller sah auf die Leiche. »Scheiße. Ich hab unsere Deckung verraten – das ist ein Kartellmitglied.«

»War nicht zu ändern.«

»Wir könnten ihn begraben. Damit gewinnen wir vielleicht

etwas Zeit.«

»Lass ihn. Wenn wir Glück haben, denken die Bolivianer, es war ein Kampf zwischen ihren eigenen Leuten«, meinte Pierce.

»Machen wir, dass wir wegkommen.«

»Er hat mir das Nachtsichtgerät runtergehauen«, sagte Miller, der den Boden mit seinem Fuß abtastete. »Ich kann nichts sehen.«

»Rechts von dir«, erwiderte Pierce.

Er hatte es mit seinem eigenen Gerät gesichtet, dann hörte er Schritte über sich. Pierce hob das Sichtgerät auf, während er zu Miller kroch, und packte seinen Kollegen am Arm. Ohne zurückzublicken rannten die beiden Männer zwischen den Felsen und dem Gestrüpp hindurch und waren genau in dem Moment in der Dunkelheit verschwunden, als die Schritte den Rand des Wasserlaufs erreichten.

»Das hat garantiert keiner von meinen Männern gemacht«, sagte Dorn mit finsterem Blick. Die Laterne beleuchtete den blutgetränkten Boden um die Leiche des Bolivianers.

»Wer war es dann? Einer von uns etwa?«, fragte Veronica. Ihre schwarzen Augen blitzten vor Zorn in der künstlich erzeugten Dämmerung.

»Das würde ich vermuten«, meinte Dorn, während zwei ihrer Männer den erschlafften Körper ihres toten Kameraden aufhoben.

»Das gehörte nicht zu unserer Abmachung«, sagte sie.

»Du kannst sicher sein, dass ich für die Schwierigkeiten aufkomme«, beruhigte sie Dorn. »Ich werde Baines heute Nacht noch einen Scheck ausstellen lassen.«

»Du gibst mir einen Scheck für eine Leiche?« Veronica schien sein Angebot wie einen Schwertstoß aufzufassen. »Wenn ich rauskriege, das ihr das gemacht …«, fuhr sie fort, brach aber mitten im Satz ab.

Dorn schwieg.

Veronica griff nach einer Laterne. Ohne ein weiteres Wort ging sie zu ihren Männern, die die Leiche den Hang hinauftrugen. Beleuchtet von Baines' schwerer Taschenlampe, wirkte das Blut auf dem Boden wie ein roter Rorschach-Test.

Dorn wartete, bis die drei Bolivianer über der Kante verschwunden waren, bevor er fragte: »Und was denkst du?«

»Ich weiß nicht«, murmelte Baines. »Aber mir gefällt die Sache nicht.«

»Glaubst du, jemand von den Bolivianern hat ihn umgebracht?«

»Sie scheint die Wahrheit zu sagen, aber von meinen Jungs war das auch keiner.«

»Wer dann? Ein anderes Kartell? Eine Guerilla-Gruppe?«

Dorns Fragen blieben unbeantwortet. Baines kniete nieder, den Schein der Taschenlampe vor sich gerichtet. Er hob eine abnehmbare Linse auf und drehte sich zu Dorn.

»Jemand mit einem Nachtsichtgerät«, sagte er.

In Gedanken versunken, ging Dorn zum Lager zurück. Eine Mogelkarte hatte das Gleichgewicht in ihrem Spiel ins Wanken gebracht, was ihm ganz und gar nicht passte. Am Rand des Lagers hielt er Baines an. »Zahl die Bolivianer aus. Ich will, dass sie bis zum Morgen von hier verschwunden sind. Sie sind eher ein Risiko als ein Schutz.«

»Ich kümmere mich heute Abend noch darum«, erwiderte er.

»Ich will, dass die Sache ruhig vonstatten geht. Kein Wort zu Samantha oder den anderen Wissenschaftlern über das, was vorgefallen ist.«

»Ich stell sicher, dass sie nicht miteinander in Kontakt kommen.«

»Gut. Erweitere die Sperrlinie und verstärke die Bewaffnung. Deine Männer sollten jederzeit zum Schlag bereit sein«, verlangte Dorn. »Ob es die Bolivianer waren oder dämliche Linke – jemand hat eine Auge auf unsere Ausgrabungen

geworfen.«

»Ich würde gern wissen, was das bedeuten soll.«

Der Südafrikaner zog seine Pfeife aus der Tasche. »Dass wir früher als geplant hier verschwinden.«

Morgen

McFadden rieb sich die Augenwinkel. Er fand den Ausdruck »Schlaf« für die getrockneten Sekrete ziemlich ironisch. Davon hatte er letzte Nacht nämlich äußerst wenig bekommen. Den größten Teil des Abends hatte er in der Fotoabteilung der CIA zugebracht, um die Bilder zu untersuchen, die Pierce und Miller an der Ausgrabungsstätte geschossen hatten. Die beiden Agenten berichteten über die Ausschaltung von einem der bolivianischen Begleiter, wodurch der Analyse der Fotos eine weit größere Bedeutung zukam. McFadden glaubte nicht, dass der CIA noch viel Zeit blieb, bis die Deckung der Agenten vor Ort auffliegen würde.

»Und die Analytiker sind der Meinung, die Anlage wurde von Menschen errichtet?«, fragte Wright.

»Ja, Sir.« McFadden reichte ihm weitere Fotos. »Diese hier wurden nur vierzig Meter von der Ausgrabungsstelle entfernt gemacht. Sie sehen die scharf umrissenen Kanten unten in der Grube. Wir haben sie vergrößert. Die Seiten sind eindeutig maschinell gefertigt.«

Wright starrte auf die undeutlichen Fotos. Was er darauf sah, ähnelte dem Eingang eines offenen Sturmkellers mit vier eindeutig umrissenen Kanten, die das nebelhafte Dunkel umschlossen.

»Wir glauben, dass diese Vorsprünge im Innern Stufen sind«, erklärte McFadden. »Aber wir sind nicht sicher.«

»Dann sorgen Sie für Sicherheit.«

McFadden nickte. Die neuesten Entwicklungen hatten ihm eine ganze Menge Energie geraubt, ihn aber auch äußerst wachsam gemacht.

»Und die elektromagnetischen Strahlen?«, fragte Wright.

»Die Satelliten haben nach dem Energieschub von gestern um sechs Uhr einundzwanzig keinen weiteren mehr registriert.

Aber die Messungen bestätigen das Vorhandensein von Metall in der Grube – auf allen vier Seiten.«

»Ich lasse das über die verschiedenen Wege laufen. Das ist mir nicht ganz geheuer …«

McFadden wusste, dass die Wege, von denen Wright sprach, direkt zum Präsidenten führten.

»Lassen Sie die Agenten vor Ort die Beobachtung fortführen«, ordnete Wright an. »Wenn es aber so aussieht, dass sie auffliegen, will ich sie so schnell wie möglich aus dem Gebiet raus haben.«

»Wird erledigt.« McFadden stand auf, um zu gehen.

»Und, John …«

»Ja, Sir?«

»Entspannen Sie sich etwas«, sagte Wright. »Sie sehen furchtbar aus.«

Veronica hatte Tiahuanaco mit ihren Männern noch vor dem Morgengrauen verlassen. Sie hatte sich nicht einmal von Jack verabschieden können. Während sich die Transporter den Weg vom Hochland hinunterschlängelten, unterrichtete sie ihren Onkel von den letzten Ereignissen über das Handy. Der Mann wirkte viel zu interessiert an dem, was die Wissenschaftler gefunden haben könnten, und viel zu unbekümmert über den Tod eines ihrer Kameraden. Sie blickte hinter sich zu der zugedeckten Leiche und fragte sich, wie viel sie noch ertragen könnte.

»Señor Checa und ich möchten, dass du noch in dem Gebiet

bleibst«, sagte ihr Onkel. »Natürlich ohne gesehen zu werden. Wir werden dir Verstärkung schicken.«

Veronicas Atem ging schneller.

»Hast du verstanden, mein Engel?«

»Ja«, antwortete sie nach einer Weile, »ich habe verstanden.«

Vicodin ES ist eine fantastische Droge, siebenhundertfünfzig Milligramm davon sind die reine Freude.

Die schmerzstillende Wirkung des Sedativums hielt Jack immer noch im Nebel, als ihm Samantha das Frühstück brachte. Der löslichen Hafergrütze fügte er kein Wasser hinzu, sondern würgte das Zeug auf dem Weg zur Ausgrabungsstelle gleich aus der Tüte trocken hinunter.

Sie hatte ihm aus dem Bett helfen müssen, doch die kühle Morgenluft belebte ihn. Seine verspannten Arme und Beine schienen sich mit jedem Schritt zu lockern, und der von seinen Rippen verursachte Schmerz war beinahe verschwunden. Sie betraten den Sicherheitsbereich. François, der Wache schob, nickte ihnen vom Führerhaus eines der Transporter aus zu. Die Bolivianer seien schon vor dem Morgengrauen abgefahren, erfuhr Jack von Samantha. Jack konnte nicht behaupten, dass es ihm Leid tat – außer wegen Veronica.

»So, jetzt erzähl mir über die zweite Ebene«, bat Jack.

»Die ganze Ebene war zugemauert«, fing Samantha an. »Nachdem ich sicher war, dass du so weit in Ordnung warst, habe ich ein bisschen rumgesucht und eine Treppe gefunden, deren Zugang zugemauert war.«

»Zugemauert?«

»Von außen abgeschottet. Jemand hat den Zugang absichtlich getarnt. Die Mauer bröckelte, als ich mit der Taschenlampe draufschlug. Ich brauchte zwanzig Minuten, um durchzukommen. Dann merkte ich, dass die Treppe in eine Kammer führt, die in der Nähe des Schachts liegt.«

Jack atmete heftig in der dünnen Luft.

»Willst du dich ausruhen?«, fragte sie.

Jack schüttelte den Kopf. »Schon in Ordnung.« Die Erinnerung an sein Martyrium wirkte so real. Aber es konnte nicht sein. Er musste geträumt haben. »Ich will nicht, dass du mich für verrückt hältst …«

»Warum?«

»Ich habe da unten was gesehen, Samantha. In dieser Kammer.« Jack blieb stehen. Er bot allen Mut auf, den er zusammenbringen konnte: »Ich habe einen Leuchtenden gesehen.«

Auch Samantha blieb stehen und blickte Jack ernst an. »Ich weiß.«

Die Knochen in Jacks Beinen wurden zu Gummi. *Sie weiß es?*

VIERTER TEIL

Der Leuchtende

»Du weißt es?« Jack konnte kaum schlucken. Ihm wurde schwindlig.

»Das war keine Halluzination.« Samantha nahm ihn bei der Hand. »Komm, ich zeig's dir.«

Sie half Jack die Treppe an der Öffnung hinunter. Die Glyphen an der östlichen Mauer kaum wahrnehmend, die leuchtenden Wände vergessend und nicht bemerkend, dass sie allein waren, folgte Jack Samantha schweigend. Sie blieb vor dem Dekontaminationsgerät stehen.

»Bist du so weit?«, fragte sie.

Jack nickte.

Das Spektralbild tanzte in der staubigen Luft der großen Halle. Über dem langen vornehmen Bart blitzten zwei auffallend stechende Augen. Das würdevoll, glänzende Gewand wellte sich im längst vergangenen Wind. Jacks Herz hämmerte in seiner Brust, als forderte es seine Freiheit.

»Die Bilder waren aktiviert, als ich dich fand«, erklärte Samantha. »Sie haben mich zu Tode erschreckt.«

Nach dem Betreten der großen Halle hatte Samantha Jack gebeten, sich an einen Klapptisch zu setzen. Aus einer Kiste hatte sie einen Metallwürfel herausgeholt, der etwas kleiner war als die fussligen Würfel, die sich feinsinnige Menschen an den Rückspiegel hängen. Jede Fläche, bis auf eine, zeigte eine kreisförmige Vertiefung. Samantha war ein paar Schritte vor Jack getreten, hatte den Würfel mit der Fläche ohne Vertiefung nach unten auf den Steinboden gelegt und dadurch aktiviert.

»Willkommen im Heimkino der Zukunft«, hatte sie gesagt. Aus den Vertiefungen des Würfels strömte Licht in alle Richtungen und bildete einen weiteren Würfel mit sechs quadratmetergroßen Flächen. Als sich Jacks Augen an das Licht gewohnt

hatten, erkannte er einen dreidimensionalen, statuenhaften Außerirdischen, der vor ihnen herging, als befände er sich tatsächlich im Raum.

»Das kann doch nicht wahr sein«, sagte Jack.

Der Fund in Mali war unvergesslich. Die konservierten Überreste der Außerirdischen hatten dem noch eins draufgesetzt. Aber das hier zu sehen, wie sich einer dieser Gestalten in einer dreidimensionalen Darstellung bewegt, war vollkommen surreal.

Die Szene der Holografie vor ihnen spielte auf der Oberfläche in Tiahuanaco, doch die Anlage aus Stein war noch neu und fantastisch erhalten und das Gebiet drumherum üppig bewachsen. Grüne Bäume wogten im Wind.

»Du hattest Recht mit dem Klimawechsel«, sagte Samantha.

Mit Gepäck wie für eine Reise beladen, ging die Gestalt von der Kamera fort – auf die andere Seite der dreidimensionalen Bühne – in Richtung eines flimmernden Sees im Hintergrund. Von beiden Seiten der »Bühne« aus beobachteten ihn zwei größere Außerirdische. Jack stand vom Tisch auf.

»Geh ruhig weiter«, forderte ihn Samantha auf. »Du kannst richtig durchspazieren.«

Jack warf ihr einen Blick zu, bevor er in das Gitter trat. Ihm war, als wäre er vor einen Filmprojektor getreten. Die Bilder von der Seite des Würfels wurden auf die Rückseite seiner Beine geworfen. Obwohl er wusste, dass der Film durchsichtig war, schien die belebte Gestalt des Außerirdischen so nah und echt, als könnte man sie berühren. Jack streckte seine Hand aus – sie tauchte in die Form ein. Er zitterte vor Aufregung.

Das war einfach zu viel.

Auf dem Rücken der Figur sah Jack etwas Reflektierendes.

»Ich glaube, er hat das Artefakt«, sagte Jack. »Er trägt es …«

»Das glauben wir auch«, erwiderte Samantha. »Er muss derjenige gewesen sein, der bis Mali gekommen ist – das Fossil, das wir gefunden haben.«

Für den Bruchteil einer Sekunde verschwanden die Bilder.

»Keine Sorge, jetzt kommt eine andere Szene«, sagte Samantha, als eine neue Bilderserie einsetzte.

Jack trat aus dem Gitter heraus. »Wie oft hast du das gesehen?«

»Vielleicht dreißigmal«, antwortete sie lächelnd.

»Danke, dass du ohne mich angefangen hast.«

Sie deutete mit dem Finger auf etwas. »Das interessiert dich bestimmt.«

Ein anderer Außerirdischer – sein Gewand unterschied sich von dem des vorigen – begab sich in den Halbkreis kleinerer Gestalten, die mit dem Rücken zum Betrachter saßen. Jack trat weiter vor. Die kleineren Gestalten näherten sich der größeren ohne Angst. Sie hatten schwarze Haare und olivfarbene Haut und trugen Kleidung aus Fell und grobem Stoff.

Jack ging um das Gitter herum, um die kleineren Gestalten und ihre Gesichter von vorn zu sehen. »Samantha … das sind ja …«

»Menschen«, ergänzte sie. »Vielleicht ein später Ableger des Homo erectus und des früheren sapiens …«

»Sie interagieren«, sagte Jack. »Wir sehen hier gerade eine Interaktion mit Außerirdischen …«

Samantha grinste. »Ich dachte mir, dass dir das gefällt. Wir haben in den einzelnen Szenen insgesamt fünf verschiedene Außerirdische gezählt.«

»Die anderen sind eindeutig Menschen«, sagte Jack. Er erkannte fünf Finger, dann sah er sich den Schädel mit dem schwarzen Haar und der vom Wetter gezeichneten Haut genauer an. Menschen – jeder Einzelne von ihnen. Sie grüßten den Außerirdischen freundlich, zeigten dem Leuchtenden geflochtene Körbe mit einer Art von Getreide. Der Außerirdische nahm den Korb und streute die Samenkörner in eine lange Furche. Danach beugte er sich nach vorn und bedeckte die Körner mit Erde, als demonstrierte er den Zuschauern das

Verfahren.

»Der Außerirdische zeigt ihnen, wie man Ackerbau betreibt.« Jack bebte vor Aufregung.

Die Holographie platzte und wurde dunkel.

»Wir wissen nicht, warum die Szene nicht bis zum Ende geht«, meinte Samantha. »Das Gerät muss beschädigt worden sein.«

Eine andere, dunklere Szene erschien.

»Wir glauben, dass das hier irgendwo im Innern des Tempels ist«, erklärte sie.

Vor dem Hintergrund grauer Steine arbeitete ein Außerirdischer an einem Tisch. Das Gewand dieses Leuchtenden saß enger, wie ein Arztkittel. Mit seiner vierfingrigen Hand bewegte er etwas, das unter einem durchsichtigen Tuch lag. Jack ging um das Hologramm herum und sah, dass es sich um einen Körper handelte, aber er konnte nicht sagen, ob es ein männlicher oder weiblicher war. Doch ganz sicher war er, was dessen Gattung betraf – ein Mensch.

»Es sieht aus, als würde er eine Art medizinische Behandlung durchführen.«

Das Bild fror ein. Um den Würfel herum flimmerte es wie auf einem Bildschirm während einer statischen Störung.

»Das war's«, sagte Samantha. »Das Bild fällt immer an derselben Stelle zusammen.«

Jack hob den Würfel hoch, und sofort verschwand das Bild. Mit blinzelnden Augen hielt er ihn auf seiner flachen Hand.

»Unglaublich«, sagte er.

Dann ging er mit dem Würfel auf seiner ausgestreckten Hand zu Samantha hinüber. Sie umfasste ihn, nahm ihn aber nicht fort, sondern ließ die Seiten ihrer Hände auf seinen Handflächen.

»Was habt ihr auf dieser Ebene noch gefunden?«, fragte Jack.

»Nur dich.«

Mit den Lippen schwiegen sie, doch ihre Augen sprachen weiter. Ihre bekundeten Bereitschaft. Jack bekämpfte sein Verlangen, sie näher an sich zu ziehen.

»Sonst nichts?«, fragte er flüsternd.

Der Moment war vorbei. Samantha schüttelte den Kopf, und mit einer Spur von Enttäuschung sagte sie: »Nur ein Labyrinth leerer Räume und Sackgassen. Außer der Treppe, die ich entdeckt hatte.«

»Diejenige, auf der du mich rausgebracht hast?«

»Genau.«

»Wo ist sie?«, wollte Jack wissen.

Samantha legte den Würfel wieder in die Kiste. »Der Zugang war versteckt. Zugegipst in der hintersten dieser leeren Kammern. Ich zeig ihn dir.«

Dritte Ebene

Sie betraten den Gang, wo Jack von der Schlammflut beinahe getötet worden war. Der zuvor unpassierbare Geröllhaufen war nur noch ein Gewirr aus Steinen. Wände und Boden waren mit einer dünnen Schicht aus Schlamm überzogen, von dem der meiste in kleine, entlang der Wände liegende Häufchen zusammengeschaufelt worden war.

»Wir haben noch einen Schacht entdeckt«, sagte Samantha. »Genau wie derjenige, durch den du gefallen bist. Die anderen untersuchen gerade, ob er zu einer dritten Ebene führt.«

Jack blieb vor dem Schacht stehen. »Ich bin überrascht, dass du nicht dabei bist.«

Samantha führte ihn vorbei an den leeren Kammern, die zu beiden Seiten des Gangs lagen. In jede warf Jack einen Blick.

Auch sie waren früher einmal bemalt worden; unter einer

dünnen Schlammschicht erkannte er verblasste Zeichnungen.

Samantha bog nach links in die letzte Kammer, wo sich in der Mitte der hinteren Wand ein großes Loch befand. Davor lag ein kleiner Schutthaufen.

»Ein Geheimeingang«, sagte sie.

Jack inspizierte das Loch und ließ seine Hand über die Mauer gleiten.

»Wir hätten den Eingang von dieser Seite aus nie gefunden, wenn wir nicht mit einem Sonargerät gearbeitet hätten«, erklärte sie. »Die Stelle ist perfekt.«

Dem konnte Jack nur zustimmen. Die Tarnung war fachmännisch.

»Warum wollten sie eine ganze Ebene von der Außenwelt abschotten?«, fragte Samantha.

»Die Außerirdischen müssen gewusst haben, dass sie sterben«, sagte Jack. »Vielleicht haben sie die unteren Ebenen versiegelt, um Diebe – oder zukünftige Forscher – fern zu halten. Mag sein, dass hier etwas Wichtiges versteckt ist.«

Er wusste, dass viele Kulturen, besonders die Ägypter, wichtige Kammern hinter ähnlichen Gipsfassaden verschlossen hatten.

Samantha quetschte sich durch die reifengroße Öffnung. Jack folgte unter Protest seiner schmerzenden Rippen dicht dahinter.

»Hier unten wird es ein bisschen dunkler«, erklärte Samantha. Wie ein Schwert schoss der Lichtstrahl aus ihrer Taschenlampe. Sie stellte den Kegel weiter, sodass große Kreise auf die Wände geworfen wurden. Jack bemerkte etwas Leuchtendes auf Samanthas Ärmel. Er zog daran; leuchtender Staub blieb an seinen Fingern hängen.

»Dein Hemd.«

Samantha sah hinab. »Von den Wänden hier löst sich das Leuchtmaterial. Wir wissen nicht, warum.« Sie ging weiter. »Ricardo hat entdeckt, dass die Farbe tatsächlich ein biologischer Wirkstoff ist. Ein ›Glühen im dunklen Schimmelpilz‹,

sagt er.«

»Faszinierend«, erwiderte Jack. »Ich hätte es mir denken können.« Er kannte hunderte von Pflanzen- und Tierarten mit phosphoreszierender Eigenschaft.

»Ricardo glaubt, der Schimmelpilz sei extra für diesen unterirdischen Bereich entwickelt worden.«

Jack berührte die Wand. Seine Fingerspitzen leuchteten. »Organische Farbe«, sagte er. »Organische, lumineszierende Farbe.«

Sie folgten der langen geraden Treppe nach unten. Stimmen hallten zu ihnen herauf, noch bevor sie unten waren, wo Samantha links von ihnen auf eine mit Schlamm gefüllte Kammer deutete. »Da bist du gelandet. Sei vorsichtig, der Schlamm ist noch glitschig.«

»Und dort habe ich den Leuchtenden gesehen?«

»Ja, du und ich auch«, sagte Samantha. »Er hat mir eine Heidenangst eingejagt, bis ich merkte, dass es nur eine Holographie war.«

Jack spähte in die schlammgefüllte Kammer; die Vision jenes Engels haftete ihm noch im Gedächtnis. Samantha führte ihn den Gang entlang, der nach zwanzig Metern scharf nach rechts abbog. Ihre Stiefel hinterließen kleine Tritte in dem dunklen Schlick, mit dem der Boden überzogen war. Jeder Schritt wurde von einem schmatzenden Geräusch begleite.

Nach der Biegung erblickte Jack einen Stapel Kisten und zusammengerollte Seile, hinter denen drei Gestalten waren. Vor dem Hintergrund zweier zischender Laternen trat Dorn auf sie zu. »Schön, Sie wieder wohlauf zu sehen«, begrüßte er Jack. »Tut mir Leid, dass wir nicht warten konnten. Was machen die Rippen?«

»Bitte?«

»Ihre Rippen. Wie geht’s ihnen?«

»Ach so. Viel besser.« Jack hatte den Verband beinahe vergessen. Der Schmerz war abgeklungen.

»Gut. Wir haben nämlich Baines den Lüftungsschacht zum nächsten Stockwerk hinuntergelassen«, sagte Dorn lächelnd. »Und offenbar ist er unten angekommen.«

Jack, Samantha, Ricardo, Bongane und Dorn, jeder in einer vom Gang abgehenden separaten Kammer, lauschten auf Baines' Signal. Der Grundriss dieser Ebene entsprach demjenigen der Ebene darüber. Baines sollte sich die dritte Ebene ansehen und nach einer eventuell gleichfalls versiegelten Öffnung suchen. Er war bereits vierzig Minuten dort, als sein Klopfen nicht in einer der Kammern, sondern im Gang selbst zu hören war. Jack zeigte auf einen Bereich etwa in der Mitte des Gangs, zehn Meter von der von oben kommende Treppe entfernt. Alle eilten zu dem gedämpften Geräusch.

Mit den Hacken war die Arbeit an der gelben Gipswand, die in großen Brocken auf die dünne Schlammschicht fiel, schnell erledigt. Zehn Minuten nach dem ersten Schlag hatten sie ein Loch in die Wand gehauen, das so groß war, dass Baines seinen Kopf hindurchstecken konnte. Der Mann sah aus wie ein Kind, das mit Moms mehlbestäubtem Backblech gespielt hat – sein Haar war voll mit weißem Staub. Die Venen an seinem Hals waren geschwollen, eifrig Blut in sein Gesicht pumpend. Eine Sekunde lang sah er aus wie eine menschliche Jagdtrophäe, dachte Jack. Ein ausgestopfter Homo sapiens.

»Nun?«, fragte Dorn. »Warum hast du so verdammt lange gebraucht?«

Baines wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Ich glaube, wir haben Schwein gehabt.«

Eine Treppe verschwand in dem schwarzen Wasser, das die unterirdischen Gänge überflutet hatte. Sie erinnerten Jack an die Kanäle in Venedig – außer dass dieses Wasser hier nicht stank.

Von der Brust abwärts nass, zitterte Baines am ganzen Kör-

per. »Wie ich schon gesagt habe, es ist etwas nass hier unten.«

»Das ist kein stehendes Wasser«, stellte Jack fest. »Es muss von irgendwoher neues zufließen.«

Ricardo blickte zur Decke. »Was bedeutet, das wir auf Grundwasserhöhe sind.« Das gedämpfte Plätschern eines Tropfens antwortete ihm. »Und hier ist es undicht …«

»Das Wasser kommt vom See«, sagte Jack.

»Aber von dem sind wir ein paar Meilen entfernt«, entgegnete Dorn.

»Tiahuanaco war früher einmal ein Hafen«, erklärte Jack. »Dieser ganze Hügel war eine Insel in diesem See. Posnansky entdeckte die riesigen Schiffsanlegepoller aus Stein nur ein paar hundert Meter von hier entfernt. Welche Katastrophe auch immer zum Aufsteigen des Landes geführt hat, der Wasserspiegel wurde dadurch nicht gesenkt. Ihr wisst ja, dass wir nur fünfunddreißig Meter über dem Wasserspiegel des Sees angefangen haben zu graben.«

»Und wir sind viel tiefer als fünfunddreißig Meter unter der Erde«, fügte Samantha hinzu.

»Mindestens dreimal so tief. Schon unten an der Eingangstreppe waren wir unterhalb des Grundwasserspiegels.« Jack beugte sich vor und ritzte mit seinem Taschenmesser einen Strich in die Wand auf der Höhe des Wasserspiegels. »Das Wasser könnte ansteigen.«

»Mist.« Dorn blickte besorgt den überfluteten Gang entlang. »Hoffentlich nicht.«

Die Tropfen spielten eine unharmonische Melodie auf dem Wasser.

Die Stimmung schlug ins Sachliche um, als die weiteren Schritte diskutiert wurden. Jack leuchtete mit der Taschenlampe etwa zwanzig Meter nach rechts, wo er auf der anderen Seite des überfluteten Durchgangs eine weitere Treppe sah.

»Das ist sie«, sagte Baines immer noch zitternd. »Der Raum liegt gleich oberhalb der Treppe.«

»Wie hoch ist das Wasser?«, fragte Ricardo.

»Macht euch drauf gefasst, dass ihr nass werdet«, antwortete Baines. »Und dass euch kalt wird.«

Jack drehte sich zu Samantha. »Hast du Lust dazu?«

Sie war schon dabei, ihre Stiefel auszuziehen.

In dem dunklen Wasser fühlten sie sich wie in einem Fass mit chemischer Substanz.

Jack zitterte. Eisiges Wasser strömte in seine Stiefel und betäubte seine Schienbeine. Sein verletztes Knie tat weh, als das kalte Wasser seinen Angriff darauf startete und sich weiter zu den Oberschenkeln hocharbeitete. Gedämpftes Stöhnen und ein »O Gott!« signalisierten, dass sich das eisige Nass über seine noch empfindlicheren Körperteile hergemacht hatte.

Bongane blieb mit der Taschenlampe auf der Treppe stehen, um ihnen auf dem Weg durch die tintenschwarze Lagune zu leuchten. Falls das Wasser merklich steigen würde, sollte er sie sofort warnen.

Als die Männer den Boden des Gangs erreichten, stand ihnen das Wasser gut fünfzehn Zentimeter über der Gürtellinie. Samantha jedoch sank so tief ein, dass sie schrill aufschrie.

Jacks Zeh berührte eine Steinkante. »Ich glaube, ich bin an der ersten Stufe.«

Er schleppte sich die Stufen hinauf, die ihm jedoch nur wenig Erholung von dem eiskalten Bad boten. Ricardo sprang wie von einer Tarantel gestochen hinterher. Jack hatte nicht gewusst, dass er sich so schnell bewegen konnte. Baines und Dorn folgten, wodurch noch mehr Wasser auf die bereits glitschigen Steine gespült wurde. Dann half Jack Samantha aus dem kalten Nass.

Die fünf wrangen sich das Wasser aus der Kleidung und brachten ihre Gliedmaßen durch Reiben wieder zum Leben. Obwohl alle scharf darauf waren zu sehen, was Baines entdeckt hatte, fragte niemand nach der Zeit, die sie aufwendeten, um

wenigstens wieder etwas Gefühl in den Körper zu bekommen. Jack erkannte Bongane, der am anderen Ende der Untergrundlagune auf der Treppe kauerte.

»Nur die Treppe hoch!«, rief Baines.

»Alle fertig?«, fragte Jack. Bloß Samantha nickte mit klappernden Zähnen. »Wenn jemand glaubt ohnmächtig zu werden, soll er es sagen. Hier unten kann man sich leicht eine Unterkühlung zuziehen.«

Er blickte zu Samantha, die mit weniger Körpermasse als die Männer auskommen musste. »Hast du verstanden?«

»Ja, ja«, antwortete sie.

Mit knatschenden Stiefeln stieg Jack die Treppe hinauf. Samantha folgte, vermied aber geschickt seine nassen Fußabdrücke, die die Steine noch glitschiger machten. Ricardo verfluchte mit leiser Stimme jede Stufe, als er sich schwerfällig hinterherschleppte.

Zögernd blieb Dorn am Wasserrand stehen, zog Baines auf die Seite und flüsterte ihm ins Ohr: »Wenn es das ist, was du sagst, müssen wir in puncto Sicherheit noch mehr aufpassen.«

»Ich weiß, ich weiß«, erwiderte Baines.

Die beiden Männer sahen den drei Wissenschaftlern hinterher, bevor sie selbst die Treppen hinaufstiegen.

Voller Ehrfurcht blickte Jack den langen Raum entlang, nicht sicher, ob seine Hände wegen des kalten Bads oder deswegen zitterten, was er vor sich sah.

»Jackpot …«, sagte Samantha.

Die Bedeutung der einem Hangar ähnlichen Kammer war Jack in dem Moment klar geworden, als er durch den Bogen, der das obere Ende der Treppe begrenzte, getreten war. Obwohl in dem dämmrigen Licht nicht viel zu sehen war, erkannte Jack doch Haufen aufgeschichteter Gegenstände.

»Was ist das hier?«, fragte Samantha.

Jack blinzelte in dem schwachen Licht, bis ihm Ricardo dan-

kenswerterweise eine Taschenlampe reichte. Er richtete den Strahl in den Raum und konnte die Sachen deutlich erkennen. Entlang der Wand lagen wohlgeordnet Stapel von Metallplatten, Drahtrollen und Teilen eines stählernen Außenskeletts.

Alles war mit einer Staubschicht überzogen.

»Bis hierher bin ich gekommen«, sagte Baines und führte den staunenden Dorn zwischen den Reihen mit Metallteilen hindurch. Die anderen gingen in verschiedene Richtungen. Die Luft war vor Erregung so geladen, als würde sie sich jeden Moment von selbst entzünden. Dank der leuchtenden Wände konnten sie sich einigermaßen zurechtfinden, doch Jack musste näher an die Stapel herantreten, um die Feinheiten besser erkennen zu können. In seinen Gedanken bildete sich eine Theorie heraus.

Samantha nahm ein kleines Stück leuchtenden Draht in die Hand und ging zu Jack und Ricardo, die neben einem Stapel mit verbogenen, versengten Metallteilen standen. Ihre leise Stimme bebte in dem dämmrigen Licht.

»Wisst ihr, wofür ich das alles hier halte?«, fragte sie.

Jack griff nach einem angelaufenen Schrottteil. »Ein Absturz …«

Absturz

»Ein Schrottplatz«, flüsterte Ricardo.

Jack untersuchte das versengte Stahlgerippe. Alle Zweifel waren verflogen.

»Das glaub ich einfach nicht«, sagte Samantha immer wieder.

»Meint ihr, dies sind die Überreste von einem Raumschiff?«, fragte Dorn.

Der Anblick – die ordentlich gestapelten zertrümmerten oder noch ganzen Teile – erinnerte Jack an den Boeing-747-Absturz vor Long Island. Die Überreste des Flugzeugs waren damals in einem großen Lager von FBI- und FAA-Agenten zusammengetragen worden.

»Das kann gar nicht anders sein«, antwortete Jack. »Auf sumerischen Tafeln heißt es, dass leuchtende Wesen in Schiffen aus Feuer am Himmel flogen. Die Akkadier, Babylonier, Perser, Mayas – alle beschreiben eine bizarre Maschine, die fliegen konnte. Ein indischer Seher beschrieb in einem Sanskrit-Text, dem *Mahabharata*, eine solche Maschine sehr detailliert. Die Erzählung wird auf mindestens 7016 v. Chr. datiert.« Er nahm eine Metallplatte in die Hand. Sie leuchtete, als wäre sie mit einer glänzenden Schicht überzogen, und reflektierte sogar die bernsteinfarbenen Strahlen aus Jacks Taschenlampe. »Wenn das hier ein Wrack ist, dann, glaube ich, haben wir unsere Antwort.«

»Worauf?«, fragte Dorn.

»Ob die Außerirdischen jemals abgereist sind oder nicht.«

»Du meinst, sie sind hier sozusagen gestrandet?«, fragte Samantha. »Dann hatten sie keine andere Wahl als zu bleiben.«

»Die Teile sehen tatsächlich wie nach einer Bergung aus«, meinte Ricardo. »Sie sind in zusammengehörende Gruppen sortiert.«

»Wie in einem Gebrauchtteilelager«, fügte Samantha hinzu.

Dampf stieg von den fünf Körpern wie aus Kaffeemaschinen auf.

»Ein von Außerirdischen angelegtes Gebrauchtteilelager«, flüsterte Dorn.

»Könnt ihr euch vorstellen, was die ganze Technologie hier wert ist?«, fragte Ricardo.

Keiner antwortete.

Die Frage schien rhetorisch zu sein – zumindest für einen Wissenschaftler oder Techniker. Die Technologie in diesem

Raum musste Milliarden wert sein – der Gegenwert für die Patentierung aller neuen Technologien der nächsten tausend Jahre. Ein einzelner Computerchip, ein kleines Stück eines revolutionären Glasfaserkabels oder eine neue Metallkomponente könnte die Wissenschaftsplanung um Jahrhunderte nach vorne bringen.

Samantha drehte sich zu Jack. »Glaubst du, das war eine Bruchlandung?«

»Schaut so aus«, antwortete Jack. »Alle diese Metallteile – die abgetrennten Teile – sehen beschädigt aus. Hätten sie nach ihrer Landung eine Reise durch das Weltall unternehmen können, wären sie möglicherweise weg.«

»Das würde erklären, warum die Mannschaft blieb und diese Anlage baute«, bemerkte Samantha. »Besonders wenn sie die Atmosphäre oder die biologischen Bedingungen nicht vertragen haben.«

Jack sah sich im Raum um. »Und es erklärt die Piri-Re'is-Karte und woher unsere Vorfahren den Umfang der Erde kannten.«

»Glaubst du, die Außerirdischen haben die Erde vom Weltraum aus analysiert?«

»Das ist die einzige logische Schlussfolgerung.«

»Piri Re'is?«, fragte Dorn. »Ist das die Karte von der Antarktis?«

»Erstellt von einem türkischen Admiral in Konstantinopel im Jahre 1513«, erklärte Jack. »Aber der Admiral konnte die nötige Information nicht von Forschern haben, die aus derselben Zeit stammten wie er. Außerdem wurde die Antarktis erst 1818 entdeckt – dreihundert Jahre, nachdem Piri Re'is die Karte erstellt hatte.«

»Aber woher wusste er dann, dass es die Antarktis gab?«, fragte Dorn.

»Piri Re'is sagte, er habe die Informationen aus früheren Quellen – aus irgendwelchen schon tausend Jahre alten Karten.

Die Karte ist umso bemerkenswerter, als die Küste des Königin-Maud-Landes in allen Einzelheiten wiedergegeben wird.«

»Und das hätte nicht so sein können?«

»Allerdings nicht. Die Küste liegt unter meilendickem Eis.«

Dorn nickte. »Dann konnte man also unmöglich wissen, wie die Küste aussah, es sei denn, jemand war dort, bevor das Eis den Kontinent bedeckte.«

»Richtig«, bestätigte Jack. »Die versteckte Küste wurde erst 1949 nach einer seismischen Untersuchung entdeckt. Dann gibt's da noch die Karte von Philippe Buache, die auch auf früheren Quellen basiert und einen Seeweg aufweist, der die Antarktis zweiteilt. Geologen haben vor kurzem bestätigt, dass der Kontinent vor der letzten Eiszeit genau so ausgesehen hat.«

»Ich vermute, es ist klar, woher die Informationen ursprünglich kamen«, sagte Samantha. Sie deutete im Raum umher. »Von unseren Freunden.«

Jack trat zu einem Durchgang, der aussah, als würde er in eine andere Kammer oder zu einem Tunnel führen. Er überquerte eine Linie aus eingesackten Fliesen im Boden, die den Raum zweiteilte.

»Noch mehr Zeichen einer geologischen Störung«, sagte er. Er kniete nieder und richtete den Strahl der Taschenlampe auf den Spalt. »Fantastisch …«

»Was ist das?«, fragte Samantha.

»Glimmer.«

»Glimmer?«

»Eine fünf Zentimeter dicke Schicht. Unter den Bodenfliesen.

Siehst du das schwarze Zeug unter dem Spalt? Damit ist vielleicht der ganze Bereich ausgelegt.«

»Der ganze Raum? Das wäre ja ein Vermögen wert«, staunte Baines.

»In einer festen Schicht wie dieser hier ganz bestimmt«, meinte Jack. »Ich habe so was bisher nur an einem anderen Ort

gesehen – in Teotihuacán.«

»In der Sonnenpyramide und dem Glimmer-Tempel«, sagte Ricardo. »Wenn man davon absieht, dass der größte Teil des Glimmers schon verschwunden ist.«

»Warum?«, fragte Dorn.

»Geklaut«, antwortete Ricardo. »Von dem Mann, den die mexikanischen Regierung 1906 einstellte, um die Pyramide restaurieren zu lassen. Der Glimmer hatte einen beträchtlichen Marktwert, weswegen er während der Ausgrabungen entfernt und verkauft wurde.«

»Warum lädt man sich nur solche Schwierigkeiten auf?«, fragte Samantha. »Ich meine die ursprünglichen Erbauer. Hatte Glimmer irgendeine religiöse Bedeutung?«

»Das habe ich mich auch gefragt.« Jack stand wieder auf. »Die Einwohner haben große Anstrengungen unternommen, um solche Flächen herzustellen. Glimmer enthält Spuren von Metall wie Aluminium oder Lithium – je nach der Gesteinsschicht, aus der er gewonnen wird.« Er machte eine Pause. »Der Glimmer in der Zusammensetzung wie in dem mexikanischen Tempel kommt nur an einem Ort der Welt vor, in Brasilien. Das ist zweitausend Meilen entfernt.«

»Dann *muss* er eine religiöse Bedeutung gehabt haben«, meinte Samantha.

»Nicht unbedingt. Ich weiß, es ist schwer – aber vergiss einmal, dass du Anthropologin bist. Setz einfach nur deinen gesunden Menschenverstand ein und lass den Gedanken beiseite, der urzeitliche Mensch sie primitiv und total abergläubisch gewesen. Nach dem, was du hier unten gesehen hast, musst du das alles vergessen. Diese Menschen reisten keine zweitausend Meilen, um eine bestimmte Glimmerart zu religiösen oder kulturellen Zwecken zu holen. Sie taten es aus …«

»… technischen Gründen«, ergänzte sie den Satz.

»Was meinen Sie damit?«, fragte Dorn. »Dass der Glimmer eine wissenschaftliche Funktion hatte?«

»Glimmer hat Eigenschaften, die bei verschiedenen Anwendungen ganz nützlich sind«, ergriff Ricardo das Wort. »Er dient zur elektrischen und thermischen Isolierung. Er wird in Kondensatoren verwendet. Und es wurde herausgefunden, dass Glimmer besonders durchlässig für schnelle Neutronen ist.«

»Was um alles auf der Welt heißt das schon wieder?«, fragte Dorn.

»Er kann als Moderator in nuklearen Reaktionen agieren«, antwortete Ricardo.

Das darauf folgende Schweigen konnte man förmlich greifen. Samantha trat zum Durchgang, womit sie Jack an den nächsten Raum erinnerte. Der Rest der Gruppe drängte sich hinter ihr. Bevor Jack sich erhob, brach er ein Stückchen des Glimmers ab und rieb es zwischen seinen Fingern. Warum bloß hatten die Leuchtenden die oberen Ebenen von der dritten abgeschirmt?

Ein Gefühl überkam ihn, das gleiche, das er hatte, wenn beim Solitaire-Spiel am Computer alle Karten passten – wenn er wusste, dass das Spiel aufging.

Er atmete tief durch.

Die technische Vollkommenheit, die Präzession, der Aymara-Algorithmus, das Wissen der Dogon über Astronomie – alles schien zu passen. Die großen bärtigen Männer, die Zeit der Riesen in der Bibel, die Traditionen der Augen-Göttin, die alten Landkarten – alles zusammen ergab einen Sinn. Die Geheimnisse der Vergangenheit – für die sich Jack schon lange geöffnet hatte – schienen sich endlich auch der Welt zu erschließen.

Jack zitterte bei dem Gedanken. Das Puzzle, das ihn gequält hatte, konnte nun dank der Funde gelöst werden. Das war zu einfach, aber auch zu ungewöhnlich, um wahr zu sein.

»Jack?«, fragte Ricardo. »Bist du in Ordnung?«

»Ja. Ich denke nur nach. Warum?«

»Weil du das hier gesehen haben musst.«

Labor

Die kühle Umgebung erinnerte Jack an ein Leichenschauhaus. In der ganzen Kammer leuchteten sterile weiße Wände. Alle Steine hier waren vergipst worden, und die biolumineszente Farbe war lebendiger, das Licht viel heller als in der Halle mit dem Wrack. Auch die Decke leuchtete und bot mehr Licht als nötig. Jack brauchte die Taschenlampe nicht mehr.

An einer Seite standen lange Metallregale mit verschiedenen Werkzeugen. Die hintere Wand war mit einer soliden Metallplatte verkleidet. In der Mitte des großen Raums standen in genau gleichem Abstand zueinander drei rechteckige Aluminiumtische, an deren langen Seiten Metallarme mit mehreren Haken angebracht waren. Samantha hob einen davon an. Er streckte sich automatisch und stand vom Tisch wie ein Bügel ab. Samantha erschauderte. »Erinnert mich an meinen Gynäkologen.«

»Oder an ein Labor«, sagte Dorn. Er sah sich zwei große geschwungene Stühle neben einem prächtigen Arbeitstisch in der Nähe der langen Regale an. »Schaut mal, wie groß die sind.«

»Da würde ein Außerirdischer bequem draufpassen«, bemerkte Jack.

»Das ist eindeutig ein Labor«, stellte Ricardo fest. Er hielt einen Zylinder hoch, der an einen futuristischen Eiscreme-Zubereiter erinnerte. »Sieht wie eine Zentrifuge aus.«

Das meinte auch Jack. Der Raum wirkte wie eine chemische oder biologische Einrichtung. Die sterilen Wände und der sterile Boden, die Metalltische und -regale, die ausgewählte Mischung aus modernen Geräten und nackten, funktionellen Möbeln verliehen dem Ganzen einen Hightech-Anstrich.

»Die Szene aus dem Hologramm-Würfel«, sagte Samantha, »ich glaube, das hier sind die gleichen Tische wie die, an denen

der kleinere Außerirdische arbeitete.«

»Du hast Recht«, bestätigte Dorn. »In der letzten Szene, bevor das Bild zusammenfällt.«

»Wenn das hier ein Krankenhaus war, würde es diese Röntgenbilder erklären«, meinte Baines, der ein paar durchsichtige Blätter in der Luft schwenkte.

Röntgenbilder?

Jack nahm sie Baines aus der Hand. »Das sind keine Röntgenbilder«, stieß er hervor, »das sind Genkarten …«

Jack schnappte sich ein weiteres Blatt vom Tisch. Das biegsame Material hatte einen glänzenden Hintergrund, sodass die dunkleren Abschnitte der verschlungenen DNA-Bänder auch ohne von hinten durchscheinendes Licht betrachtet werden konnten.

Dorn nahm die Blätter von Jack und sah sie sich mit Ricardo an.

»Die müssen irgendwie mit Lasern hergestellt sein«, sagte Ricardo.

»Wirst du schlau daraus?«, fragte Jack.

Ricardo hielt ein Blatt hoch. »Die hier sehen aus wie die Gene eines Menschen.« Er wies auf die genaue Anzahl von sechsundvierzig Chromosomen, geordnet in dreiundzwanzig Paaren hin.

»Eine Frau«, stellte Dorn fest. »Seht ihr, in diesem Paar sind es zwei X-Chromosomen. Männer haben ein X- und ein Y-Chromosom.«

Dorn war ein Genetikexperte, wie sich Jack erinnerte. Seine Firma, die Helix Corp., hatte dazu beigetragen, den Forschungszweig zu revolutionieren.

»Aber diese hier …« Ricardo blätterte mehrere Bögen um, als würde es sich um verwirrende Straßenkarten handeln. »Ich bin nicht sicher, doch das hier könnte frühere menschliche DNA sein. Die Struktur sieht den menschlichen Listen zwar ähnlich, weist aber ein paar bemerkenswerte Ausnahmen auf.«

Jack reichte Ricardo eine weitere Genkarte. »Was ist mit der hier?«

Ricardo untersuchte sie. »Es gibt ein paar gemeinsame Sequenzen mit derjenigen von Menschen … aber es sind viel zu viele Chromosomen.«

»Könnten es die Gene von Außerirdischen sein?«, fragte Samantha.

Ricardo zuckte mit den Schultern. »Ich würde sagen, ja. Ich werde das hier mit einer DNA-Probe aus dem Sarkophag vergleichen. In ein oder zwei Tagen wissen wir mehr.«

»Nehmen wir an, wir haben es mit außerirdischer DNA zu tun, so ist die nächste Frage: Warum?«, meinte Samantha. »Warum sollten sie ihre eigenen Gene aufgelistet haben?«

»Vielleicht haben sie nach Wegen gesucht, das Virus zu bekämpfen«, schlug Ricardo vor.

Dorn schüttelte den Kopf. »Dafür gäbe es effektivere Methoden als die Genmanipulation. Abgesehen davon macht sich die Genmanipulation erst langfristig bezahlt. Ihre Anfälligkeit gegen das Virus hätten die Außerirdischen innerhalb einer Generation nicht überwinden können. Die Wirkung zeigt sich erst, wenn bei Nachkommen die Gene repariert oder ergänzt wurden.«

»Das ist eine technikorientierte Sichtweise, die für die Genforschung von heute gilt«, wandte Ricardo ein. »Aber wir befinden uns noch im Embryonalstadium der Genarbeit.«

»Willst du damit sagen, die Außerirdischen könnten die DNA in ihrem eigenen Körper geändert haben?«

»Nein«, antwortete Ricardo. »Das ist unwahrscheinlich. Ich will nur sagen, dass wir nicht glauben sollten, die Möglichkeiten ihrer Technologie seien beschränkt gewesen, nur weil wir nicht jenseits unserer Grenzen blicken können. Ich meine, seht euch das hier an.« Er hielt eine lasergedruckte Genkarte hoch. »Wodurch ist dieses schöne Ding entstanden?«

»Vielleicht hierdurch«, sagte Jack.

Er war hinter eine Trennwand am hinteren Ende des Raums getreten. Als die anderen hinzukamen, zeigte er auf einen Metallgegenstand auf einer Steinplattform, eingefasst von drei Steinplatten, die in dieser Anordnung einer türlosen Duschkabine glichen.

»Was ist das?«, fragte Samantha.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Jack.

Aus der Entfernung sah der Gegenstand wie ein zylindrischer Wasserboiler aus. Doch bei genauerem Hinsehen erzählten die verworrenen Instrumententafeln auf der Oberfläche schweigend von einer weit komplizierteren Funktion. Der Gegenstand war etwa einsfünfzig hoch und schloss oben kegelförmig ab. Der Durchmesser betrug ungefähr fünfundsiebzig Zentimeter – das entsprach dem einer großen Mülltonne. Eine Reihe mehrfarbiger Tafeln umgab den »Hals« des Geräts direkt unterhalb des Kegels. Jack drängte sich der Gedanke auf, vor sich den größeren Cousin von R2-D2 aus dem *Krieg der Sterne* zu haben – auch wenn er hoffte, dass dieser hier weder sprechen noch laufen konnte.

Die Vorderseite war wie die eines hochmodernen Audiosystems mit einem Haufen Anzeigetafeln übersät. Zwischen diesen befanden sich in gleichmäßigem Abstand vom oberen Rand bis zum Boden vier Abschnitte, die je zehn Zentimeter hoch waren und die ganze Breite des Geräts einnahmen. Die feinen Umrandungen deuteten darauf hin, dass sich die Module öffnen ließen, obwohl nicht klar war, ob es Schubladen oder Türen waren.

»Seht mal«, sagte Jack. »Noch mehr Glyphen. Schauen aus, als wären sie mit Laser auf das Gerät graviert.« Er zeigte auf einige Symbole, die über den einzelnen Modulen direkt in das Metall geritzt waren. »Wie eine Aufschrift. Oder Betriebsanweisungen.«

»Das Gerät hat vielleicht mehrere Funktionen, wird aber von derselben Stromversorgung gespeist«, meinte Ricardo.

»Ich wette, du hast Recht«, stimmte Samantha zu.

»Könnt ihr euch einen Reim auf diese Symbole machen?«, fragte Dorn.

Vom oberen Modul abwärts verliefen zwei gewellte Linien wie ein einfaches Symbol für einen Fluss.

Über dem nächsten Fach wanden sich zwei Linien horizontal ineinander wie Schlangen.

Das Symbol über dem dritten Fach von oben zeigte eine flache Linie, über der drei verschieden große Quadrate in unterschiedlichem Abstand zueinander schwebten.

Das letzte Symbol direkt über der vierten Abdeckung war das größte und interessanteste. Über den Eingravierungen, die wie ein Morsecode aussahen – ein Punkt rechts und links von einer geraden Linie –, bemerkte Jack drei dünne, ineinander gewundene Dreiecke um einen kleinen Kreis. Die Dreiecke sahen fast so aus wie chinesische Schriftzeichen, und die Art, wie sie den Kreis umspannten, erinnerte Jack an ein Warnsignal aus der heutigen Zeit, nur war dieses hier viel einfacher.

»Das Symbol hier unten kommt mir bekannt vor«, sagte Jack schließlich. »Aber ganz gleich, was es darstellt, die Eingravierung scheint erst nachträglich gemacht worden zu sein – nachdem das Gerät schon lange gebaut worden war. Seht mal, wie neu die Rillen im Vergleich zum Rest der Metalllegierung sind.«

Samantha stand direkt hinter ihm. »Und dieselben Symbole sind auf der Rückwand wiederholt.«

»Sie haben hier alles wiederholt«, stellte Baines fest. »Warum?«

»Die Wiederholungen sind offensichtlich für den gedacht, der das Gerät findet, nicht für die, die es gebaut haben«, erklärte Jack. »Ich nehme an, es war ihnen wichtig mitzuteilen, wie das Ding richtig benutzt wird.«

»Vielleicht haben die Außerirdischen das für jemanden gemacht, der von ihrer Wissenschaft nichts versteht«, meinte

Ricardo.

»Wie die Hieroglyphen, die wir mit der *Voyager* rausgeschickt haben«, sagte Jack. Wissenschaftler hatten 1977 eine Weltraumsonde gestartet, mit der den Außerirdischen die Geschichte unserer Welt erzählt werden sollte.

»Glaubst du, jedes Fach erfüllt einen anderen Zweck?«, fragte Dorn.

Ricardo untersuchte die Abdeckungen auf den einzelnen Fächern, dann den runden Kegel darüber. »Es scheint so«, antwortete er schließlich. »Die Idee dahinter ist womöglich, dass mehrere Funktionen in einem Gerät untergebracht werden, das von derselben Stromversorgung gespeist wird. Wie ein Faxgerät, das gleichzeitig ein Kopierer, Anrufbeantworter und Telefon ist. Die NASA ist ganz scharf darauf, Geräte wie dieses hier zu entwickeln, um das Ladegewicht zu reduzieren und die Leistungsfähigkeit zu erhöhen.«

Dorn nickte. »Warum sollte man auch vier verschiedene Geräte in den Weltraum jagen, wenn man vier verschiedene Anwendungen über dasselbe Gerät laufen lassen kann?«

»Aber wozu sind die einzelnen Fächer da?« Jack fuhr mit seinem Finger die Umrandung des untersten Moduls entlang.

Mit kaum hörbarem Geräusch öffnete sich die Abdeckung und verschwand in der linken Seite.

Jack zuckte zurück.

Bevor er wieder Luft holen konnte, war der gesamte untere Teil wie bei einem CD-Spieler herausgefahren. Die vier Umstehenden schrien vor Schreck auf. Samantha blickte zu Jack, der ein paar Schritte zurückgetreten war. »Du solltest aufpassen, was du hier anfasst. Schau mal, da ist was drin.«

In dem Schubfach lag ein hell reflektierender Gegenstand, der aussah wie eine überdimensionale CD in Diamantform.

»Nimm es nicht raus«, warnte Ricardo. »Wir haben keine Ahnung, was dann passiert.«

»Könnte ein Netzteil sein, irgendein Funktionsteil«, vermute-

te Jack. »Was glaubst du, Ricardo?«

»Möglich. Vom Aussehen nach zu urteilen, ja.«

Jacks Hand bewegte sich zur Abdeckung darüber. Als seine Finger über die obere rechte Ecke strichen, glitt auch diese Tür auf, und eine zweite Lade wurde ausgefahren. Das ganze Gerät glich einem gewöhnlichen Audiosystem – einem riesigen CD-Spieler mit vier CD-Schächten, außer, dass in diese Stereoanlage CDs in der Größe von Wagenrädern passten.

»Die Türen scheinen sich über unsichtbare Sensoren zu öffnen«, meinte Ricardo. »Vielleicht Infrarot.«

Jack öffnete die nächsten beiden Türen, doch die obere sah anders aus.

Seine Augen wurden größer. »Das Fach war leer!«

Die anderen traten näher. »Du hast Recht«, bestätigte Ricardo. »Die Scheibe fehlt.«

»Fehlt?«, fragte Dorn.

Jacks Atem ging schneller. In diesem Augenblick hatte er gemerkt, warum ihm die Scheiben in den drei übrigen Fächern so bekannt vorkamen.

Samantha besah sich die Sache über Jacks Schulter hinweg. »Denkst du das Gleiche wie ich?«, fragte sie.

Genau das tat Jack. »Unser Artefakt aus Mali ist die fehlende Scheibe …«

Es dauerte vierzig Minuten, um das Artefakt aus Mali aus der großen Halle herunterzubringen. Ricardo und Bongane hatten zwei Luftmatratzen zusammengebunden und die aufblasbaren Betten zu einem Floß umfunktioniert, um die Kiste mit minimalem Kraftaufwand durch die überfluteten Gänge transportieren zu können. Danach holten sie eine weitere Kiste mit Ricardos technischer Ausrüstung. Wieder durchnässt, öffnete Jack die Schließen der Kiste, in deren Innern das Artefakt wie ein Diamant glänzte. »Hilf mir mal«, bat er Ricardo.

Die beide Männer hoben das Artefakt aus der Kiste.

»Sieht aus, als könnte es passen«, stellte Samantha fest.

Dorn und Baines beobachteten, wie Ricardo und Jack den Gegenstand, der sie hierher geführt hatte, in das leere Fach hoben. Durch das Gewicht des Artefakts spannten sich Jacks Muskeln, doch als er und Ricardo die drachenförmige Scheibe über die Lade gleiten ließen, schwand das Gewicht aus ihren Händen. Ricardo trat einen Schritt zurück. Das Peilungsgerät schwebte mitten in der Luft.

»Elektromagnetismus«, meinte Ricardo. »Derselbe Effekt wie beim Verschmelzen der beiden Teile.«

Samantha fragte Jack, ob sie das Artefakt ganz in die Lade schieben sollten. Bevor er antworten konnte, senkte es sich aus eigenem Antrieb. Es zischte wie bei einer Vakuumversiegelung. Anschließend, wie als Folge vorprogrammierter Anweisungen, verschwand die obere Lade in dem Gerät, und die Tür glitt zu. Mit rasender Geschwindigkeit taten es die drei anderen Laden der ersten nach. Mit kaum hörbarem Geräusch wurden lange Lichterreihen quer über dem Gerät aktiviert und blinkten in einem stetig pulsierenden Muster. Dann leuchteten die Tafeln entlang des oberen Rands farbig auf. Der ganze Raum fing an zu vibrieren, sodass sich eine dünne Staubschicht vom Boden des Labors ob. Armeen von Härchen auf Jacks Rücken begaben sich in Habachtstellung, als die unsichtbare Kraft wie ein karmischer Wirbel umhertobte.

»Spürt ihr das Energiefeld?«, rief Ricardo, der einen Arm ausgestreckt hielt. Die Nadel des in seiner Uhr eingebauten Kompasses drehte sich wie wild.

»Fühlt sich an wie statische Elektrizität«, meinte Samantha.

Winzige Lichtnadeln spiegelten sich in Dorns Augen wider. »Das ist ja unglaublich!«, stieß er hervor.

Rechts von sich vernahm Jack ein anderes Geräusch. Er drehte sich gerade in dem Moment um, als winzige Rauchwolken vor der Metallwand aufstiegen – und die Wand zur Seite glitt.

Jack blickte zu Samantha. Etwas in dem Gerät hatte die Wand zum Öffnen gebracht.

»Sollen wir mal nachsehen?«, fragte Samantha.

»Lass uns erst sicher sein, das sich am Gerät nichts verändert«, erwiderte er. »Ich hoffe, wir haben das System nur hochgefahren.«

»Was, glauben Sie, macht es?«, fragte Dorn, der Baines in den neuen Raum winkte, während die Wissenschaftler das Gerät untersuchten.

»Da bin ich mir nicht sicher«, antwortete Jack. »Aber ich glaube nicht, das wir unser Glück noch mehr herausfordern sollten.«

»Er hat Recht«, stimmte Samantha zu. »Wir haben keine Ahnung, was die einzelnen Module anstellen können. So wenig, wie wir wissen, könnte es auch eine Waffe sein. Oder eine ziemlich gefährliche Energieanlage.«

»Es würde Jahre dauern, um die Technik dahinter zu entschlüsseln«, meinte Ricardo.

»Zumindest die Anzeigetafeln schauen aus, als würden sie konstant bleiben«, sagte Dorn.

Das Gerät schien sich vollständig stabilisiert zu haben.

»Ricardo?«, fragte Jack.

Dieser hatte bereits die Kiste mit seinen Diagnosegeräten geöffnet und einen schwarzen Kasten in der Größe einer Schuhschachtel herausgeholt. Nun steckte er das eine Ende eines kleinen Metallstabs in eine der Buchsen des Kastens. Als er diesen schließlich umdrehte, waren eine Reihe von Zeigern unter einem Glasfensterchen und ein Computerbildschirm zu sehen. Ricardo klopfte mit dem Kasten zweimal gegen sein Knie und spielte an zwei Drehknöpfen, bis die Zeiger hin und her hüpften.

»Was ist das?«, fragte Dorn. »Ein Geigerzähler?«

»Nein. Ein Geigerzähler misst ausschließlich Radioaktivität«, erklärte Ricardo. »Es wäre ein bisschen spät, sich darum

Sorgen zu machen.«

Sensoren gaben laute Pfeiftöne von sich.

Ricardo drehte die Lautstärke herunter, bevor er mit weiteren Messungen fortfuhr.

»Das ist ein Fernsensor für Elektromagnetismus. Er liest und analysiert eine Vielzahl von elektromagnetischen Feldern.« Und dann erklärte er: »Elektromagnetische Strahlung ist eine Energieform, die durch ihre Wellenlänge oder Frequenz gekennzeichnet ist. Radiowellen oder auch Lichtwellen erzeugen eine Art Feld. Selbst unser Körper tut das.«

Jack beobachtete, wie auf dem kleinen blauen Bildschirm, auf den Ricardo offensichtlich besorgt starrte, Energiewellen angezeigt wurden.

»Ich muss einen Ausdruck davon machen«, sagte Ricardo.

Er gab auf einem kleinen Feld mit Sensortasten ein paar Befehle ein. In Sekundenschnelle wurden die Daten auf Thermopapier ausgegeben. Als läse Ricardo am Schwarzen Börsenmontag einen Telexstreifen, analysierte er mit ernstem Gesicht die Zeilen. »Ihr haltet mich jetzt bestimmt für verrückt, aber es produziert die magnetischen Eigenschaften eines Fusionsreaktors.«

Jack beugte sich nach vorn. »Eines Fusionsreaktors?«

»Es gibt keinen Zweifel«, antwortete Ricardo.

Jack riss seine Augen vor Aufregung auf. »Dann muss das hier *Die Quelle* sein!«

Dorn drehte sich ihm zu. »Sie glauben, das hier ist die verloren gegangene Energiequelle?«

»Sie muss es sein«, erwiderte Jack. »Das würde die Mythen erklären … die Skizzen in alten Gräbern von seltsamen Geräten, an denen scheinbar elektromagnetische Induktionsspulen und Kabel angebracht sind. Eine Technologie, von denen die Alten sagten, sie nutze die Kraft der Sonne!«

»Die Sonne ist ja wirklich ein riesiger Fusionsreaktor«, stellte Samantha mit Blick auf Jack fest. »Das hier muss *Die Quelle*

sein.«

Dorn näherte sich dem Gerät. »Dieses Ding ist ein verdammter Kernreaktor?«

»Stimmt. Aber der hier unterscheidet sich wesentlich von den heutigen Fusionsreaktoren«, antwortete Ricardo. »Fusion ist der Umkehrungsprozess der Spaltung. Zwei Kerne kommen zusammen und verschmelzen zu einem neuen Kern, dessen Gewicht höher ist als das eines der einzelnen Kerne zuvor. Der kleine Anteil an Masse, der verloren geht, wird in Energie umgewandelt. In starke Energie. Die wichtigsten Zutaten bei der Reaktion sind Wasserstoff und Helium. Sie sind der Treibstoff für die Reaktion innerhalb der Sonne.«

»Und diese Reaktionen können endlos verlaufen, richtig?«, fragte Dorn.

»Fast. Die Sonne ist so massiv, dass diese Reaktionen mehrere Milliarden Jahre weiterlaufen können, bevor sie ausgebrannt ist, selbst wenn die in einer Sekunde abgegebene Energie ausreichen würde, unseren gegenwärtigen Energieverbrauch auf der Erde für mehr als eine Million Jahre zu decken. Was die Kernverschmelzung hier auf der Erde angeht, gibt es genügend Wasserstoff, sodass die Energiequelle praktisch nie versiegt – in Kategorien des menschlichen Verbrauchs gedacht.« Ricardo machte eine Pause und blickte versonnen auf seinen Fernsensor.

»Und ich sage euch, dieses Gerät könnte eine noch weit größere Bedeutung haben.«

»Was meinst du damit?«, wollte Jack wissen.

»Da wir nicht völlig durchgebraten sind, vermute ich, dass die erzeugte Energie nicht auf heißer, sondern auf *kalter* Fusion beruht.«

Jack wiederholte die Worte in Gedanken: kalte Fusion. Ein Prozess, der die gleiche Reaktion erzeugen könnte, allerdings ohne die hohen Temperaturen der Sonne oder einer gewöhnlichen Nuklearanlage. Kalte Fusion versprach sauberen Strom

ohne Treibhausgase oder die Welt bedrohende Nebenprodukte.

»Dann haben wir gerade den Schlüssel für die Zukunft der Menschheit gefunden«, stellte Dorn aufgeregt fest. »Wir sind der Zeit um Jahrhunderte voraus.«

Jack zitterte bei dem Gedanken. Er wusste, dass die Fusion zur wichtigsten Technologie des kommenden Jahrtausends werden würde – Wissenschaftler erzielten mit heißer Fusion in riesigen magnetischen Reaktoren, den so genannten Tokamaks, schon bedeutende Fortschritte. Der Wettlauf hatte bereits begonnen – fossile Brennstoffe würden bald erschöpft sein, und die giftigen Verbrennungsgase bedrohten die Menschheit immer noch mit ihrer Ausrottung.

»Wenn das hier ein Fusionsreaktor ist, haben wir die Erklärung, wie diese Tempel errichtet wurden«, sagte Jack begeistert. »Und die zahllosen Erzählungen darüber, wie die Leuchtenden riesige Steine zu den Klängen von Trompeten in die Luft hoben. Und vielleicht auch, warum die örtlichen Bewohner die Legende von *xiuhcoatl* mit den Leuchtenden in Verbindung brachten. Von den Außerirdischen wurde gesagt, sie hätten eine ›Feuerschlange‹ besessen, die stechen und menschliche Körper zerstückeln könne. In anderen Geschichten steht, sie hätten eine Kraft besessen, mit der sie die Welt hätten zerstören können.«

»Was noch ein Grund dafür ist, an diesem Ding nicht weiter herumzufummeln, bis wir genau wissen, womit wir es zu tun haben«, unterbrach ihn Ricardo.

»Das meine ich auch«, stimmte Samantha zu. »Das hier müssen wir den weitbesten Physikern überlassen. Sie sollten fähig sein, die dahinter steckende Technologie sicher zu erforschen.«

»Lasst uns lieber nicht voreilig Außenstehende dazu holen«, schlug Dorn vor. »Habt ihr eine Ahnung, was dieses Gerät, ach, was die ganze Technologie hier unten für uns wert sein könnte?«

»Uns?«, hakte Jack nach. »Ich hoffe, Sie beziehen sich auf

die gesamte Menschheit.«

Dorn schwieg einen Moment. »Die Welt würde die Technologie auf jeden Fall zu Gesicht bekommen, aber erst, nachdem sie patentiert wurde – durch private Unternehmen. Dieses Gerät ist unbezahlbar, solange wir seine Existenz für uns behalten.«

»Hier geht es nicht um die Bergung eines Wracks«, widersprach Jack. »Die Technologie der Außerirdischen gehört der Wissenschaft – jedem auf der Welt.«

»Er hat Recht«, pflichtete Samantha bei. »Wir haben es hier nicht mit Goldbarren oder Silbermünzen zu tun.«

Dorn blickte nachdenklich drein. »Vielleicht. Aber wie und wann wir die Funde bekannt geben, wird ernsthafte Auswirkungen auf uns haben. Mehr will ich ja gar nicht sagen. Wir sollten uns darüber noch ausführlicher unterhalten.«

Baines tauchte wieder aus dem Nachbarraum auf.

»Was Interessantes gefunden?«, fragte Dorn.

»Nur ein par Untersuchungstische«, antwortete er. »Und ein paar Skelette.«

Der Gral

Der Raum war kleiner als der vorherige. Jack untersuchte die Metalltrennwand, die zwischen zwei gummiartigen Fugen, welche vom Boden bis zur Decke reichten, in die Wand geglitten war. Er nahm an, dass das hier die letzte Bastion gegen Mikroben war, die über die Luft übertragen wurden.

Im Raum befanden sich eine Reihe erhöhter, mit blauen Matten bedeckter Steinplatten. Die Polster besaßen, obwohl sie nicht mehr im besten Zustand waren, den Schimmer und die Schmiegsamkeit von Gummi oder Weichplastik. Betten, dachte

Jack, keine Untersuchungstische. Es waren zehn, aber alle bis auf zwei waren leer. Er blieb bei dem ersten stehen, auf dem ein langes, typisches Skelett lag. Die zerfallene Unterlage bestand aus einem Geflecht blauer Fäden und einem wabenartigen Inneren. Schon die Größe des Skeletts ließ keinen Zweifel in Jack aufkommen über das, was er da sah – der große Schädel, die leeren Augenhöhlen, die vierfingrige Hand.

»Unser fünfter Außerirdischer«, sagte er.

»Noch ein Mann. Schau dir die Beckenstruktur an«, bemerkte Samantha. »Ich frage mich, warum wir keine Frauen gefunden haben.«

»Die Legenden sprechen nur von einer Gruppe Männer. Vermutlich war die Besatzung rein männlich, genau wie unsere bis vor ein paar Jahren bei der Raumfahrt.« Sacht wischte er etwas Staub von dem großen Schädel. »Dieser hier ist nicht mumifiziert worden.«

»Ist das von Bedeutung?«, fragte Dorn.

»Von großer. Ich würde sagen, er war eine Zeit lang der einzige Überlebende – der Letzte, der an dem Virus gestorben ist. Die Sorgfalt, mit der die Außerirdischen ihre Toten mumifiziert haben, lässt keinen Zweifel daran. Hätte ihn irgendjemand überlebt, dann wäre er mit Sicherheit ebenfalls mumifiziert worden. Es ist daher offensichtlich, dass nach ihm niemand mehr von ihnen existiert hat.«

»Der letzte Mohikaner …«, seufzte Ricardo.

Samantha untersuchte auf der gegenüberliegenden Raumseite das andere Skelett, das auf einem ähnlichen Bett ruhte. »O mein Gott!«, rief sie. »Das müsst ihr euch anschauen.«

Jack musterte die Knochen, als er sich neben Samantha stellte. Sie waren wesentlich kleiner. Der Kopf hatte die Größe eines menschlichen Schädels. Der Brustkasten war viel kürzer. Sein Blick wanderte entlang der Arme zu den Händen …

»Fünf Finger«, sagte Samantha.

Jack betastete den Schädel. Seine Finger prickelten, als er die

ausgeprägten Wülste über den Augen entlangfuhr. »Das ist ein Homo erectus!«

»Ich weiß.« Samanthas Stimme war gebrochen. »Und schau dir das Becken an. Es ist eine Frau.«

Jack nickte. Er brauchte die Beckenanatomie dieses Wesens nicht zu untersuchen, um sein Geschlecht bestimmen zu können. Unterhalb der tieferen Rippen und eingebettet zwischen den Hüftknochen lag ein winziges Skelett. Jack fühlte, wie ihm das Blut ins Gesicht schoss. Rote Flecken bildeten sich auf seinem Hals.

»Und sie war schwanger«, sagte er, obwohl er mit seiner staubtrockenen Kehle kaum sprechen konnte.

Vorsichtig griff Jacks zitternde Hand zwischen die größeren Knochen und tastete nach dem winzigen, einwandfrei erhaltenen Schädel. Mit einer Zärtlichkeit, die sonst einem lebenden Kind vorbehalten bleibt, zog er ihn heraus und untersuchte ihn, ohne ein Wort zu sagen. Der Schädel hatte hinten einen kleinen Haken; die Augenwülste waren schwächer ausgeprägt als bei der Mutter. Jack setzte den Unterkiefer gegen die dünnen kleinen Knochen. Die Nahtstellen passten perfekt zusammen. »Samantha …«

Jack wandte sich mit dem Schädel in der Hand um. Er bemerkte Tränen in Samanthas Augen.

»Das ist ein Homo sapiens«, sagte sie.

Die Genkarten, die Ricardo noch immer in der Hand hielt, begannen zu zittern. Ricardo wühlte sie durch.

»Eine Genkarte ist vom Homo sapiens«, erklärte er. »Die anderen nicht – obwohl es Ähnlichkeiten gibt.«

Stille folgte auf seine Worte.

»Eine könnte vom Homo erectus sein«, fuhr Ricardo fort. »Die anderen … außerirdisch.«

Jack hielt den Schädel wie den Heiligen Gral in seiner hohlen Hand.

Für sich. Für Samantha. Es war …

»Was bedeutet das?«, fragte Dorn. Er trat näher.

»Das bedeutet, dass wir das fehlende Glied, das Missing Link gefunden haben«, antwortete Jack.

»Und es ist« – Samantha konnte kaum sprechen – »ein Außerirdischer.«

Jack setzte den kleinen Schädel so vorsichtig ab, als wäre er aus Pappmache. Ricardo umarmte Samantha, wenn er sich nicht gerade die Tränen abwischte. Die Szene begann wie eine Totenwache zu wirken. Dorn schwieg und versuchte die Puzzleteile für sich zusammenzusetzen. Baines starrte verblüfft auf die drei Wissenschaftler, hielt aber Abstand. Die ganze Feuchtigkeit aus Jacks Mund schien sich unter seinen Lidern zu sammeln. Das winzige vor ihm liegende Skelett löste die primitivsten Gefühle aus – eine stürmische Quelle der Ergriffenheit, entsprungen durch den Anblick eines kleinen Schädels.

Er konnte nicht sprechen. Niemand schien es zu können. Vor ihnen lag die Antwort, nach der alle suchten, die sich mit der Frühzeit der Menschheit beschäftigten – die Verkörperung einer lebenslangen Suche.

Die Antwort.

Das Rätsel, das so viele geplagt hatte, war endlich gelöst. Der Ursprung unserer Spezies – diese schwer zu definierende, in die Vergangenheit reichende Verbindung, die Brücke zwischen Homo sapiens und unserem nächsten Verwandten, dem Homo erectus, dem Wanderer, war endlich gefunden.

»Das … äh …«, versuchte Jack zu sagen. »Ich glaub's einfach nicht. Auch nicht nach alldem, was wir entdeckt haben.«

»Wir haben es gefunden!«, stieß Ricardo hervor. »Wir haben das fehlende Glied endlich gefunden!«

Baines deutete auf die winzigen Knochen. »Das ist ein menschlicher Schädel?«

»So menschlich wie du oder ich«, antwortete Jack.

Samantha setzte sich auf den Steinboden. »Das ist zu viel.«

Nach einigen Momenten fragte Dorn: »Dieses Baby ist also

tatsächlich das fehlende Glied?«

»Nein«, entgegnete Jack, »nicht das Baby.« Er ging zu dem großen Skelett auf der anderen Seite des Raums und zeigte darauf. »Er ist das fehlende Glied.«

»Der Außerirdische?«

Jack begann sich zu sammeln. »Die Hinweise lagen die ganzen Zeit vor unserer Nase. Aber nicht einmal ich konnte sie verstehen.«

Dorn bekam einen roten Kopf. »Gibt es historische Aufzeichnungen über einen teilweise extraterrestrischen Ursprung der Menschheit?«

Jacks Blick ruhte auf dem langen, immer noch würdevoll wirkenden Skelett. »Man wusste nicht, dass sie Außerirdische waren. Sie waren in den verschiedenen Kulturen unter unterschiedlichem Namen bekannt, aber die Beschreibung klingt immer gleich«, erklärte er, während er sich um die distanzierte Reserviertheit eines Wissenschaftlers bemühte. »Ob sie nun die Leuchtenden oder Elohim oder Viracocha genannt wurden – in allen Kulturen wurde überliefert, dass sie tatsächlich Kinder mit den Töchtern der Menschen zeugten. Das ist nicht nur ein obskurer Bericht, den man irgendwo auf einer Steintafel gefunden hat. Kulturen auf beiden Seiten des Atlantiks teilen diesen gleichen Mythos.«

»Ich glaube, ich spinne.«

»Tibetische, hebräische, ägyptische und sumerische Texte erzählen alle die gleiche Geschichte. Ein akkadischer Text, der *Atra-Hasis*, beschreibt praktisch ein genetisches Experiment, das mit eingeborenen Stämmen durchgeführt wurde. In diesem Bericht wurden sieben Frauen angeblich mit männlichen Zellkulturen geschwängert. Zwei ihrer Kinder wurden Adam und Chawwah genannt – was übersetzt Eva bedeutet. Wenn man dem Epos folgt, dann war es ein kontrolliertes Experiment, um einige der Eigenschaften der ›Edlen‹ mit denen der Einheimischen zu kombinieren.«

»Das Gerät, die Genkarten«, murmelte Samantha auf dem Boden. »Jetzt ergibt alles einen Sinn.«

»Eine völlig andere Geschichte von einer sumerischen Tafel berichtet, wie leuchtende Wesen ›die Töchter der Menschen schwängerten, um eine neue Art sich selbst bewusster Kreaturen zu zeugen‹. Eine andere Geschichte in der *Atra-Hasis* behauptet, der Mensch sei aus dem Blut eines ›Edlen‹ geschaffen worden, das mit einem geheimnisvollen Lehm vermischt worden sei.«

»Klingt wie die Geschichte aus der *Genesis*«, warf Samantha ein. »Gott schuf Adam, indem er Speichel und Lehm vermischte.«

»Stellt euch das vor«, sagte Dorn. »Die Leuchtenden oder Außerirdischen – oder wer auch immer –, die genetische Experimente durchführen.«

»Ein anderer alter hebräischer Text beschreibt ein Kind, das ein Mischling zwischen diesen Wesen und den Einheimischen war. Die Geschichte wird von Lamech erzählt, den man für den Vater von Noah hält. Es heißt dort, der Mann habe sich vor seinem unheimlichen Kind gefürchtet, das die Dunkelheit des Raums mit Licht erfüllt habe. Im Buch *Enoch* ist zu lesen, Lamech habe erkannt, dass das Kind eher aus den Lenden – wie er es formuliert hat – eines der ›Söhne der Edlen von Eden‹ gezeugt worden sei als von ihm. Er sagt sogar zu seiner Frau: ›Noah ist nicht wie du oder ich – seine Augen scheinen wie die Strahlen der Sonne, und sein Gesicht leuchtet. Mir scheint, er stammt nicht von meinem Geschlecht, sondern aus dem der Engel.‹«

Jack ging zur nächsten Plattform. »Ich weiß, es klingt verrückt, aber alles, was wir gefunden haben, passt in dieses Paradigma. Stellt euch vor, ein paar Astronauten – wie die Männer, die zum Mond geflogen sind – sind irgendwie auf diesem Planet gelandet oder abgestürzt. Sie hatten Schwierigkeiten, sich an die Bedingungen anzupassen. Die Leuchtenden

waren offensichtlich extrem empfindlich gegenüber irdischen Mikroben. Warum hätten sie sonst die Dekontaminationsvorrichtung gebraucht?«

»Oder diese unterirdische Anlage gebaut?«, ergänzte Ricardo. »Und wir haben bereits gesehen, dass diese Wesen über die Technologie zur Genmanipulation verfügten.«

»Und als Versuch zur Anpassung wollten sie sich mit den Ureinwohnern kreuzen«, sagte Dorn.

»Um ihre Gene auszutauschen«, erklärte Jack. »Den Außerirdischen ging es um die Robustheit und das Immunsystem des Homo erectus. Sie wählten die besten und geeignetsten menschlichen Wesen aus, die sie hier finden konnten – und kreuzten die beiden Arten. Die historischen Belege sagen uns, dass die Leuchtenden nur die besten der Töchter der Menschen genommen hätten.«

»Aber ihre eigenen Überlebenschancen haben sie dadurch nicht verbessert«, warf Dorn ein.

»Da haben Sie Recht«, bestätigte Jack. »Es könnte ihrerseits eine altruistische Handlungsweise gewesen sein, um ein Erbe zu hinterlassen. Und das passt auch zu den Beschreibungen, dass sie wohlwollend und voller Gnade gewesen seien.«

Ricardo kniete neben dem Skelett des Außerirdischen. »Ich würde noch einen Schritt weiter gehen«, sagte er. »Was wäre, wenn die Leuchtenden gewusst hatten, dass sie sterben, wenn sie gewusst hatten, dass sie hoffnungslos gestrandet waren. Und wenn sie sich überlegt hatten, dass vielleicht eines Tages, wenn sie ihre DNA durch die Mumifizierung erhalten würden und ihre eigenen Kinder sich weit genug entwickelt hätten …«

»… die Menschen sie zurückholen könnten«, ergänzte Jack leise.

Alle dachten über die Konsequenzen nach. Jede Hypothese, die noch vor ein paar Tagen völlig verrückt geklungen hätte, baute auf einer anderen auf. »Erinnert ihr euch an die Zeichen auf dem Gerät?«, fragte Jack. »Diese beiden verschlungenen

Linien auf dem zweiten Modul. Vielleicht waren das keine Schlangen. Vielleicht standen sie für …«

»… eine Doppelhelix«, fiel ihm Ricardo ins Wort. »Das ist es!«

»Dieses Modul wurde wahrscheinlich beim Spleißen der Gene verwendet. Ich vermute, deswegen waren sie auch so erfolgreich bei der Zucht mit den Ureinwohnern«, erklärte Jack. »Womit ich nicht sagen will, dass diese Männer nie sexuell erregt waren.«

»Den Mann müsstest du mir auch erst mal zeigen!«, spottete Samantha.

»Die historischen Zeugnisse belegen, dass die Leuchtenden viele Frauen genommen haben. Und die Nachfahren dieser Wesen – die in einigen Aufzeichnungen die Wächter genannt werden – haben später eine gesunde Lust für die Töchter der Menschen entwickelt und zeugten viele Kinder mit ihnen.«

»Was das Labor nebenan mit den gynäkologischen Instrumenten erklären würde«, bemerkte Samantha.

»Ich glaube, in den folgenden Generationen wurde völlig auf die künstliche Befruchtung verzichtet. Anfangs aber dürfte eine beträchtliche Genmanipulation notwendig gewesen sein, um erfolgreich eine hybride Spezies aus den beiden Gattungen zu erschaffen; ein Verfahren, das dem reinen Zufall überlegen war und die Stärken beider Gattungen geeignet kombinieren konnte«, sagte Jack.

»Man würde die Änderungen sofort sehen«, stimmte Ricardo zu. »Schon in der ersten Generation.«

»Und wenn die Außerirdischen lange genug gelebt haben, bevor sie an dem Virus starben – vielleicht über ein oder zwei Generationen der frühgeschichtlichen Menschen, was, in Reproduktionszyklen ausgedrückt, etwa dreißig Jahren entsprechen würde –, hätten sie ohne weiteres ihren überlegenen Intellekt nicht nur in Form ihrer Gene weitergeben können, sondern auch ihre Weisheit und ihr Wissen als Ursprung einer

Kultur, wie wir sie kennen.«

»Und sie können nicht allzu schnell gestorben sein«, meinte Samantha, »denn sie müssen Jahre gebraucht haben, um diese ganze Anlage zu bauen.«

»Das erklärt das plötzliche Auftreten des Homo sapiens – scheinbar über Nacht – ohne irgendwelche Spuren evolutionärer Bindeglieder zu primitiven Homo-sapiens- oder Homo-erectus-Populationen, die nur grobe Steinwerkzeuge benutzten«, sagte Ricardo.

»Der Homo sapiens hat sich nie entwickelt«, fuhr Jack fort. »Wir platzten auf die Bühne und beherrschten sie auf der Stelle, binnen dreißigtausend Jahren oder so, ein Bruchteil einer Millionstel Sekunde auf der Zeitskala des irdischen Lebens. Wir haben uns über alle Erwartungen hinaus ausgezeichnet. Wir haben ein paar tausend Arten ausgerottet, einschließlich unserer hominiden Vorfahren. Wir fliegen. Wir haben uns die Macht des Atoms nutzbar gemacht. Wir waren auf dem Mond. Wir haben unser eigenes Genom kartiert, erfolgreich Wege gefunden, Krankheiten zu bekämpfen. Keine andere Kreatur auf der Erde war fähig, all das zu erreichen. Wie waren all diese Fortschritte möglich? Und so schnell – wenn uns die angeborene Intelligenz nicht plötzlich gegeben worden wäre?«

»Und uns nicht gelehrt worden wäre, sie zu gebrauchen«, fügte Samantha hinzu.

»Dann haben wir außerdem beweisen, dass es den biblischen Gott nicht gibt«, sagte Dorn selbstgefällig.

»Falsch«, entgegnete Jack. »Wenn überhaupt, dann *haben* wir die Existenz Gottes bewiesen. Wir haben die Existenz eines Schöpfers bewiesen. Die Evolutionstheorie hat lange von uns verlangt zu glauben, dass wir uns durch willkürliche Zufallsereignisse entwickelt haben. Diese Knochen beweisen, dass wir nicht das Nebenprodukt zufälliger Mutationen sind. Wir wurden *entworfen*.«

»Wollen Sie der Welt erzählen, dass Gott ein Außerirdischer ist?«, fragte Dorn.

»Um mit den Worten der Bibel zu sprechen: Gott ist nicht von dieser Welt«, erwiderte Jack. »Niemand würde das bezweifeln. Gott ist ein *Außer*-Irdischer, egal, wie herum man es sieht.«

Darauf folgte eine Weile Schweigen.

Jeder kämpfte mit seinen eigenen Gedanken. Schließlich sagte Jack: »Seht mal, ich bin bescheiden genug, um zu wissen, dass ich nicht alle Antworten verstehe. Ich glaube an Gott und habe das immer getan. Und ich glaube, dass derselbe Gott alles im Universum erschaffen hat, einschließlich dieser Außerirdischen. Wenn der Allmächtige entschieden hat, die Menschheit hier auf der Erde zu erschaffen, wer bin ich, dass ich die Methode in Frage stellen könnte?«

Samantha war tief in Gedanken versunken.

»Ich behaupte nicht zu wissen, wie und warum Gott sich entschied, diese Welt mit unserer Spezies zu segnen«, fuhr Jack fort. »Ob es Weltraumreisende waren oder Speichel und Erde, das Einzige, was ich weiß, ist, dass wir *erschaffen* wurden. Erschaffen von einem Gott – einem geistigen Wesen –, das größer und geheimnisvoller ist als einfache Zufallsmutationen.«

Schweigend standen die fünf Menschen beisammen und versuchten eine neue Ordnung in ihre vorgefassten Meinungen über die Geschichte der Erde und den Platz der Menschheit in dieser Geschichte zu bringen. Die lang andauernde Stille wurde schließlich durch Geräusche unterbrochen, die aus dem Laboratorium drangen – das Klatschen nackter Füße auf Steinen. Sekunden später kam Bongane in den Raum gerannt. Er war tropfnass.

»Das Wasser«, keuchte er. »Es steigt!«

Bergung

Der schwarze Wasserspiegel war eine halbe Stufe über die Marke gestiegen, die Jack in die Wand geritzt hatte. Nach einem lauten, grummelnden Geräusch habe sich der Gang schneller gefüllt, berichtete Bongane. Wegen der Aktivierung des Fusionsgeräts, vermutete Jack.

»Wenn der Wasserspiegel so steigt wie jetzt, wird die ganze Ebene in zwei Tagen überflutet sein«, warnte Ricardo.

Durch die Strömung bildeten sich auf dem schwarzen, zuvor ruhigen Wasser kleine Wellen. Der Gedanke, alles zu verlieren, versetzte Jack in Panik. Sie müssten schnell handeln.

Zehn Minuten aufgeregter Diskussion folgten. Einen Konsens zu erzielen war weniger schwierig, als sich Jack vorgestellt hatte. Die Beteiligten hatten ein gemeinsames Ziel. Sie wollten so viel von den Sachen auf der unteren Ebene nach oben schaffen wie möglich. Im besten Fall hatte die Mannschaft achtundvierzig Stunden zur Verfügung, um die Ebene leer zu räumen – das hieß, wenn das Wasser mit gleicher Geschwindigkeit stieg. Ihre Probleme hatten sich dadurch verschärft, dass die Bolivianer fort waren – obwohl Jack nicht sicher war, ob er von ihrer Hilfe Gebrauch gemacht hätte.

Es wurde beschlossen, die Artefakte der unteren Ebene in der Reihenfolge ihrer Wichtigkeit zu bergen. Über diese Entscheidung allerdings bestand Uneinigkeit. Samantha, Jack und Ricardo ließen sich nicht davon abbringen, die Skelette und Genkarten gleichzeitig mit dem Fusionsreaktor herauszuholen. Dorn stimmte widerwillig zu, mit dem Inhalt des Schrottlagers bis zuletzt zu warten.

Mehr als drei Stunden hatte es gedauert, um Ricardos System aus Flößen und Flaschenzügen zu konstruieren, doch damit würden sie bei der Bergung wertvolle Zeit beim Wettlauf mit

dem steigenden Wasser gewinnen. »Außerdem können wir so die Sachen sicher und trocken transportieren«, verteidigte er sich. »Ich will nicht riskieren, dass der Fusionsreaktor nass wird.«

Samantha und Jack warteten geduldig, während Baines, Bongane, Anthony und François die Kisten herunterschafften, in denen die Wissenschaftler ihre wertvolle Ware verpacken wollten.

»Ich kann das immer noch nicht glauben«, sagte Samantha, während sie das Skelett des im Schoß des Homo erectus liegenden Fötus fotografierte. Sorgfältig dokumentierten Jack und Samantha jeden Raum mit Hilfe der Fotos, da sich die Position der einzelnen Skelette bei späteren Analysen als wichtig erweisen könnte. Jack packte den kleinen Schädel behutsam in die gepolsterte Aluminiumkiste.

Während der ganzen Prozedur funktionierte Jack wie ein Automat; er war wie benebelt. Er hatte das Gefühl, dass sein Leben vor fünf Tagen geendet hatte und die Expedition gar nicht stattfand. So etwas war einfach nicht möglich – das Schicksal meinte es zu gut mit ihm. Welche Gerechtigkeit ihm widerfuhr! Doch die Aussicht, die gesamten Funde zu verlieren, hatte ihn seltsam inspiriert. Er kam sich wie eine Ameise vor, davon besessen, ihre Kolonie zu schützen, eine von Flutwasser bedrohte Kolonie, falls sie die Sachen nicht auf eine höhere Ebene schafften.

Hin und her. Hin und her.

Zwölf Stunden am Stück war Jack mit Packen beschäftigt. Sein Unterkiefer tat weh, und auch seine Rippen meldeten sich wieder; die Wirkung der Medikamente hatte nachgelassen. Er hatte die Reihenfolge, in der die Ausrüstung die schwierige Wasserstrecke überwinden sollte, immer wieder geändert – doch die endlosen ausgetretenen Stufen blieben eine Herausforderung. Die Gruppe hatte eine Reihe von Sauerstoffbehältern in regelmäßigen Abständen zwischen die Ebenen gestellt.

In der extremen Höhe war es mörderisch, die schweren Sachen die Treppen hochzuschleppen.

Den Fusionsreaktor zu verpacken und zum überfluteten Gang zu bringen hatte länger gedauert als erwartet, ging aber einigermaßen gut. Das Gerät mit der Holzkiste, die sie darum herum gebaut hatten, musste über dreihundert Kilo wiegen. Baines und François hatten einen provisorischen Karren aus ein paar Holzstücken und den Gummireifen von einem der Gasgeneratoren zusammengebastelt.

Das Fusionsgerät durch das Wasser zu transportieren war jedoch eine ganze andere Geschichte. Fast zwei Stunden brachten sie damit zu, das Floß für das zusätzliche Gewicht zu verstärken und Ausleger zu bauen, um es zu stabilisieren. Abwechselnd wateten sie durch das kalte Wasser und montierten die Zusatzteile. Länger als fünf Minuten konnte keiner dem eisigen Griff standhalten. Die Decken und heißen Laternen oben auf der Treppe boten wenig Linderung – sie erinnerten nur an den quälenden Schmerz, der sie bei der nächsten Runde in dem dunklen Nass erwartete.

Als die Kiste endlich auf der anderen Seite war, waren sie überzeugt, sie würden nie wieder auftauen.

Der Wasserspiegel stieg mehr oder weniger konstant.

Jack notierte sich, wie lange es dauerte, bis die einzelnen Stufen unter Wasser standen. Es schien, als würde Ricardos Berechnung von achtundvierzig Stunden zutreffen, obwohl Jack feststellte, dass das Wasser ab und zu unterschiedlich schnell stieg.

Der Fusionsreaktor war bereits eine Treppe hinaufgehievt worden und stand nun im Gang auf der zweiten Ebene. Keiner hatte momentan die Kraft, ihn auf die erste Ebene zu transportieren. Samantha und Jack schafften die Kisten mit den Genkarten und den drei Skeletten an die Oberfläche. Wenn sie diesen Ort mit etwas verließen, sagte Samantha, dann mit

diesen Knochen.

Nach vierzehn Stunden entschied die Gruppe, dass ein wenig Schlaf unabdingbar war. Die Müdigkeit hatte bereits zu allzu vielen Fehlgriffen geführt. Abwechselnd sollte jeder vor der nächsten verzweifelten Kletterpartie eineinhalb Stunden schlafen.

Als Jack in das Mannschaftszelt trat, lag Samantha tief schlafend auf ihrem Feldbett – gleich neben ihrer kostbaren Aluminiumkiste. Jack beobachtete sie eine Weile, bevor er sie weckte. Ihr Gesicht war dreckverschmiert, und ihre Kleidung hing neben einer tragbaren Gasheizung. Ihre Härte, die Strenge – alles schien im Schlaf von ihr abzufallen. Den Schreck einflößenden und einschüchternden Menschen aus dem akademischen Establishment von Princeton – die grimmige, unabhängige Frau, die ganz versessen darauf war, sich gegen die von Männern dominierte Welt aufzulehnen – konnte Jack in ihr nicht mehr erkennen.

Er betrachtete ihr leicht gelocktes braunes Haar, ihre kleine Nase, die bei jedem Atemzug wie die eines Hasen zuckte. Er liebte sie immer noch. Diese Liebe konnte man ihm nicht nehmen – kein zweites Mal in seinem Leben.

»Samantha.« Er weckte sie mit einer sanften Berührung.

Erschrocken schnellte sie auf ihrem Feldbett in die Höhe. Es dauerte nur Sekunden, bis ihr Blick den entschiedenen Ausdruck zurückerlangt hatte. »Danke«, sagte sie. »Wie geht's voran?«

»Gut«, antwortete Jack. »Ricardo hat die Wrackteile durchgesehen und das rausgezogen, was er für das Wichtigste hält – im Sinne der Technik. Mit etwas Glück könnten wir bis zum Morgen zehn Prozent aus dem Schrottlager bergen.«

»Wie spät ist es jetzt?«

»Viertel nach fünf.«

Samantha schwang ihre schlanken Beine über den Rand des

Feldbetts und zog ihre schmutzige, feuchte Hose darüber. »Zumindest haben wir den Fusionsreaktor. Und das hier.« Sie tätschelte die Aluminiumkiste. »Den Rest können wir immer noch mit Tauchern rausholen.«

Jack nickte. Seine Augenlider wurden schwer.

»Hier. Es ist noch warm.« Sie schob ihn zum Feldbett. Die Wärme ihres Körpers strahlte durch ihn hindurch wie himmlische Kohlen; der Temperaturwechsel ließ ihn erschaudern. Noch immer roch er ihre Körperlotion und ihr Shampoo auf dem Kissen. Sie wickelte ihn in die Decke.

»Danke.«

»Jetzt ruh dich aus. Bei Tagesanbruch wird dich jemand wecken.«

Dann beugte sie sich nach vorn und küsste ihn auf die Stirn. Sie schien es nicht geplant zu haben, und Jack fragte sich, ob ihr bewusst war, was sie getan hatte.

Jack spürte den Aufdruck ihrer feuchten Lippen immer noch, als sie den Zelteingang hinter sich zuzog. Mit geschlossenen Augen konzentrierte er sich auf das Gefühl. Er würde nicht versagen. Diesmal nicht.

Jack öffnete seine Augen wieder. Mondstrahlen beleuchteten das Zelt durch die große Lüftungsöffnung. Dann rutschte er an den Rand des Feldbetts und betrachtete durch das Loch den fast vollen Mond. Die unregelmäßige Oberfläche schien zum Greifen nahe. Vertreter von Jacks Spezies waren dort oben gewesen. Sie waren durch die schwarze Leere geflogen und auf jener Oberfläche spazieren gegangen. Stolz überkam ihn. Warum sehnte sich die Menschheit danach, in den Weltraum zu fliegen? Woher rührte das unersättliche Verlangen, das Universum zu erforschen? Warum war seine Spezies – der Homo sapiens – seit Beginn seiner Geschichte so fasziniert von den Sternen?

Vielleicht sehnen wir uns unbewusst nach unserem Zuhause, dachte er – wo auch immer das sein mag.

Schließlich machte er es sich in dem schmalen Feldbett bequem. Die platinfarbene Kugel warf einen Schimmer auf Jacks Lider, als sie sich schlossen. Nur wenige Augenblicke vor dem Einschlafen dachte Jack noch einmal über den Mond nach. Irgendwie beunruhigte er ihn. Ach was, du bist einfach nur paranoid, sagte er sich, bevor er einschlummerte.

Mond

Jack wachte auf, als Bongane mit einer Tasse heißem Kaffee von ihm stand.

»Bist du jetzt dran?«, fragte Jack und zeigte auf das Feldbett.

»Nein, mir geht's ganz gut.« Bongane wollte weiterarbeiten.

Gegen den morgendlichen Tau vermummt, marschierten die beiden Männer zur Ausgrabungsstätte. An dem blassen Morgenhimmel hing der volle Mond noch so klar wie in der Nacht. Dorns Männer hantierten geschäftig an dem kleinen Stapel aus Aluminium- und Holzkisten, der, während Jack geschlafen hatte, etwas gewachsen war.

Die Dekontaminationsvorrichtung genügte als Dusche. Jack wischte sich den Dampf aus dem Gesicht, während er in die große Halle trat. Bongane wollte weiter hinuntergehen, um Samantha zu helfen. Ricardo wies Anthony gerade an, eine bestimmte Kiste nur aufrecht zu tragen.

»Du siehst erschöpft aus«, begrüßte ihn Jack.

Aufgequollene Hügel umrahmten Ricardos müde Augen. »Du hast den ganzen Spaß versäumt«, sagte er. »Wir haben den verdammten Fusionsreaktor hier hochgezerrt.« Er zeigte auf eine große Kiste, die im Vorraum stand. »Wir schaffen sie gleich an die Oberfläche.« Ricardo griff sich mit beiden Händen an den Hosenbund und zog ihn hinauf. »Ich weiß«, kom-

mentierte er Jacks Lächeln, als er sich den Gürtel enger schnallte. »Eins sag ich dir, diese Zwangsdiät hört sofort auf, sobald wir hier weg sind.«

»Das Mittagessen geht auf mich«, versprach Jack. Er stellte seine leere Tasse auf den langen Steintisch. »Wie hoch ist der Wasserstand im Moment?«

»Immer noch unterhalb des Laboratoriums. Aber er steigt schneller. Wir haben aus dem Schrottlager nur zwei Kisten mit Material bergen können.« Sein Kopf kippte vor Erschöpfung immer wieder nach vorn. »Ich glaube, wir haben höchstens noch vier Stunden, bis die Ebene überflutet ist.«

»Mist«, sagte Jack, der sich durch ein Gewirr aus Schachteln wühlte. Schließlich fand er seine Kamera und ein paar Filmrollen. »Das Beste ist, wir halten so viel wie möglich auf Fotos fest.«

Während Jack beim Gehen den Film einlegte, meinte er, sie sollten damit anfangen, die Steinwand zu fotografieren, die den Fusionsreaktor von drei Seiten umgeben hatte. »Ich bin sicher, diese Inschriften sind Anweisungen. Vielleicht sind sie das Wichtigste, das wir retten sollten.«

Ricardo stimmte zu.

Sie kamen an Samantha und Bongane vorbei, die eine Kiste die Treppe hinaufzogen. Samantha konnte ihre Sorge trotz ihrer Erschöpfung nicht verbergen. »Wir haben nicht mehr viel Zeit«, sagte sie.

»Ja.«

Jack wollte wissen, wo sich die anderen aus der Mannschaft befänden.

Dorn sei an der Oberfläche, berichtete sie. Baines und François habe sie seit Stunden nicht gesehen.

Jack und Ricardo durchquerten den überfluteten Tunnel mit dem Floß. Das Wasser war dramatisch angestiegen. Jack

schaffte es, sicher abzusteigen und sich das gnadenlose Nass vom Leib zu halten. Im Labor prüfte er kurz das Licht und stellte die Kamera ein. Schließlich schoss er ein paar Bilder aus der Entfernung, bevor er das Objektiv für die Nahaufnahmen einstellte. Er hoffte, die Inschriften würden sich mit Hilfe von Computern entziffern lassen.

»Zumindest gibt es für den Generator ein paar Anweisungen«, sagte Ricardo. »Mit einem Teil dieser Sachen hier sind wir schon viel zu gewagt umgegangen. Wir haben es schließlich nicht mehr mit einem Hologramm zu tun, sondern mit Kernfusion.«

»Ich verstehe schon«, meinte Jack. »Deswegen werden wir den Generator auch so schnell wie möglich publik machen. Ich gebe einen Scheiß auf das, was Dorn sagt.«

»Stimme ich dir zu, *amigo*. Das ist die Büchse der Pandora – besonders in den falschen Händen.«

Jack fand einen Winkel, von dem aus das Blitzlicht die feinen Eingravierungen nicht unkenntlich machen würde. Zur Sicherheit verschoss er noch eine Rolle, nutzte diesmal aber das Licht von den Wänden, nachdem er die Belichtungszeit geändert hatte. Schließlich steckte er auch diesen Plastikbehälter mit der Filmrolle in seine Tasche und betrachtete die vier eingravierten Symbole ein letztes Mal – diejenigen, die auch auf den Systemmodulen abgebildet waren.

»Stimmt was nicht?«, fragte Ricardo.

»Dieses letzte Symbol hier«, sagte Jack und deutete darauf. »Erinnert es dich an was?«

Ricardo beugte sich vor, um besser sehen zu können. Nach ein paar Sekunden schüttelte er den Kopf. »Die beiden von einem Strich getrennten Kugeln könnten den Fusionsprozess darstellen.«

»Möglich«, meinte Jack. »Aber wie erklärst du dir die Dreiecke um den Kreis darüber? Soll das ein Warnhinweis sein?«

»Ja, vielleicht.«

Warum sah es so vertraut aus?

»Ist mein Notizbuch noch hier unten?«

»Ich habe es nicht weggeräumt.«

Jack hatte das lederne Notizbuch in der hermetisch abgeriegelten Kammer zurückgelassen, nachdem er darin die Position der Skelette festgehalten hatte. Ricardo schielte nervös über Jacks Schulter. Schließlich fand Jack eine abgegriffene Fotokopie mit tibetanischen Schriftzeichen. Seine Finger fuhren über die Zeichnungen verschiedener Götzenbilder. »Ich wusste es.«

»Dasselbe Symbol?«

»Nein. Aber fast.« Jack ging in den anderen Raum. »Komm.«

Beide waren sie über die Ähnlichkeit schockiert.

Jack hielt die Fotokopie vor die Mauer direkt unterhalb des vierten Symbols.

»Chinesisch?«, fragte Ricardo.

»Tibetisch.« Das aufgezeichnete Wort sah wie eine ausgefeiltere Version der Hieroglyphe auf der Mauer aus. »Es kam mir komisch vor, weil ich das gleiche Symbol auf einigen Tafeln der Aymara gesehen habe.«

»Und was bedeutet es?«

»Es ist das tibetische Wort für Armageddon.« Jack zeigte auf das Symbol an der Mauer. Das gleiche Symbol war auf das vierte, also das unterste Fach des Geräts eingraviert. »Das erinnert sowohl an das tibetische als auch an das Aymara-Wort für das Ende des letzten Zeitalters – das Ende der Welt. Gleichzeitig sieht es wie ein Symbol für den Fusionsprozess aus.«

Ricardo wurde nervös. »Was genau meinst du damit?«

»Dass eines dieser Module etwas sein könnte, das wir ganz und gar nicht aktivieren sollten …« Jack stand langsam auf und faltete das Papier zusammen. »Niemals.«

Jack machte noch ein paar Bilder von dem vierten Symbol. »So, jetzt reicht's aber«, meinte er schließlich.

Ricardo stand auf. »Gut. Dann lass uns hier abhauen. Dieses ganze Zeug ist schon beunruhigend genug, wenn man nicht über das Ende der Welt redet. Ach, übrigens«, sagte er noch, »heute Nacht ist Vollmond. Irgendwie habe ich ein ungutes Gefühl.«

Jack legte sich den Tragegurt des Fotoapparats um seine Schultern zurecht. Auch er konnte das Bild des Monds, der sich der Morgensonne widersetzt hatte, nicht vergessen. Was beunruhigte ihn so daran?

Als er an den drei Tischen vor dem Labor vorbeiging, blieb er plötzlich stehen. »Genau!«

»Was genau?«

»Deswegen steigt das verdammte Wasser so schnell.«

Endlich war Jack draufgekommen. Zweimal in jeder Jahreszeit vereint sich die Gezeitenkraft des Monds mit der konstanten Anziehungskraft der Sonne, was zu einer besonders hohen Flut führt. Diese Flut war gerade dabei, ihnen ein Unterwassergrab zu bereiten. Die Auswirkung einer starken Springflut würde den Grundwasserspiegel anheben. Sonne und Mond gemeinsam würden den Druck auf die ohnehin schon geschwächten Stützmauern und die dazwischen liegenden Fugen erhöhen.

Als sie weitergingen und sich in der Schrotthalle durch die Stapel mit verschnürten Kisten schlängelten, verfluchte sich Ricardo dafür, dass er solch ein simples Phänomen nicht beachtet hatte. Und schon glänzte eine dünne Wasserschicht auf dem Boden.

»Die Treppe ist eingebrochen«, sagte Jack.

Ihre schmatzenden Schritte hallten von den Wänden wider und übertönten das unaufhörliche Tropfen aus den Fugen der massiven Steinmauer an der Südseite. Winzige Wellen zogen über die Wasseroberfläche dahin. Obwohl Jack außer Atem

war, wollte er sein Tempo nicht verlangsamen. Die beiden hatten fast alle Kisten weggeräumt, als sie ein Krachen hörten.

»Was war das?«, rief Ricardo.

Dann dröhnte es durch die Halle, und gleichzeitig fegte ein Wind hindurch. Jacks Adrenalinspiegel stieg schlagartig. Er drehte sich um, hatte aber keine Zeit für eine Antwort. Eine Wasserwand raste ihnen entgegen, Metallplatten mit sich reißend, bevor sie ihnen den Boden unter den Füßen wegzog.

Einsturz

Die letzte der vier Aluminiumkisten rutschte in den Transporter. Samantha ermahnte Dorns Männer immer wieder, vorsichtig zu sein. Die zusätzlichen Hilfskräfte, die den Rest der Ausrüstung heraufgeschafft hatten, arbeiteten mit sorgloser Gleichgültigkeit, da sie über den Wert der Ladung völlig im Unklaren waren. Samantha las die riesigen Blockbuchstaben auf den Seiten der Kisten: EIGENTUM DER HELIX CORP.

Die Besitzverhältnisse, die hier angedeutet wurden, passten ihr überhaupt nicht.

Zumindest die abgenutzte Kiste, in die sie Skelette des weiblichen Homo erectus mit der wertvollen Kreuzung gelegt hatte, gehörte noch von der Expedition in Mali ihr. Bereits auf einen Transporter geladen, lag sie neben der Kiste, die das außerirdische Fossil enthielt.

Schließlich näherte sich Samantha wieder der Ausgrabungsstelle. Der Holzkasten mit dem Fusionsreaktor wurde gerade mit Hilfe eines Transporters aus der Grube gehievt. Zwei an eine Stahlwinde befestigte, ein Zentimeter dicke Seile führten zu einem Lastennetz hinab, das den Kasten wie einen italienischen Schinken umklammert hielt.

»Seid vorsichtig damit!«, rief Samantha.

Der Kasten schrammte innen an der Grubenwand entlang. Samantha hätte nie zugestimmt, das Gerät zu schnell zu bewegen, doch Dorn hatte darauf gepocht, den Generator sicher im Transporter zu verstauen – auch wenn er nicht direkt gefährdet war. Wie ein Filmregisseur rief Dorn Anweisungen aus der Grube hinauf. Oben sicherten seine Männer den Kasten und fuhren mit dem Transporter rückwärts heran.

»Heil und unversehrt«, beruhigte sie Dorn.

»Hat das Wasser die dritte Ebene schon überflutet?«, fragte Samantha.

»Ich bin nicht unten gewesen. Aber ich glaube nicht.«

»Gut«, meinte sie. »Ich werde noch eine Ladung holen.«

Dann ging sie die Treppe hinunter.

»Warte«, bat Dorn sie. »Ich komme mit.«

Die Dekontaminationsvorrichtung schaltete sich ein, als Samantha und Dorn noch zwanzig Meter davon entfernt waren. Baines kam hindurchgerannt und lief den beiden direkt in die Arme. Er sah nasser aus, als das Nebelgerät hätte vermuten lassen.

»Die östliche Mauer … ist eingestürzt«, keuchte er.

»Eingestürzt?« Samanthas Magen zog sich zusammen.

»Die ganze dritte Ebene ist futsch. Die zweite wird in ein paar Minuten weg sein.«

»Gütiger Himmel! Wo sind die anderen?«, rief Dorn.

»François ist tot«, antwortete Baines. »Mehr weiß ich nicht.«

Samantha hatte das Gefühl, ein Python hätte sich um ihren Körper geschlungen. »Jack und Ricardo?«

Baines Brustkorb hob und senkte sich. »Sie waren unten im Labor beim Fotografieren.«

»Das ist auf der dritten Ebene.« Samantha blickte die beiden noch einmal an, bevor sie sich an ihnen vorbeidrängte.

Dorn hielt sie am Handgelenk zurück. »Du kannst nichts

mehr tun – außer dich selbst umzubringen.«

»Vielleicht sitzen sie da unten in der Falle.«

»Das ist zu gefährlich«, widersprach Dorn. »Wir können nur hoffen, dass sie es auf eine höhere Ebene geschafft haben.«

»Zu hoffen reicht nicht«, widersprach sie. »Ich gehe nachschauen.«

Sie kämpfte gegen Dorns Griff an, befreite sich und rannte die Treppe hinab.

»Samantha!«

Sie blieb stehen und drehte sich um. Dorn blickte sie flehend an. »Bitte! Tu das nicht. Ich schicke jemand anderen hinunter!«

Sie sah zuerst den Tunnel in Richtung der großen Halle hinab, dann zurück zu Dorn.

Schließlich hechtete sie durch das Dekontaminationsgerät.

Jacks Lungen waren fast am Zerbersten. Seine Nebenhöhlen schmerzten. In der Kehle spürte er ein Brennen. Seine Ohren waren durch das Unterwasserchaos taub, und sein Körper stand wegen der eisigen Attacke unter Schock. Das Wasser behandelte ihn wie ein Treibholz bei hohem Wellengang.

Ich muss atmen!

Seine Hände schossen wie Pfeile durchs Wasser. Wo war die Oberfläche noch mal? Bald würde er gegen den Drang, einzuatmen, nicht mehr ankämpfen können.

Ich muss atmen!

Er knallte gegen etwas Hartes. Die Wand auf der anderen Seite?

Jack spürte, wie er angehoben wurde. Einen Augenblick später wurde das gedämpfte Rauschen zu einem Dröhnen, als das Wasser aus seinen Ohren gelaufen war. Die Oberfläche! Seine Lungen schienen zu schreien, und er saugte Sauerstoff in sich hinein, bevor ihn eine Sekunde später die kalte Welt erneut umfangen hielt.

Aber er konnte wieder denken. Zweimal stieß er sich heftig

mit den Füßen ab, dann tauchte sein Kopf aus dem Wasser auf. Haufenweise Schrott wirbelte um ihn herum. Rechts von sich erkannte Jack einen Hinterkopf, der in der Rückströmung des Wassers sichtbar wurde. »Ricardo!«

Jack hustete, seine Lungen spuckten Wasser. Ricardos Kopf drehte sich. Sein Gesicht war unter einer Matte dichter Locken versteckt. »Hier …«, rief er, kaum in der Lage, seinen Arm zu heben.

Jack schwamm zu ihm hinüber, als sich das Wasser in der riesigen Halle etwas beruhigt hatte. Während er Stahlteile und dahintreibende Kabel beiseite schob, schaffte er es, Ricardo am Kragen zu packen.

»Alles in Ordnung?«, rief er.

Ricardos Kopf – mehr war über dem schwarzen Wasser nicht zu sehen – nickte. Jack fand schließlich Boden unter den Füßen, und auch Ricardo richtete sich auf. Das Wasser stieg schnell. Ricardo zeigte auf den verschwindenden Durchgang, der zu den Treppen führte. »Da geht's raus.«

Samantha rutschte vier Stufen hinab und schrammte sich den Rücken dabei auf. Zweimal knallte sie mit dem Kopf gegen die Querbalken, bevor sie wieder aufstehen konnte. Als sie schließlich weiter hinunterhechtete, nahm sie zwei Stufen auf einmal. Unter sich hörte sie den gedämpften Lärm. Vom Ende der ersten Treppe aus rannte Samantha an dem Raum vorbei, in dem sie Jack und das Hologramm gefunden hatte. An dem Loch, das sie in die Mauer des Gangs geschlagen hatten, hielt sie an. Auf der anderen Seite wurde das Rauschen des strömenden Wassers zu einem Dröhnen, verstärkt durch das von den Mauern hallende Echo. Dann eilte sie die nächste glitschige Treppe hinab.

Sie betete und rannte. Betete und rannte. O Gott, bitte …

Immer wieder sagte sie die drei Worte vor sich hin, kam über das »bitte« aber nie hinaus.

Gott wusste sicherlich, was sie meinte.

Jack schwamm direkt vor Ricardo unter dem Durchgang hindurch. Eine starke Strömung zerrte ihn in den Gang, in dem das Floß gewesen war. Das ehemals gemütlich dahintreibende Wasser war zu einem schnell fließenden Untergrundfluss geworden. Er schien die Bereiche westlich von ihnen zu füllen. Jack kämpfte gegen die Strömung an. Über dem Dröhnen und dem Lärm der gegen die Steinwände krachenden Metallteile hörte er Ricardo hinter sich rufen: »Die Treppe!«

Sie wurden zur Treppe getrieben, die auf die zweite Ebene führte, wobei sie der Strom schneller als erwartet trug. Jacks Arme halfen mit kräftigen Zügen nach, während er in dem Chaos seinen Kopf bei der Suche nach der Treppe über Wasser hielt. Er durfte sie nicht verpassen, denn viel länger würde er es in dem reißenden Strom nicht aushalten.

Jacks Beine brannten. Seine Kleidung zog ihn wie fünfzig Kilo schwere Fesseln nach unten. Der Strom trieb ihn direkt auf die Öffnung der Treppe zu, doch er war von dieser immer noch zwanzig Meter entfernt. Abstoßen!

Jack tauchte mit dem Kopf unter Wasser und griff nach der Treppe. Seine Fingernägel kratzten über Stein. Schließlich öffnete er seine Augen, konnte aber nichts sehen. Seine Hand schlug auf eine trockene Stufe. Gerade noch rechtzeitig hob er den Kopf aus dem Wasser, um nach der angrenzenden Wand greifen zu können. Endlich fanden seine Finger Halt, und er zog sich aus dem wirbelnden Strom.

Hinter ihm kämpfte Ricardo mit wilden Kraulbewegungen im Wasser und kam mit rasender Geschwindigkeit auf ihn zu.

»Abstoßen!«, rief Jack. »Stoß dich ab!«

Mit dem Rücken gegen die Wand gestützt, streckte Jack seinen Arm Richtung Wasser aus. Seine Hand umschlang Ricardos Unterarm in dem Moment, als er vorbeigetrieben wurde. Beinahe wurde Jack durch die Kraft wieder ins Wasser

gezogen, doch er konnte die Finger seiner freien Hand gerade noch in einen Spalt zwischen zwei Steinen stecken.

»Schwimm, Ricardo … ich kann dich … nicht mehr lange halten.«

Ricardo war an Jack und an der Treppe vorbei gegen die Wand getrieben worden. Er tauchte mit seinem Kopf gegen die Strömung an und versuchte sich den Weg mit seinem freien Arm zurückzutasten. Jack wurde die Treppe wieder runtergezogen.

Er biss die Zähne zusammen und versuchte verzweifelt Ricardo hochzuzerren. Sein Arm zitterte.

Er konnte Ricardo nicht mehr halten.

In dem Bruchteil einer Sekunde musste Jack eine wichtige Entscheidung treffen. Er musste entweder die Wand oder seinen Freund loslassen. Etwas in ihm erhob Anspruch auf sein Überleben, gab jedoch zu Gunsten einer stärkeren Kraft nach – Loyalität. Er würde Ricardo nicht loslassen. Er glitt noch eine Stufe hinab, seine Finger rutschten die Wand entlang. Vielleicht können wir zurückschwimmen, wenn die Ebene ganz mit Wasser gefüllt ist und die Strömung nachgelassen hat, dachte Jack.

Doch plötzlich wurde er von zwei Händen am Kragen gepackt.

Samantha stemmte sich mit aller Kraft gegen die Stufen und zog Jack zurück in die Sicherheit. Ihre Stiefel rutschten auf dem glatten Stein, doch Jack bekam mit seinen Füßen Halt und bot alle Kraft auf, um sich hinaufzuhieven. Ricardo schlang einen Arm um Jacks Knie und fiel auf die Treppe.

»Was ist passiert?«, rief Samantha.

»Eine Springflut, verstärkt durch die Sprengung, vermute ich.« Jack massierte seinen Arm, um ihn wieder zum Leben zu erwecken. »Eine Stützmauer muss eingebrochen sein. Der ganze Komplex wird in ein paar Minuten unter Wasser

stehen.«

»Dann nichts wie raus hier«, sagte Samantha.

Die drei hatten die große Halle schon halb durchquert, als Jack aus der Ferne eine gedämpfte Stimme vernahm. Er hielt inne.

»Habt ihr das gehört?«

»Könnte ein Stöhnen sein«, meinte Samantha.

»Es kommt von dort drüben.« Ricardo deutete auf eine kleine Nische hinter einer Reihe riesiger Stützpfeiler.

Hinter einem Stapel ausgepackter Kisten und Schrottteilen fanden sie Bongane.

Sein Haar war mit Blut durchtränkt, das auf seiner Kopfhaut und seinem Hals geronnen war. Er versuchte aufzustehen, doch Jack hielt ihn zurück.

»Nicht bewegen, Bongane. Du bist verletzt.«

»Wir müssen hier raus«, stöhnte Bongane.

Samantha untersuchte den Schädel des Mannes. Sie fand einen sieben Zentimeter langen Spalt direkt hinter seinem linken Ohr. Die Haut um die Wunde war angeschwollen und säumte wie zwei Kämme eine Talsohle aus Blut und Schädelmasse. »Sieht ziemlich tief aus«, sagte Samantha, während sie auf die Wunde drückte. »Keine Sorge. Wir schaffen dich hier raus, sobald wir die Blutung gestoppt haben.«

»Keine …« Bongane drehte sich zur Seite und versuchte aufzustehen. »… Zeit.«

»Es ist Zeit genug«, beruhigte ihn Jack, der seinen Kopf stützte.

Ricardo sah sich das Hemd des Zulus über dessen Bauch genauer an – auch die weiße Baumwolle war blutdurchtränkt.

Vorsichtig zog er das Hemd nach oben und säuberte die Stelle, aus der das Blut sickerte, mit seinem eigenen Ärmel.

»Es ist eine Austrittswunde«, sagte Ricardo. »Auf Bongane ist geschossen worden.«

»Geschossen?«

Jack wurde übel. Bongane kämpfte immer noch. Seine Finger tasteten nach etwas, das zwischen zwei großen Kisten lag.

»Was ist das?«, fragte Jack.

Ricardo schob die Kisten zur Seite und hob einen langen Draht in die Höhe. »Zündschnur«, antwortete er.

»Zündschnur?« Jack blieb bei Bongane, dessen Kopf in seinem Schoß lag. »Was ist passiert?«

Samantha und Ricardo zogen immer mehr Zündschnur heraus, die sich zwischen dem Schotter hindurchschlängelte.

»O Scheiße!«, fluchte Ricardo.

Die Schnur endete in kleinen, an dreien der Stützpfeiler befestigten Päckchen. Direkt daneben lag François tot in seinem eigenen Blut.

Ricardo untersuchte die Taschen, die hinter der Expeditionsausrüstung versteckt worden waren. Klötze aus grauem Kitt lehnten gegen die Säulen. Auf jeder Tasche befand sich ein kleiner, mit schwarzem Klebeband befestigter Plastikkasten mit einer LED-Anzeige. Auf der Anzeige stand: 000:00.

Das sah nach Sprengzündern aus.

»C-4«, sagte Ricardo. »An den Stützpfeilern befestigt.«

»C-4?«

»Genug, um die ganze Halle zum Einstürzen zu bringen.«

Als Jack um die Ecke bog – Bonganes lange Arme hingen um seine und Ricardos Schultern –, stockte ihm in einem Anfall von Panik der Atem, als hätte man ihm mit einem Bleirohr auf den Bauch geschlagen. Vom Gang her drang kein bisschen Licht zu ihnen durch. Vor ihnen rannte Samantha an den Hieroglyphen vorbei, die den Eingang schmückten, und blieb vor einem Schotterhaufen stehen, der bis auf den Gang hinausreichte.

Jack kletterte mit Samantha den Haufen hinauf, während er den benommenen Bongane Ricardos Fürsorge überließ. Der Eingang war völlig zugeschüttet worden. Gegen den Schotter-

haufen gelehnt, blickte Jack durch den im Schein der Taschenlampe tanzenden Staub. Samantha schwieg. In dem schwachen Licht sah er, dass ihr Gesicht rot anlief, während sich leuchtende Flecken wie karminroter Efeu an ihrem Hals hinabwanden. Sie atmete schwer.

»Ich glaube, man hat uns gerade total verarscht«, sagte Jack.

Eingang

Dorn stand daneben, als ein Lastwagen mit einem an die Stoßstange montierten Planierschild die letzten Haufen roter Erde in die Grube schob.

»Es tut mir so Leid, Samantha«, murmelte er immer wieder vor sich hin.

Es gab nichts, was er noch tun konnte. Sie würde dort unten mit Jack sterben. Mit dem Mann, den sie immer noch liebte, wie sie erst vor kurzem deutlich gemacht hatte.

»Es war nicht zu vermeiden«, sagte Baines.

Dorn drehte sich zu ihm um.

»Die wär bestimmt zur Plage geworden«, versuchte Baines ihn auf seine grobschlächtige Weise zu trösten. »Und sich mit Jack jetzt anstatt später zu befassen, ist für mich so, als wär jetzt bereits Weihnachten.«

Schon bei der bloßen Andeutung von Jacks Tod empfand Dorn eine tiefe Befriedigung. Seine Laune wurde besser. »Wir brechen so schnell wie möglich auf«, ordnete er an. »Aktiviere die Sprengsätze.«

Baines wandte sich dem Transporter zu.

Dorn beobachtete, wie der letzte Rest der roten Erde eingeebnet wurde. Einen kurzen Moment lang, als Baines gesagt hatte, die dritte Ebene sei eingestürzt, hatte Dorn gedacht, dass

sich tatsächlich alles von allein lösen könnte. Jack und Ricardo waren – auf eine für Dorn ziemlich unschädliche Weise – von einer wohlmeinenden Naturkraft getötet worden und hatten ihm einige Schwierigkeiten erspart. Er wusste, dass Jack niemals zugestimmt hätte, die fortschrittliche Technik der Außerirdischen zum eigenen Vorteil zu nutzen. Und er hätte Samantha ständig davon überzeugen müssen, wie außerordentlich wichtig die Geheimhaltung der Technologie wäre.

Doch sie war Jack hinterhergegangen.

Vielleicht ist es tatsächlich besser so, dachte Dorn. Obwohl ihn die Tatsache, sie verloren zu haben, mehr schmerzte, als er sich vorgestellt hatte.

Mit einem tiefen Atemzug in der kühlen Luft verschaffte er seinem Kopf wieder Klarheit.

Zumindest seine eigene Zukunft war gesichert. In einer Kiste und fest verschnürt auf einem von Schwerbewaffneten bewachten Transporter stand *Die Quelle*, ein Gerät, das ihn zum mächtigsten Mann der Welt machen würde. In wenigen Wochen würde es nur noch schwache Spuren von der Ausgrabungsstelle geben. Bis dahin würde er Tiahuanaco weit hinter sich gelassen haben.

Verständnislos blickte Samantha auf den Haufen aus Erde und Steinen. »Aber warum?«, brachte sie schließlich heraus. »Was zum Teufel hat er vor?«

»Dorn weiß, dass wir nie zustimmen würden, die Technologie geheim zu halten. In jeder seiner Hightech-Unternehmen verfügt er über die Möglichkeiten, die Technologie nachzubilden und Milliarden damit zu verdienen.«

»Freunde, wir sind übers Ohr gehauen worden«, sagte Ricardo, der sich immer noch um Bongane kümmerte.

Samantha begann zu zittern.

Jack hatte zuvor ihren Blick gesehen – denjenigen, der von ihrer Wut herrührte.

»Wahrscheinlich hatte er sowieso vorgehabt, die gesamte Anlage zu sprengen, sobald wir mit der Ausrüstung draußen gewesen wären«, vermutete Jack. »Das heißt für mich, dass Dorn keinen Augenblick daran gedacht hat, die Technologie in der Öffentlichkeit bekannt zu machen – ganz egal, wie wir uns entscheiden würden.«

Samantha kaute auf ihrer Unterlippe. Mit ihren blauen Augen starrte sie vor sich, als könnten sie wie Saphirlaser den Geröllhaufen vor ihr zersetzen. »Dieses Schwein. Und was machen wir jetzt?«, fragte sie.

Jack kratzte an den Steinen. »Hier kommen wir nicht durch.«

»Aber das ist der einzige Ausgang«, entgegnete Samantha.

»Nein. Es ist ein Eingang«, widersprach Jack. »Und die Ägypter und Mayas bauten versteckte Ausgänge in einer genauen sternförmigen Anordnung zum Eingang. Und hier haben wir es mit der gleichen Architektur und Methode zu tun.« Er drehte sich um und blickte den Gang entlang. »Es muss einen anderen Weg nach draußen geben.«

»Und wo soll der sein?«, wollte Ricardo wissen. »Keiner von uns hat einen bemerkt.«

»Nun, wie gesagt, er könnte versteckt sein. Aber alles hier drin müsste mathematisch genau nach demselben Prinzip der Präzession gebaut worden sein.«

»Wir haben nicht viel Zeit«, drängte Samantha. »Vielleicht eine Stunde, mehr nicht, bevor alle drei Ebenen überflutet sind.«

In Windeseile ging Jack in Gedanken sämtliche Berechnungen noch einmal durch. »Die Ausgänge waren entsprechend der vier Kardinalpositionen auf den Eingang abgestimmt«, dachte er laut nach. »Wenn die Frühlings-Tagundnachtgleiche den Eingang markiert hat, hoffe ich, dass die Herbst-Tagundnachtgleiche den Ausgang markiert.«

Schließlich kletterte er den Geröllhaufen wieder hinunter.

»Du hoffst?«, fragte Samantha. »Das ist nicht gerade ermuti-

gend.«

»Hoffnung ist im Moment alles, was uns noch bleibt«, erwiderte Jack.

FÜNFTER TEIL

Analyse

McFadden blätterte nervös das Magazin *Cosmopolitan* durch, das er vom Empfangsschalter über dem Direktorium für operative Angelegenheiten mitgenommen hatte. In dem dämmrigen Licht des Kriegszimmers hatte er Probleme, den Artikel zu finden, der sein Interesse auf sich gezogen hatte – über die Technik, die Frauen den intensivsten Orgasmus ihres Lebens verschafft. Er ließ die Zeitschrift in seinen Aktenkoffer gleiten. Er würde sie mit nach Hause nehmen – obwohl er schon vermutete, das es nächsten Monat eine neuen bestürzenden Artikel über Orgasmen geben würde.

Frauenmagazine zu lesen war für McFadden eine rentable Angelegenheit – so etwas wie eine Bibel. Er erklärte immer, man habe damit sozusagen einen Schlachtplan für das andere Geschlecht in der Hand. Ein erfolgreicher Träumer musste einfach seinen Finger am Puls der modernen Frau haben. Diese Gewohnheit pflegte er seit den Tagen seiner Agentenausbildung, als ihm und seinen Kollegen beigebracht worden war, den Handlungen des Gegners könne man nur dadurch vorgreifen, dass man sein eigenes Ich in die Gedankenwelt dieses Gegners hineinpflanzt.

Er nippte an dem kalten Wasser aus einem Pappbecher in der Größe eines Fingerhuts, den er von General Wrights Assistenten bekommen hatte. McFadden blickte an sich hinab und bemerkte, dass sich in der Eile, Wright über die letzten per Satellit gemachten Entdeckungen zu informieren, zwei sichelförmige Flecken unter den Achseln seines hellblauen Anzughemds gebildet hatten. Er war gerade dabei, seinen Blazer wieder überzustreifen, als Wright aus seinem Büro auftauchte.

Zwei Projektoren warfen mehrere in der letzten Stunde aufgenommene Satellitenbilder an die Wand. Der Cray-Super-

computer war mit einem Strom von Daten gefüttert worden und hatte die Aufgaben an kleinere Einheiten delegiert, die jedes Byte an Information auswerteten, das in die Behörde gelangte. Fingerabdrücke, Berichte von Spionen, Satellitendaten, Computeraufzeichnungen – alles wurde an Scharen von Computern delegiert, die die Daten mit Hilfe des passenden Programms auswerteten.

»Machen Sie das mal größer«, bat Wright.

Die Schwarzweißbilder waren digital geschärft worden. Der für die audiovisuelle Technik zuständige Angestellte vergrößerte den Bereich mit dem Holzgegenstand, der in Tiahuanaco hinten auf einem Transporter festgebunden worden war. McFadden zeigte auf die Holzkiste.

»Dieses Ding erzeugt die magnetische Strahlung, sagen unsere Analytiker«, erklärte er.

Zwei Fusionsspezialisten informierten Wright über die physikalischen Hintergründe der Fusion und der Magnetfelder, die die heutigen Experimente mit kontrollierter Fusion erzeugen – und solch ein Magnetfeld hatten sie registriert, als die Holzkiste aus dem Loch gehievt worden war.

»Und Sie sagen, dass dieses Gerät scharfgemacht ist?«, fragte Wright. »Oder zumindest derzeit in Betrieb?«

»So scheint es, Sir.« McFadden schob dem Assistenten des Direktors zwei Dias zu, der sie dem Angestellten aus dem Vorführraum weiterreichte.

Kurz darauf zeigte einer der Monitore die Ergebnisse der elektromagnetischen Analyse. »Normalerweise erzeugt jeder Gegenstand ein schwaches elektromagnetisches Feld und weist diesbezüglich keine Störungen auf«, erklärte McFadden.

»Doch in diesem Fall sehen Sie um die Holzkiste ein beachtliches Feld. Ein kontrolliertes magnetisches Feld.«

»Ist das wichtig für die Fusion?«, fragte Wright.

»Ja, Sir. Es erzeugt eine eingedämmte Umgebung, so etwas wie eine ›magnetische Flasche‹, in der die Fusionsreaktionen

ablaufen können, ohne das sie das Gerät zum Schmelzen bringen.« McFadden berichtete weiter, dass man bei den heutigen Experimenten riesige Magnete in der Größe von Lastwagen verwende, um solche Felder zu erzeugen. »Und deswegen wird das, was auch immer sich in der Kiste befindet, umso verdächtiger. Unsere Fusionsexperimente und die russischen Tokamaks befanden sich in sehr großen Anlagen. Das Objekt in dieser Kiste kann nicht größer sein als ein normaler Sprengkopf. Deshalb glauben die Analytiker, es könnte sich um eine neue Form einer taktischen Waffe handeln.« McFadden blätterte ein paar Seiten um, bis er die Temperaturangaben vom letzten Satellitenüberflug fand. »Wir können keinen Temperaturanstieg verzeichnen, der auf heiße Fusion schließen lassen würde. Wir glauben, wir haben es hier mit etwas völlig Neuem zu tun – vielleicht mit kalter Fusion.«

»Kalte Fusion?«

»Entweder das, oder das Gerät ist irgendwie abgeschirmt, damit es keine Hitze abstrahlt.«

Wright, der die ganze Zeit über auf und ab gegangen war, blieb stehen und ließ seine Hand über die Marmorplatte des Tischs gleiten. »Ich will so schnell wie möglich einen Plan auf dem Schreibtisch haben, mit dem wir auf alles vorbereitet sind. Schnappen wir uns dieses Ding.«

Abfahrt

Im Lager herrschte reges Treiben, und die Zelte fielen wie Fallschirme in sich zusammen. Während der letzten Stunde hatte Pierce beobachtet, wie Dorns Mannschaft, die nun aus sieben Leuten bestand, die Grube aufgefüllt und die Transporter beladen hatten. Weder Pierce noch Miller hatten gesehen,

ob die drei Wissenschaftler wieder aufgetaucht waren. Dorn hatte sie offensichtlich mit auf die wachsende Liste von Leichen gesetzt. Nach dem Tod des Bolivianers war der Südafrikaner nervös geworden und hatte die Sperrlinie erweitert und seine Männer mit schwereren Waffen ausgerüstet. Sowohl Dorn als auch die Analytiker in Virginia waren an dem Inhalt der großen Holzkiste auf dem ersten Lastwagen interessiert. Pierce holte sich das Ziel näher heran, doch mehr als ein nichts sagendes, in die Holzlatten gebranntes Frachtzeichen D war nicht zu erkennen. Pierce vermutete, dass es sich um ein weltweites Frachtunternehmen handelte, das Dorn gehörte.

Miller, der den Satellitensignal-Zerhacker im Jeep überwachte, kam mit einem Ausdruck auf Thermopapier herüber. »Genau wie du gesagt hast. Sieht aus, als würden wir losschlagen. McFadden will, dass wir mit der DEA kooperieren.«

Pierce setzte das Fernglas ab. »Mit der DEA? Soll das ein Witz sein?«

»Virginia hat die Spezialeinheiten mobilisiert, aber sie brauchen noch vierundzwanzig Stunden, bis sie hier sind. Sie sagen, die DEA sei unsere einzige geeignete Verstärkung.«

»Geeignet …« Pierce gluckste. Er hätte lieber einen einzigen CIA-Mann zur Verstärkung als hundert DEA-Agenten – diese Rambo-Typen, die ihre Missionen mit der Geschicklichkeit eines wahnsinnig gewordenen wikingischen Berserkers durchführten.

»Ich soll gleich mit dem DEA-Einsatzleiter Kontakt aufnehmen«, sagte Miller.

Pierce zuckte mit den Schultern. »Zumindest bleiben wir hier nicht bloß auf unseren Ärschen sitzen.«

Die große Holzkiste lag sicher auf der Ladefläche des ersten Transporters. Aus den Ritzen zwischen den Holzlatten drang schwach blaues Licht hervor und spiegelte sich in Dorns Augen. In der Kiste wartete der Fusionsreaktor mit seinen vier

Modulen auf die Anweisungen der Forscher, die Dorn bereits in seiner privaten Technologieeinrichtung in Kapstadt zusammengetrommelt hatte. Zum dritten Mal ließ er seine Hand entlang der Seile gleiten und zog an den Knoten. Der Apparat in dem Kasten war der größte Fund, den die Menschheit jemals gemacht hatte – das wertvollste Gerät der Welt. Eines, das seine Firmen im Bereich der Gentechnologie, der Kernfusion und des Maschinenbaus Lichtjahre vor alle anderen Unternehmen katapultieren würde. Eines, das eine Vielzahl von Funktionen ausübte. Die Möglichkeiten nötigten ihm ein Lächeln ab.

Baines trat aus dem langen Schatten der Acapana-Pyramide hervor. »Die Sprengladungen sind scharf.« Er blickte auf seine Uhr. »Noch fünfundzwanzig Minuten. Sie gehen los, ob unter Wasser oder nicht.«

»Hat jedes Gerät reagiert?« Dorn vertraute auf die Qualität der Fernzündsysteme, die er mit beträchtlichen Gewinnen im Vorderen Osten verkauft hatte.

»Alle sechs«, antwortete Baines. »Keine Sorge. Wenn die Ladungen hochgehen, sind alle drei Ebenen platt wie ein Pfannkuchen. Kein Mensch wird hier jemals wieder etwas Ungewöhnliches finden.«

»Was ist mit dem Hubschrauber?«

»Immer noch kaputt. Unsere Männer in Brasilien behaupten, es dauert noch mindestens einen Tag.«

»Dann sag ihnen, das ist nicht schnell genug – ich will bis zum Einbruch der Dunkelheit in Porto Alegre sein.«

»Wird gemacht.«

»Fahr mit Anthony gleich hier rauf. Ich will nicht, dass sich sonst noch jemand in der Nähe des Geräts aufhält. Verstanden?«

Baines schleuderte seine M-5 Automatik ins Führerhaus des Transporters. »Es ist sicherer als die Kronjuwelen von England.«

»Gut. Das Gerät ist nämlich auch viel wertvoller«, erwiderte Dorn. »Sehr viel wertvoller.«

Explosion

Wasser rann über den Boden der großen Halle. Die erste Ebene begann sich zu füllen.

»Uns bleibt keine ganze Stunde mehr«, sagte Samantha.

»Weniger als eine halbe Stunde«, widersprach Ricardo. »Die Sprengladungen sind scharf.«

»Was?« Jack lehnte Bongane gegen eine Holzkiste und ging zu Ricardo, der neben einer der Säulen stand, an denen die Taschen mit Sprengstoff befestigt waren. Die LED-Anzeige, auf der vorher 000:00 stand, tickte im Sekundentakt von 024:52 abwärts.

»Können wir sie entschärfen?«, fragte Jack.

Ein Stöhnen war von Bongane zu hören. Er schaffte es, mit seinem Kopf zu schütteln. »Geht hoch … bei Berühren …«

»Das könnte schon sein«, pflichtete Ricardo bei. »Und ich bin kein Sprengexperte.«

Samantha kam mit platschenden Schritten zu den drei Männern herüber. Der Boden war bereits ein Zentimeter mit Wasser überzogen. »Ich hoffe, du hast Recht mit diesem Ausgang.«

»Also los«, sagte Jack, der sich damit abmühte, Bongane auf die Beine zu kriegen.

Der Zulu schüttelte den Kopf. »Zu langsam …«

»Du kommst mit. Wir schaffen dich hier raus.«

Bongane blieb regungslos sitzen. Sein Kopf kippte vornüber.

Der dünne Mann wog weit mehr, als Jack erwartet hatte, doch er schaffte es, sich mit Bongane über den Schultern den Gang

entlangzuschleppen. Etwas Zähflüssiges kroch an Jacks Rükken hinunter. Bongane blutete stark aus dem Magen. Jack wollte schon sagen, das er ihn bald nicht mehr würde tragen können, als Ricardo rief, er habe das Ende des Gangs erreicht.

Ricardos Uhr war ein Geschenk Gottes. Nicht nur, dass Jack den eingebauten Taschenrechner dafür hatte benützen können, die Folgen der Präzession zu korrigieren – der Kompass hatte ihnen auch die exakte Richtung auf 22,1 Grad WNW gewiesen. Am Ende des Gangs half Ricardo, Bongane gegen eine Wand zu lehnen. Der Zulu war bewusstlos geworden.

»Er braucht bald Hilfe«, meinte Ricardo.

Jack ergriff die Brechstange, die sie aus der großen Halle mitgenommen hatte, und knallte sie gegen die Wand. Die Vibrationen rüttelten an seiner Hand.

»Sie ist aus Stein!«, sagte Jack.

Laut seinen Berechnungen lag die Sackgasse in genauer astrologischer Übereinstimmung mit der Herbst-Tagundnachtgleiche. Jack war überzeugt, dass die Wand nachgeben würde – genauso wie es die Wände zu anderen Geheimgängen getan hatten. Der Ausgang *muss* hier sein, dachte er.

»Versuch's noch mal«, bat Samantha.

Die beiden Zähne des Brecheisens zogen sich durch die dünne Gipsschicht und prallten von dem darunter liegenden Stein ab.

»Sieht ziemlich stabil aus«, sagte Jack entsetzt, als das Wasser schon in die Sackgasse lief, in der sie standen.

»Noch mal!«, schrie Samantha.

Verzweifelt schwang Jack das Brecheisen, diesmal aber hoch über seinem Kopf. Fast einen Meter über Jacks Schulter drangen die Zähne tief in den Gips. Jack rüttelte an der Brechstange. Gips bröselte auf den Boden.

»Getroffen!«, rief Samantha.

Jack holte noch einmal aus, und diesmal schlug er ein faust-

großes Loch in die Wand.

Ricardo half Jack dabei, das Eisen zu lösen. Noch mehr Gips rieselte in das bereits mehrere Zentimeter hohe Wasser. Jack griff nach oben. Ein leichter Wind zog durch die Öffnung.

Der versteckte Ausgang lag etwa zweieinhalb Meter über dem Boden, als wäre er nur für Notfälle gebaut worden. Jack zerrte am Gips. Die Öffnung schien eher ein Fenster als eine Tür zu sein.

»Gut, dann los«, sagte er schließlich.

Ricardo und Jack bildeten mit ihren Händen eine Leiter und hoben Samantha durch die Öffnung. Mit ihrer Taschenlampe leuchtete sie in die enge, mit flachen Steinen ausgelegte Kammer. Am hinteren Ende führte eine enge Steintreppe in die Dunkelheit.

»Eine Treppe!«, rief Samantha.

»Los, Bongane! Du musst mir helfen!«

Ricardo ging auf die andere Seite und griff Bongane unter die Arme. Sie trugen ihn zur Öffnung, doch seine Arme hingen schlaff an den Seiten herunter. Samantha versuchte Bongane am Kragen hochzuziehen, aber der Mann war zu schwer; er rutschte Jack aus den Händen.

»Wir packen ihn weiter unten an!«, rief er. Das Wasser hatte bereits seine Schienbeine erreicht.

Nahezu erschöpft hob Jack den Mann wieder hoch, diesmal an dessen Gürtel, bis Ricardo sagte: »Er ist tot, Jack.«

Jack lehnte Bongane gegen die Steinwand. Er nahm die Hände des Zulus aus dem Wasser und legte sie ihm in den Schoß. Dann löste er das Lederband von Bonganes Hals und schob es in seine Tasche. Er hatte vor, seine Familie zu verständigen. Anschließend ließ er seine Finger über Bonganes Lider gleiten und schloss sie über den ausdruckslosen Augen.

Jack nahm gleich zwei Stufen auf einmal, und dennoch schien der Aufstieg endlos zu sein. Schon sechs Minuten kletterten sie

aufwärts. Dem Zusammenbruch nahe, konnte Jack nur noch hoffen, dass sie fast an der Oberfläche waren.

»Da vorne ist was!«, rief Samantha von hinten.

Jack hob den Strahl der Taschenlampe und leuchtete ins Schwarze. Vor ihm tauchte eine krumme Wand auf. Er ging noch ein paar Stufen höher. Aber nein, das war gar keine Wand.

Die Wurzeln eines riesigen Baums hielten den Gang in ihrem Griff. Wie ein dicht gewobenes Netz verwehrten ihnen die dicken Triebe den Durchgang. Auf dem Boden lagen faustgroße Haufen von Erde und Geröll, da die Wurzeln Löcher in die Decke gebohrt hatten und rote Erde auf die Stufen gefallen war.

»Da kommen wir nicht durch!«, rief Samantha.

»Wir müssen fast an der Oberfläche sein«, sagte Jack. »Das hier sind Wurzeln.«

»Und die rote Erde ist Lehm«, meinte Ricardo. »Genau wie die obersten Erdschichten.«

Jack hieb mit dem Brecheisen in das Hindernis. Erde regnete auf ihn herab und bedeckte Kopf und Schultern. Außer Atem hielt er inne. Ein leichter Wind kühlte sein Gesicht.

»Spürt ihr den Wind?«

»Er kommt von oben«, stellte Ricardo fest.

»Das schaffen wir nie rechtzeitig, uns durch den Baum hier zu hacken«, sagte Samantha.

Jack wühlte mit seiner Hand durch die gelöste Erde. Sie war feucht und voller Pilze und kleiner weißer Gegenstände. Einen davon nahm er zwischen Daumen und Zeigefinger.

»Was ist das?«, fragte Samantha.

Jack drehte sich um und hielt ein mehr als zwei Zentimeter großes Insekt in die Höhe. »Termiten.«

Samantha wich zurück. »Spiel jetzt nicht mit dem Ungeziefer rum!«, brüllte sie und sah auf ihre beschlagene Uhr. »Wir haben keine fünf Minuten mehr bis zur Detonation.«

Jack betrachtete das Insekt genauer. Es war die große südamerikanische Sorte. Dann untersuchte er den Boden noch einmal. Diesmal fand er eine lebende Larve, die sich in seiner Hand wand.

»Der Baum ist hohl«, sagte Jack mit Blick auf das massive Wurzelsystem über sich.

Samanthas Augen blieben auf das abstoßende Insekt gerichtet. Das Blut wich ihr aus dem Gesicht. »Warte mal«, sagte sie. »Was genau hast du vor?«

Der Kasten war bereits ganz unter Wasser, als die LED-Anzeige auf 000:01 sprang. Der Schaltkreis, der die Zeitschaltuhr betrieb, schloss einen anderen Schaltkreis und ließ den Strom durch den Zünddraht rasen. Die letzte Tausendstelsekunde wurde nicht mehr erreicht. Der Strom jagte in den Plastiksprengstoff – zweihundertfünfzig Pfund auf der dritten Ebene. Moleküle des Sprengstoffs setzten größere Gruppen von Molekülen frei, und diese wiederum taten dasselbe mit noch größeren Molekülgruppen mit der Kraft von zehntausend Stangen TNT. Die Explosion riss die Stützpfeiler entzwei und brachte die hintere Wand zum Einstürzen. Da die Ebene unter Wasser stand, wurden die Schockwellen noch viel weiter getragen und verstärkten ihre Wirkung. Die Schrotthalle, das Labor, die Krankenstation – alles fiel wie ein Kartenhaus in sich zusammen.

Wäre jemand auf der zweiten Ebene gestanden, hätte ihn der Steinboden unter seinen Füßen an die drei Meter hohe Decke katapultiert. Hier wäre ihm – in einem Potpourri aus Knorpel und Hämoglobin – sein Bewusstsein geraubt worden. Hätte er noch eine Sekunde länger ausgehalten, hätte er wahrgenommen, wie der Plastiksprengstoff in der hinteren Ecke explodierte und alles in einem rasenden Durcheinander zusammenkrachen ließ. Die verwirrte Seele wäre Zeugin dieses Chaos und der wild einbrechenden Mauern, des dahinrollenden Wassers,

der unsichtbaren, dämonenhaften Schockwellen geworden, und im Vergleich dazu wäre ihr die Hölle harmlos vorgekommen.

In der großen Halle warteten weitere zweihundert Pfund C-4, sauber angebracht um die tragenden Steinsäulen. Die nervösen Moleküle des Sprengstoffs spürten, wie die Schockwellen auf den großen Raum trafen. Kaum fähig, sich zurückzuhalten, warteten sie zwei Hundertstelsekunden länger, bis auch sie Gott sahen.

Samantha bekämpfte den Drang zu schreien.

Obwohl irgendetwas in ihr darum bettelte, dass sie den Mund öffnete und kreischte, konnte sie es nicht. Andernfalls hätte die Masse der Insekten, die ihr Gesicht bedeckte, den Weg hinunter in ihre Kehle gefunden. Mit der rechten Hand hielt sie sich die Nase zu, mit der linken zog sie sich den hohlen Stamm des toten Baums hinauf. Sie orientierte sich über den Tastsinn, Jacks Stiefel vor sich auf Armeslänge von sich abhaltend. Termiten krabbelten über ihre Augenlider. Sie spürte die scharfen Füße unzähliger Insekten auf dem Weg hinab in ihr Hemd. Die Armee versammelte sich im Tal zwischen ihren Brüsten.

Samantha glaubte zu sterben.

Die Termiten krabbelten in ihre Ohren. O Gott, nein!

Samanthas Körper sehnte sich nach der erholsamen Bewusstlosigkeit. Doch das unaufhörliche, von den Soldatentermiten verursachte Brennen hielt sie davon ab, in die ruhige Unterwelt abzudriften. Mit ihren Unterkiefern krallten sie sich in Samanthas Haut. Sie trieb buchstäblich dahin – in einer lebenden Masse, zäh wie eine dicke Muschelsuppe. Schließlich kitzelte es auch an ihren Oberschenkeln; ein paar Insekten hatten den Weg unter ihre Hose gefunden und krabbelten ihre Hüfte hinauf.

Sie wollte schreien.

Nein! Beweg dich weiter. Gib nicht auf. Nimm dich zusam-

men.

Ihre Hand griff blind nach Jacks Bein, fand es aber nicht. Er war zu schnell weitergeklettert. Panik machte sich in ihr breit. Sie würde die Augen öffnen müssen. Sie schaffte es nicht mehr. Das musste doch ein Ende haben. Bitte, Gott, mach dem Ganzen ein Ende.

Wie gelähmt stoppte Samantha, bis sie eine Hand auf ihrem Hintern spürte. Ricardo drängte sie weiter. Ein Schauer überlief sie, doch sie merkte, dass das Gefühl von kühler, trockener Luft verursacht wurde, nicht von Angst.

Eine starke Hand ergriff ihren Arm und nahm ihr das Gleichgewicht. Im nächsten Augenblick hatte sie festen Boden unter sich.

Endlich konnte sich Samantha mit ihren Händen übers Gesicht fahren, alles wegwischen, das sich bewegte. Sie blinzelte in die Sonne; verschwommen erkannte sie Jack. Mit einem Blick nach unten sah sie, dass ihre Hose ganz aus Termiten zu bestehen schien, die über ihre Beine krabbelten. Sie schrie und rollte über den Boden. Das Knacken der saftigen Insekten klang wie Weihnachtsglocken. Ihr Körper wurde abwechselnd von Wellen der Angst, der Übelkeit und der Erleichterung durchgeschüttelt.

Noch wenige Sekunden nach ihr ließ sich auch Ricardo auf den Boden fallen und spuckte blasse Termiten. Sie sah, wie Jack zu ihr kroch, während ihr Körper zusammenzuckte und ihre Trommelfelle von der ohrenbetäubenden Explosion beinahe platzten.

Hinter Jack blies eine Windböe eine Wolke aus Insekten und Erde aus dem hohlen Baum. Die Erde bebte. Kleine Staubringe wanderten in immer größer werdenden Kreisen über den Boden und verschwanden in Richtung der schemenhaften Anden.

Hinter den dreien bildeten sich in einem Kreis von hundert Metern große Risse, als sich der Boden senkte. Während Termiten und Erde auf sie herabregneten, schnappte Samantha

keuchend nach Luft. Der Boden um sie herum war etwa neun Meter abgesackt.

Direkt dahinter lagen die verwüsteten Überreste des Lagers.

Dorn war verschwunden.

Kriegszimmer

Die Nerven der CIA-Mitarbeiter waren zum Zerreißen gespannt. Jedes Konferenzzimmer, jeder Computerraum, selbst die mit Granit ausgelegten Toiletten waren von der durch Krieg oder eine Krise vorangetriebenen Spannung durchsetzt.

Die Ressourcen und Arbeitskräfte waren von weniger dringenden Einsätzen abgezogen worden. Das Kriegszimmer surrte vor Aktivität.

Wright zog einen Lederstuhl vor die Leinwand. Auf seine Arme gestützt, ließ er sich langsam auf den weichen Sitz sinken. McFadden registrierte die Frustration des Direktors, die sich in kleinen Falten auf dessen Stirn bemerkbar machte. »John«, fing Wright schließlich an, »das ist total verrückt.«

»Unsere Agenten verfolgen Dorn immer noch«, sagte McFadden. »Sie sind in Sichtkontakt mit dem Konvoi.«

»Aber kein Zeichen von den Wissenschaftlern?«, fragte Wright.

»Nein, Sir. Die Agenten vor Ort glauben, dass er alle drei getötet hat.«

McFadden wollte gerade die Möglichkeiten zum Einschreiten vorschlagen, mit denen das mysteriöse Gerät gesichert werden könnte, als ein Agent mit Brille ins Zimmer gerannt kam. McFadden erkannte ihn als Kirby, einen der Satellitenspezialisten.

Der Kerl war erst Ende zwanzig, hatte aber seit Monaten

keine Sonne mehr gesehen. Im schwachen Licht des Kriegszimmers glühte sein ausgemergeltes Gesicht wie eine gallertartige Spezies eines Tiefseefisches. Mit etwas Farbe sähe er weit weniger abstoßend aus, dachte McFadden.

»Wir haben gerade neue Daten von der Ausgrabungsstätte erhalten, Sir«, sagte Kirby.

»Dann mal los, mein Junge«, erwiderte Wright mit heiserer Stimme.

»Vor acht Minuten haben unsere KH-14-Sensoren Vibrationen von einer unterirdischen Explosion registriert.«

Wright zuckte zusammen und erhob sich von seinem Stuhl. »Eine Explosion?«

»Ja, Sir.« Kirby blätterte in einem Schnellhefter. »Die Angaben wurden von einem in der Region aufgestellten Seismographen bestätigt.«

»Könnte es ein Erdbeben gewesen sein?«

Kirby schüttelte den Kopf. »Für ein seismisches Ereignis war es zu kurz. Keine Nachbeben.«

Über Wrights Oberlippe bildete sich ein ganzer See von Schweiß. »Aber nichts in der Größe eines Tests mit taktischen Waffen?«

»Nein, Sir, nichts. So stark war es nicht. Möglicherweise konventioneller Sprengstoff. Vielleicht erkennen wir etwas, wenn die neuesten Satellitenbilder geladen und verarbeitet worden sind.«

»Ich möchte die Bilder, auch wenn sie noch nass sind«, ordnete Wright an.

Kirby schob die Brille auf seiner Nase hoch und huschte aus dem Zimmer.

»Scheiße.« Wright legte beide Hände auf den Tisch und verlagerte sein ganzes Gewicht auf die gekreuzten Arme.

»Gehen Sie nicht weg, John«, seufzte er. »Ich muss mal anrufen.«

Wright begab sich in ein rückwärtiges Büro und schloss die

Tür hinter sich.

McFaddens Puls schlug schneller. Das Telefonat, das Wright führen musste, war mit dem Präsidenten höchstpersönlich. McFadden konnte sich das Gespräch gut vorstellen – eines, das es offiziell nie gegeben hatte. Die CIA und sein Direktor für operative Angelegenheiten waren die geheimen Krieger des Präsidenten – der treue Verbündete, der bei Bedarf als heimliche und mächtige Streitkraft dienen würde. Zum Schutz würde man zwar immer Stillschweigen darüber bewahren, doch McFadden wusste, dass die Befehle ab jetzt vom Präsidenten kommen würden. Es würde nichts Schriftliches darüber geben – und keine Möglichkeit, die Befehlskette zurückzuverfolgen.

Nach einigen Minuten tauchte Wright mit ernstem Gesicht wieder auf. McFadden wusste sofort, dass die Zeit der Beobachtung vorbei war.

»John, wir haben einiges zu tun«, sagte Wright. »Jetzt gilt's.«

Der Präsident hatte gesprochen. Es lief McFadden kalt den Rücken hinunter. Nun wurde die Sache persönlich.

Folgen

Samantha zitterte neben Jack. Sie hatte sich ausgezogen, um die Insekten loszuwerden, und danach die Hose wieder übergestreift, doch Jack wusste, dass die Schauer, von denen Samantha geschüttelt wurde, von mehr als nur ihrem Ekel rührten.

»Das Symbol für Armageddon?«, fragte Samantha. Jack hatte ihr gerade von den Zeichen auf der Steinwand hinter dem Fusionsreaktor erzählt.

»Die Glyphen sehen wie eine Fusionsgleichung aus«, erklärte Ricardo.

»Glaubt ihr, das vierte Modul ist eine Art Waffe?«

»Obwohl die Leuchtenden friedliebend waren, erzählt die Geschichte, sie hätten ein tödliches Gerät besessen, das die Welt, wie wir sie kennen, zerstören könnte«, sagte Jack. »Wir besitzen bereits einfache Fusionsreaktoren, die saubere Arbeit zu leisten in der Lage wären.«

»Die Wasserstoffbombe«, kam Samantha in den Sinn.

»Aber in Wirklichkeit wissen wir nicht, wozu das vierte Modul dient. Wir vermuten nur, was es anstellen könnte«, erklärte Ricardo.

»Eine globale Katastrophe?«, fragte Samantha.

»Vielleicht hat das Gerät die Katastrophe ausgelöst – vielleicht war es aber auch die Erdkrustenverschiebung, die Tiahuanaco und andere alte Kulturen ausgelöscht hat«, sagte Jack. »In allen alten Texten wird betont, dass die Viracochas mit einer furchtbaren Katastrophe in Verbindung gebracht werden, von der die Erde heimgesucht worden war und die den größten Teil der Menschheit vernichtet hatte.« Samanthas Gesichtsausdruck war distanziert, was immer ein Zeichen für Besorgnis war, wie sich Jack erinnerte. »Alle Informationen weisen auf etwas Bestimmtes hin«, fuhr er fort. »Auf ein physikalisches Phänomen in Form einer Waffe, die die Leuchtenden besaßen und die die Welt dem Erdboden gleichmachen konnte.«

»Das Gerät ist technisch gesehen den unsrigen ein paar tausend Jahre voraus«, sagte Ricardo. »Und wir besitzen schon Massenvernichtungswaffen. In den Sechzigern – vor dem Verbot von Explosionen im Weltraum – hat die Sowjetunion eine Wasserstoffbombe in der Stärke von hundert Millionen Tonnen TNT getestet.«

»Wir wissen, was die Entsprechung von zwanzigtausend Tonnen mit einer Stadt anrichten kann«, meinte Jack mit Bezug auf die brutalen Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki.

»Und wie steht's mit hundert *Millionen* Tonnen?«

»Das war eine Wasserstoffbombe aus den Sechzigern«, sagte Ricardo. »Glaub mir, wir haben uns während der letzten

dreißig Jahre noch wirksamere Methoden ausgedacht, um Menschen mit einem einzigen Gerät zu töten.«

Jack blickte zum Horizont. »Wenn ich daran denke, wozu die Technologie der Außerirdischen fähig ist, gefällt mir das überhaupt nicht.«

»Erinnerst du dich an deine Bibel?«, fragte Ricardo.

Jack machte ihm ein Zeichen, fortzufahren.

»Du hast mir erzählt, im *Kharsag-Epos* und anderen alten Geschichten wird das Land, wo sich die Leuchtenden niederließen, Eden genannt, oder?«

»Stimmt.«

»Nun, in der *Genesis* steht der Baum der Erkenntnis mitten im Garten Eden. Der Baum der Erkenntnis über das Gute und das Böse«, sagte Ricardo. »Gott lehrt, das die von ihm erschaffene Welt für den Willen des Menschen offen sei. Aber der Mensch dürfe nicht vom Baum der Erkenntnis des Guten und des Bösen essen, sonst sterbe er.«

»*Genesis* zwei«, erinnerte sich Samantha.

Ricardo schwieg kurz, dann fuhr er fort: »Ich glaube, der Baum der Erkenntnis war gleichbedeutend mit dem Fusionsgerät.

Vielleicht war es eine Metapher über die Macht, dieses Wissen – diese Technologie – zu nutzen, sowohl im guten als auch im bösen Sinn.«

Ein Windstoß blies Staub über das Altiplano.

»Vielleicht wollte uns jemand schützen«, überlegte Jack laut. »Vor uns selbst.«

Samantha schritt zwischen den ausgetretenen Lagerfeuern umher. »Dorn wird das Gerät auf keinen Fall hergeben. Er wird versuchen es nachzubauen. Wir müssen ihn aufhalten, bevor er Bolivien verlässt.«

»Wohin will er denn?«, fragte Ricardo.

»Er hat ein Higthech-Labor außerhalb von Kapstadt. Er würde sich niemals trauen, das Gerät in die Staaten zu bringen.«

Hass sprühte aus Samanthas Augen. »Ich habe wirklich keine Ahnung, was das Schwein tun wird.«

»Könnten wir nicht mit der bolivianischen Regierung oder der amerikanischen Botschaft in Kontakt treten?«, fragte Ricardo.

»Dafür ist die Zeit zu knapp«, wandte Jack ein. »Abgesehen davon, kriegen die Bolivianer Schmiergeld von Dorn. Und selbst wenn uns die amerikanische Regierung glauben sollte, würden sie sich mit dem Ding in einem geheimen Regierungslabor einschließen, sobald sie kapieren, was sie da in den Händen haben.«

»Wir könnten ihn in Südafrika zur Strecke bringen«, schlug Ricardo vor.

Samantha schüttelte den Kopf. »Bis dahin hätte er das Gerät, das Fossil und alles andere schon versteckt. Und wenn er rauskriegt, dass wir noch am Leben sind …«

»Wenn er Bolivien verlässt, ist alles verloren.« Jack folgte mit Samantha und Ricardo im Schlepptau den Radspuren, die den Hügel hinabführten.

»Wie können wir ihn bloß schnappen?«, sagte Samantha. »Und was können wir tun, wenn wir es schaffen? Seine Leute sind bewaffnet.«

»Und haben fast eine Stunde Vorsprung«, ergänzte Ricardo. »Außerdem sind wir zu Fuß.«

»Es gibt noch vier Dinge, die für uns sprechen«, sagte Jack. »Drei starke Köpfe und die Tatsache, dass er da noch rüber muss.« Er deutete auf die schwachen Umrisse des Titicacasees.

Der See

Veronicas Männer, deren Anzahl sich durch die Ankunft von Checas Verstärkung verdoppelt hatte, warteten geduldig. Ihr Puls raste, als sie ihrem Onkel zuhörte. Ein DEA-Agent, der auf Checas Gehaltsliste stand, hatte ihn informiert, dass in einer gemeinsamen DEA-/CIA-Aktion eine Gruppe Amerikaner geschnappt werden soll.

»Bist du sicher, dass es die Wissenschaftler sind?«

»Unser Informant bei der DEA hat den Namen Benjamin Dorn erwähnt. Der hat etwas von unschätzbarem Wert gefunden«, sagte er. »Wir können nicht länger warten.«

Veronica fühlte sich bei dem Gedanken an weitere Gewalt überhaupt nicht wohl. Sie konnte nicht antworten.

»Wie weit bist du von Tiquine entfernt?«

»Wo ist es?«, fragte Miller.

»Auf der anderen Seite des Sees – wo die Fähren anlegen. Fünfundvierzig Einwohner. Zum größten Teil indianische Fischer. Die DEA-Typen wollen sie dort hopsnehmen«, sagte Pierce, der gespannt über den Titicacasee blickte.

»Wo ist das Boot?«

»Geschätzte Ankunftszeit in fünf Minuten«, antwortete Pierce.

Miller fing an Sachen vom Jeep zu laden.

Ein Schnellboot war auf dem Weg zu ihnen, um sie auf die andere Seite des Sees zu bringen. Es war einst dem Drogenkartell abgenommen worden, nachdem es dazu gedient hatte, die örtliche Polizei abzuhängen. Das schwimmende Geschoss würde sie jetzt mit großer Zeitersparnis nach Tiquine bringen. Der Agent, der das Boot rüberfuhr, sollte hier bleiben, Dorns Aktivitäten überwachen und die Positionen aller Transporter weitergeben, sobald sie auf der Fähre waren. Beide Behörden

hatten bestätigt, dass Dorn die Fähre für die Überfahrt gebucht hatte.

Pierce und Lieutenant Drew von der DEA vereinbarten, den Konvoi an der Anlegestelle in Tiquine in Gewahrsam zu nehmen – dem einzigen Ort, an dem die Agenten der Drogenbehörde rechtzeitig sein könnten. Für einen Angriff aus dem Hinterhalt war er ganz gut. Die Beamten könnten, bis sie die Transporter aufhalten würden, zur Deckung die vorhandenen Gebäude nutzen. Wenn Dorns Männer schließlich in Tiquine einträfen, würden alle Fahrzeuge auf der Fähre eingeschlossen werden. Pierce hatte Drew gemahnt, auf einen Kampf vorbereitet zu sein. Dorns Männer seien schwer bewaffnet.

»Bist du bereit dafür?«, fragte Miller.

»Es ist besser, wenn man sich das einredet.« Pierce spürte, wie sein Adrenalinspiegel stieg. Er fühlte sich viel jünger als zweiundfünfzig. Er war dabei, eine von mehreren Behörden durchgeführte Operation zu leiten, bei der sie eine Nuklearwaffe sicherstellen sollten, bevor man diese auf dem Schwarzmarkt verkaufen würde. Würde man in den Staaten jemals von seinen Aktionen erfahren, würde er im gleichen Moment zum Helden avancieren. Aber so weit würde es nicht kommen. Der Regierung und der Presse von Bolivien würde man von einem erfolgreichen DEA-Einsatz berichten, bei dem mehrere hundert Pfund Kokain beschlagnahmt wurden – Gott weiß, dass die DEA genug von dem Scheiß in ihren Lagern als Beweis liegen hatte. Der Preis bei einem Versagen könnte der Tod sein. Die mögliche Belohnung bei einem Erfolg? Die stillschweigende, von niemandem verkündete Gewissheit, eine Arbeit gut gemacht zu haben.

Und auf einmal hörte sich die Sache überhaupt nicht großartig an.

Pierce holte seine kugelsichere Weste aus dem Jeep und zog die Riemen über seiner Schulter fest. Während er sich die Windjacke darüberstreifte, erinnerte er sich an die Einstellung

des Direktors für operative Angelegenheiten: »Holt euch die Kiste, egal, was es kostet. Keine Sorge, wenn was schiefgeht.« Wenn Pierces Erfahrungen mit der DEA irgendein Anhaltspunkt waren, dann würde es das.

Die drei Wissenschaftler mussten drei Meilen marschieren, bis sie von einem Indianer mitgenommen wurden, der auf den Feldern Kartoffeln erntete. Seinen Chevrolet Pick-up teilte er sich mit acht Familien – den Einwohnern eines ganzen am Ufer des Sees gelegenen Dorfs. Ricardo hatte den Mann dazu gedrängt, die nassen Geldscheine zu akzeptieren, die er aus seiner Jackentasche gezogen hatte – von dem Geld konnte seine Familie eine Woche leben. Der alte Mann zeigte ihnen den Weg zur Anlegestelle der Fähre, die sich etwa eine Meile entfernt in nördlicher Richtung befand. Dann fuhr er weiter.

Sie kamen nur langsam voran. Der Weg war nass, das Laub dicker als im dürren Hochland. Und obwohl der See nicht so hoch lag wie die Ausgrabungsstelle, war die Luft dennoch dünn, und sie litten unter dem Sauerstoffmangel. Nach einer Dreiviertelstunde, in der sie sich durchs Unterholz kämpften, tauchte die Anlegestelle nur vierhundert Meter weiter links und etwa zweihundert Meter unter ihnen auf.

Derselbe Rostkübel, den Jack vor drei Tagen verflucht hatte, wurde jetzt zu ihrem Verbündeten. Die klapprige alte Fähre hatte Dorns Fortkommen vom Hochland offensichtlich hinausgezögert. Von oben sahen die drei, dass die Transporter am Ufer warteten.

Die Fähre tuckerte auf die Anlegestelle zu und spuckte schwarzen Rauch aus zwei Schornsteinen oberhalb des Brükkenhauses. Der Bug schob das wild schäumende Wasser rechts und links zur Seite.

Die Transporter erwachten einer nach dem anderen zum Leben. »Wir müssen uns sofort das Gerät schnappen«, drängte Jack.

»Dorn hat sieben Männer. Die meisten sind bewaffnet«, wandte Samantha ein.

Jack wusste, dass sie ihren Mangel an Waffen durch Kopfarbeit ausgleichen mussten. »Das Gerät steht auf dem ersten Transporter«, sagte er. »Sieht aus, als säßen zwei Männer im Führerhaus. Keiner ist bei der Kiste auf der Ladefläche. Wenn wir es schaffen würden, die beiden rauszuholen und uns den Wagen zu schnappen, hätten wir eine reelle Chance, fortzukommen.«

Auf der Ladefläche hinter der Kiste wurde etwas Großes von einer Plane verdeckt.

Jack blickte den Hang hinunter, den sie bis zur Anlegestelle hinter sich bringen mussten. Ein paar Büsche und Bäume würden ihnen Deckung geben, doch unten angekommen, hätten sie zwanzig Meter auf offener Straße zurückzulegen. Schließlich blickte Jack wieder zum Ufer, wo Dorn am Ende der Anlegestelle, weit weg von den Fahrzeugen, mit zwei seiner Männer sprach.

»Ein Ablenkungsmanöver wäre ganz gut«, sagt Jack.

»Oder der Finger Gottes«, meinte Ricardo.

Samantha kniete zwischen ihnen. »Mir wäre beides recht.«

»Wir denken uns besser was aus«, meinte Jack.

Die Fähre war nur noch hundert Meter von der Anlegestelle entfernt.

Schließlich machte sich Jack auf den Weg. Halb ging, halb rutschte er den Hang hinab. Ricardo schlug ein Kreuz, dann folgte er mit Samantha.

Etwa dreißig Meter oberhalb der Fahrzeuge blieb Jack hinter einer Strauchgruppe stehen. Ein paar Meter weiter links lag ein schon vor langer Zeit umgestürzter Baumstamm vor einem Felsen.

Jack hörte ein Dröhnen. Es schien tatsächlich aus dem kaputten Holz zu kommen.

Jack flüsterte, er habe einen Plan, der vielleicht funktionieren

könnte.

»Da bin ich aber gespannt«, sagte Samantha leise. »Wie kannst du bloß glauben, dass wir eine gut ausgebildete, schwer bewaffnete Söldnertruppe zu überwältigen in der Lage sind?«

Jack lächelte. »Indem wir selbst welche einstellen.«

Samantha folgte Jack in Richtung des Baumstamms, wo sich fleißige Bienen an einem Astloch versammelten, das in das hohle Innere führte. Das Summen wurde lauter, als sie sich dem Bienenvolk näherten. Einige aufdringliche Bienen, die in der Luft um sie herumschwirrten, musste Samantha verscheuchen.

»Tu das nicht«, sagte Jack. »Wenn auch nur eine sticht, ist der ganze Stock gewarnt.«

»Was zum Teufel redest du da?« Sie packte Jack am Arm. »Deines Liebesaffäre mit Insekten geht etwas zu weit. Das hier sind Bienen. Und Bienen stechen.«

»Das hier sind nicht einfach irgendwelche Bienen«, erklärte Jack. »Es sind afrikanische Killerbienen.« Samantha wich zurück, während er auf die fliegenden Wachposten zeigte. »Und deswegen müssen wir absolut ruhig bleiben.«

Samantha erstarrte. Ihr waren die Geschichten über feindselige Bienenvölker bekannt, die in Lateinamerika hunderte von Menschen getötet hatten. Die Insekten hatten sich nach 1956 über den lateinamerikanischen Kontinent ausgebreitet, nachdem bei einem Experiment ein Schwarm abgehauen war. Vor nicht allzu langer Zeit waren sie auch in den südwestlichen Teil der USA eingedrungen.

»Du siehst, wie gefährlich sie sind. Normalen Bienen wärst du egal. Killerbienen können aber offenbar Angst riechen und reagieren durch Angriff.«

»Dein Freund hat den Verstand verloren«, sagte Samantha zu Ricardo, der neben ihr stand.

»Er ist ein Genie«, widersprach Ricardo. »Es könnte funktio-

nieren. Der erste Transporter steht direkt unter uns.«

»Wenn wir das Ding hier frei kriegen«, entgegnete Jack. Er begutachtete die Felskante, die den Stamm zurückhielt. »Wie kommst du mit deinen alten Beinen zurecht?«

Ricardo griff an seine Oberschenkel. »Diese Fußballerlegenden? Stärker als Stahl. Führender Torschütze bei den unter Sechzehnjährigen in Chihuahua. Die halten was aus.«

»Gut«, meinte Jack. »Wenn wir den Stamm nämlich nicht in Sekundenschnelle über die Kante kriegen, werden ein paar tausend seiner Bewohner hinter uns her sein.«

Die Fähre hatte die Anlegestelle beinahe erreicht.

Das Blut raste durch Jacks Körper. »Jetzt oder nie.«

Ricardo nickte. »Ich bin so weit.«

»Samantha?«, fragte Jack.

Sie schüttelte den Kopf. »Keine Chance.«

Es war keine Zeit zum Streiten. Jack setzte sich langsam hin, darauf bedacht, keine schnellen Bewegungen zu machen. Dann glitt er auf dem Rücken zum Baumstamm, bis seine Stiefel bei angezogenen Beinen darauf lagen. Ricardo nahm neben ihm die gleiche Position ein und murmelte etwas wie *»loco gringo«*.

»Auf drei«, sagte Jack. Ricardo stemmte seine Hände gegen seine Knie. Von hinten wurden sie von Samantha, geschützt durch einen Busch, beobachtet.

»Eins … zwei … drei!«

Jack stieß zu. Zuerst schien es so, als wäre der Stamm an den Hügel zementiert, doch im gleichen Augenblick, als bereits einige Bienen herausgeflogen kamen, bewegte er sich. Jack und Ricardo kämpften gegen die Anziehungskraft der Erde – sie mussten den Stamm erst über die Kante heben. Eine Wolke von Bienen schwirrte heraus. Jacks Beine wackelten. Seine Oberschenkel taten ihm weh.

Dann blieb der Stamm wieder liegen.

»O Scheiße!«, fluchte Ricardo.

Eines der giftigen Insekten hatte sich seitlich auf Jacks Hals niedergelassen und schob seinen Stachel in das weiche Fleisch. Gleich darauf wurde er wieder gestochen. Dann in den Unterarm. Das Angriffs-Pheromon war freigesetzt worden, und der Bienenstock ging zur Attacke über. Jacks Sicht war verschwommen; der Sauerstoffmangel ließ ihn schwindlig werden. Seine Beine wollten nicht mehr, doch da sah er ganz am Rand seines Blickfelds Samantha, die sich mit ihrer Schulter gegen den Stamm stemmte – und er bewegte sich wieder. Mit einem letzten Ruck bekamen sie ihn frei, bis er endlich über die Kante nach unten rollte.

Wiedervereinigung

Der Stamm polterte den Hügel hinab, zum Schrecken der wenigen Vögel, die sich in den dichten Sträuchern unterhalb des Steilabbruchs ihr Nest gebaut hatten. Die Männer bei den Fahrzeugen bemerkten die Bewegung zu spät und drehten sich erst um, als der tote Baum über einen weiteren Vorsprung hüpfte, zweimal auf der schlammigen Straße aufschlug und seitlich in das erste Fahrzeug knallte. Der Stamm zerbrach splitternd in zwei Teile. Im Führerhaus lehnten sich Baines und Anthony, neugierig gemacht durch den Aufprall, zum Fenster auf der Fahrerseite hinaus. In den darauf folgenden Bruchteilen einer Sekunde versuchte Baines das Geschehene zu verarbeiten. Der auf seinem Schoß verschüttete Kaffee, der Staub, keine Schüsse – es muss ein Erdrutsch gewesen sein, sagte er sich. Baines fragte den überraschten Anthony, ob er in Ordnung sei, bevor er die schwarze Wolke um den Transporter herum bemerkte.

Der Aufprall hat wohl den Benzintank beschädigt, dachte er

und öffnete seine Tür.

Ein paar Sekunden bevor Baines »Erdrutsch!«, rief, spürte Dorn, dass etwas nicht stimmte. Sein sechster Sinn. Er ging in Richtung des Transporters, und als eine schwarze Wolke das erste Fahrzeug umhüllte, fing er an zu rennen.

Er durfte nicht zulassen, dass der Fusionsreaktor Feuer fing. Dorn beobachtete, wie Baines aus dem Führerhaus stolperte, und merkte, dass es kein Rauchwolke war. Die Schwaden waren eine sich bewegende Masse. Er hörte ein Dröhnen, als ein Finger der Wolke auf ihn zugeschossen kam.

Jack und Ricardo stolperten die steile Böschung hinab zu einer natürlichen Senke neben der Straße. Jack meinte die wedelnden Arme des Fahrers in der Führerkabine des ersten Transporters zu erkennen.

Ruckartig wurde der Gang eingelegt.

Jack sprang in dem Augenblick auf die matschige Straße, als er vorbeifuhr. Verborgen durch tausende von Bienen, die sein Gesicht und die Schultern bedeckten, konnte man Anthony nur an seinem roten Haarschopf erkennen. Der Laster rumpelte weiter. Die Schreie des Engländers ließen Jacks Blut erstarren. Nach zehn Metern die Straße hinunter verlor Anthony die Kontrolle über das Fahrzeug, das nach links ausscherte und die steile Hügelflanke schrammte.

Jack rannte los.

Als er sich dem Laster näherte, flog die Beifahrertür auf. Einen Augenblick später fiel Anthony inmitten eines lebendigen Schleiers aus dem Führerhaus. Seine Schreie durchbohrten die Ruhe des späten Nachmittags. Schließlich schaffte es der Engländer, belagert von einem Schwarm Killerbienen, auf die Füße zu kommen. Er schwankte, stolperte die Straße hinunter, sein Körper eine breiige Masse aus Blut und Stichen. Jack konnte einen letzten Blick auf das deformierte, geschwollene

Gesicht erhaschen, bevor der Mann vornüber in den Matsch fiel.

Jack zog sich seine Jacke übers Gesicht.

Die Bienen hatten zu einem weiteren Angriff angesetzt, und diesmal richtete er sich gegen die beiden Wissenschaftler. Das Gift brannte, wo Jacks Körper unbedeckt war. Er erreichte die offene Wagentür, klammerte sich an den Griff des Handschuhfachs und zog ein Bündel Landkarten heraus, die er rasch entzündete. Als sich Ricardo dem Transporter näherte, hatte das Papier bereits Feuer gefangen. Jack wedelte damit heftig in der Luft, sodass er die Gefahr bald unter Kontrolle hatte. Die Landkarten fingen an zu glühen, und Jack verteilte den Rauch im Führerhaus.

»Beeil dich!«, rief Jack unter seiner Jacke. »Steig ein!«

Vor lauter Rauch hustend, doch dankbar, dass die meisten Nachzügler vertrieben waren, schlossen die beiden Männer die Türen. Selbst Killerbienen hassten Qualm. Jack legte den Rückwärtsgang ein, die Räder drehten durch und baggerten sich durch den Matsch, bis sie endlich griffen und das Fahrzeug auf die Straße zurückbrachten. Im Rückspiegel sah Jack, dass Dorn und die meisten seiner Männer Zuflucht im See gesucht hatten. Ein Mann war in seinem Fahrzeug geblieben. Dieses scherte aus der Reihe der geparkten Laster aus, ließ den aufgeregten Baines einsteigen und fuhr direkt auf sie zu.

Samantha stapfte durch das dichte Unterholz am Fuß des Hügels.

Jack beschleunigte in ihre Richtung, Rauch drang aus beiden Fenstern. Bereits voller Stiche, wollte sie weiteren Angriffen der Bienen aus dem Weg gehen, als Jack die Geschwindigkeit drosselte. Samantha griff nach einer Seitenstrebe der Ladefläche und zog sich hinauf, ohne dass der Lastwagen anhalten musste. Jack beschleunigte wieder. Doch plötzlich sah Samantha einen Jeep, der schnell aufholte.

Jack bemerkte den Blitz einen Augenblick bevor er den Aufprall auf die Stoßstange hörte.

»Sie haben das Feuer eröffnet!«, rief Samantha von hinten.

Jack drückte das Gaspedal durch. Der Motor heulte auf.

»Sie haben Automatikwaffen«, stellte Ricardo fest, als er in den rechten Außenspiegel blickte. Der Spiegel zersprang und verpasste ihm eine Dusche aus winzigen Splittern. *»Mierda!«,* rief Ricardo. »Ich hoffe, wir haben einen Plan B!«

»Mit dem Laster hier kann ich sie nicht abhängen«, sagte Jack. »Er ist nicht schnell genug.«

Gefährlich schleuderte der Transporter um eine Kurve. Der matschige Damm führte durch dichtes Gehölz. Bald würden sie die zwischen den Bergen liegenden *yungas* erreicht haben, in denen die Straßen noch tückischer waren.

Der Jeep kam näher.

Auf der Ladefläche wurde Samantha hin und her geschleudert. Die Projektile rissen Holzsplitter von den Seitenstreben. Einige prallten von den Stahltüren ab. Baines schoss, wann immer er eine ruhige Hand hatte, sodass Samantha hinter dem mit einer Plane abgedeckten Gegenstand Schutz suchen musste. Gleich daneben entdeckte sie eine Munitionskiste.

Eine Munitionskiste?

Samantha suchte nach den Schnüren der Plane und öffnete sie. Der Wind blähte die Plane auf und fegte sie vom Laster. Darunter kam ein beeindruckendes schwarzes Etwas zum Vorschein, das Samantha ordentlichen Respekt einflößte.

Jack drehte sich in der Führerkabine nach hinten. »Guck! Da ist er!«

»Wer ist da?« Ricardo war auf den Boden hinuntergerutscht.

»Unser Plan B.«

Der lange schwarze Lauf des montierten Maschinengewehrs schwebte auf Augenhöhe vor Samantha.

Die Waffe könnte ihre Rettung bedeuten – wenn Samantha

erstens fähig wäre, schleunigst ihre Angst vor Waffen zu überwinden, und zweitens herausbekäme, wie das Ding zu bedienen war. In dem Munitionsgürtel, der von dem mechanischen Biest herunterbaumelte, steckten Patronen, die länger als ihre Finger waren.

Jack rief, sie solle loslegen. Und so etwas wie, dass die Waffe ein Selbstlader sei. *Selbstlader?* Sie wollte sich keineswegs in der Nähe einer Waffe aufhalten, die sich selbst lud. Hinter ihnen feuerte Baines die nächste Salve ab.

Die Kugeln trafen rund um Samantha auf Stahl und hinterließen ein Klingeln in ihren Ohren.

Sie wusste, dass Baines jetzt beabsichtigte, sie auszulöschen. Das gab ihr Mut, den Sicherheitsmechanismus für den Abzugshahn zu suchen, den sie schließlich auch entriegelte.

Für einen Menschen, der Angst vor Waffen hatte, war dies so etwas Ähnliches wie eine Schocktherapie.

Im Nachhinein erinnerte sich Samantha nur noch an einzelne Fetzen – das Zittern der Waffe, während diese die schweren Patronen ausspuckte; die Vibration ihres Körpers, als hielte sie einen unter Strom stehenden Draht in der Hand; die Schreie der Vögel und Affen, als das Maschinengewehr seine Ladung in das Dickicht regnen ließ – gleich nachdem Samantha auf ihren Hintern gefallen war.

Jack versuchte die ausgefahrenen Spuren zu meiden, doch der kürzlich niedergegangene Regen war für das Hindernisrennen kein Vorteil. Beim Überqueren einer kleinen Brücke, die eine Schlucht überspannte, fuhr Jack über einen Höcker, der Ricardo beinahe aus dem Beifahrerfenster katapultiert hätte. Durch die Wucht fiel Samantha hinten auf der Ladefläche um. Doch den Abzugshahn ließ sie keinen Moment los.

Voller Bewunderung beobachtete Jack, wie Bäume zweigeteilt wurden. Auch im Sitzen hielt Samantha den Abzugshahn fest, und hinter ihnen explodierte es immer wieder im Dickicht.

Äste stürzten herab. Vögel, die den Angriff überlebten, flohen gen Himmel.

Jack fuhr langsamer, als sie das andere Ende der Brücke erreicht hatten.

Samantha stellte sich wieder auf die Beine und suchte festen Stand. Die Waffe glühte förmlich. Der Geruch von Kordit hatte sich im Windschatten auf der Ladefläche gefangen. Sie schaffte es, den Lauf des Maschinengewehrs erneut nach unten zu halten. Hinter ihnen blieb der Jeep stehen. Obwohl sie vor Schreck schon schielte, sah sie dennoch, wie Baines und der andere Kerl von der Brücke sprangen – gerade rechtzeitig, bevor sie wieder den Hahn betätigte.

Eine Ladung nach der anderen krachte in den Jeep. Der Benzintank explodierte. Samantha ließ von der Waffe erst ab, als ein Feuerball in einer schwarz umränderten Wolke aufstieg und den Cañon hinauftrieb.

Jack hielt an, sodass Samantha von der Ladefläche klettern konnte. Sie öffnete die Beifahrertür und rutschte neben den entsetzten Ricardo.

Das einzige Geräusch war das Knacken des brennenden Jeeps auf der Brücke, die, nachdem die Gewehrsalven die Stützen verbogen hatten, etwas krumm in der Landschaft stand.

»Das kann doch nicht wahr sein …«, murmelte Jack.

Er legte den Gang ein und nahm die Fahrt auf der abschüssigen, gewundenen Straße wieder auf.

Samantha blickte starr vor sich aus dem Fenster.

Dea

Pierce, Miller und Lieutenant Drew, ihr Gegenstück von der DEA, hatten ihre Arbeit auf dem Dach eines kleinen Lehmge-

bäudes direkt gegenüber der Anlegestelle beendet – sie mussten die Stellungen für die beiden Scharfschützen der Drug Enforcement Agency auswählen. Pierce war gerade dabei, das andere Dutzend DEA-Agenten an Schlüsselpositionen entlang der Straße zu platzieren, die aus der Stadt herausführte, als sein Telefon losquäkte.

»Was?«, rief Pierce.

Pierces Ton veranlasste Lieutenant Drew, sein Gespräch mit einem seiner Männer zu unterbrechen, um von dem Telefonat etwas mitzubekommen. Pierce schüttelte ungläubig den Kopf. Kaum hörbar am Funkzerhacker sprechend, beugte sich der Agent, der das Schnellboot besorgt und Dorns Konvoi überwacht hatte, hektisch vornüber. Pierces Gesicht wurde eine Spur dunkler als der fast karminrote Himmel, der über dem See hing.

»Was ist passiert?«, fragte Miller ungeduldig.

Pierce winkte ihn fort. »Beobachtet das Hauptobjekt weiterhin«, sagte Pierce in den Hörer. »Lasst Dorn nicht aus den Augen. Wir sind so schnell wie möglich da.«

Pierce legte den Hörer auf. »Wir haben Probleme«, erklärte er.

Durch ein schmutziges Fenster eines Lehmhauses gleich abseits der Hauptstraße beobachtete Veronica den Tumult. Die DEA-Agenten wurden unruhig, doch es gab immer noch kein Zeichen von Dorn, und die Amerikaner verließen ihre Positionen. Veronica zog den Stoffvorhang zur Seite. Die beiden auf dem Dach des Nachbargebäudes stationierten Scharfschützen bauten ihre Fernrohre ab. Die Agenten bereiteten sich auf den Abmarsch vor. Dämliche *gringos*. Veronica drehte sich um und hob die Klappe hoch, die zum Keller führte. Ein Dutzend ihrer schwer bewaffneten Männer starrten zu ihr herauf. Sie würden alles tun, was sie von ihnen verlangen würde. Diese Macht hatte sie.

»Es ist vorbei«, erklärte sie.

Es kam Bewegung in die nervösen Männer. Einer seufzte. Checa und ihr besessener Onkel waren bereit gewesen, ihrer aller Leben zu opfern, indem sie die Sicherheit ihres Verstecks aufs Spiel setzten. Sie hatte den Befehl erhalten, die DEA während der Wirren der Verhaftung aus dem Hinterhalt anzugreifen und sich den Expeditionsfund zu schnappen. Veronica hätte dafür gesorgt, dass Dorn dabei draufging – die angemessene Bezahlung für ihren ermordeten Soldaten und Freund. Doch sie fürchtete um die Sicherheit ihrer Männer. Und um die von Jack.

Veronica griff nach dem Sprechfunkgerät an ihrem Gürtel. »Der Hinterhalt ist abgeblasen«, berichtete sie der anderen Gruppe von Männern in der Kneipe. »Bleibt im Versteck.«

Sie wusste, dass das Blutvergießen nur verschoben war. Checa würde vom neuen Ziel und Plan der DEA erfahren. Doch für den Moment waren die Wissenschaftler der Falle entgangen. Veronica schloss ihre Augen und dankte Gott – der sie endlich erhört hatte.

Motorschaden

Ricardos Stiefel ragten unter dem Vorderteil des Transporters hervor. Das Licht seiner Taschenlampe, das durch den Kühlergrill des Fahrzeugs in ein Raster dünner Strahlen zerlegt wurde, warf unter dem Motorblock einen warmen Schein. In den letzten vierzig Minuten hatte er unter ständigem Fluchen hart gearbeitet. Sowohl Mechaniker als auch Ärzte frustriert nichts mehr als das Fehlen passender Werkzeuge.

Jack hatte es gerade noch auf die kleine Lichtung geschafft, bevor der Wagen seinen Geist aufgab. Ricardo meinte, sie

hätten Glück gehabt – zwei Salven hätten den Treibstofffilter und einen Einspritzer durchlöchert. Einen Zentimeter weiter, egal, in welche Richtung, und die beiden Tanks wären explodiert. Ricardo hoffte, den Filter umgehen und die verstopfte Treibstoffleitung reparieren zu können, die jetzt voller Geschosssplitter und, nach der stundenlangen Flucht, voller Dreck der matschigen Straße war. Ein Zwanzig-Liter-Reservekanister würde ihr einziger Treibstoff sein, falls Ricardo den Wagen wieder zum Laufen bringen sollte. Es gab keine Anzeichen dafür, dass sie von Dorns Männern noch verfolgt wurden. Zweifellos wurden sie durch den Schaden, der bei der Explosion des Jeeps an der Brücke entstanden war, aufgehalten. Jack war zuversichtlich, dass Dorn zumindest in den nächsten ein, zwei Stunden keine effektive Suchaktion einleiten könnte. Und unter dem schützenden Dach des Dschungels würde der Südafrikaner nie die kleine Seitenstraße finden, die sie genommen hatten. Dorn hatte die Laptops der Expedition im ersten Transporter verstaut, offensichtlich in der Hoffnung, Jacks gesamte Daten in der Hand zu haben (und benützen zu können). Jack jedoch hatte vor, die nächstgelegene Telefonleitung zu erreichen. Dann würden sie Kontakt mit Samanthas Dekan in Princeton aufnehmen und ihm alle Daten schicken. Gleichzeitig sollten die Daten zu jeder Forschungsuniversität, die am Netz hing, als Kopie übermittelt werden. Je öffentlicher wir die Sache machen, hatte Jack gesagt, desto geringer ist die Chance, dass noch etwas vertuscht wird. »Und desto größer ist die Chance, dass wir am Leben bleiben«, hatte Ricardo hinzugefügt. Alle waren seiner Meinung gewesen. Aber bis Ricardo den Transporter repariert hatte, konnten sie nichts tun außer warten.

Von der nahe gelegenen Brücke schrien Brüllaffen in der Nacht. In der ruhigen, feuchten Dunkelheit klangen die Primaten, als wären sie irgendeiner bizarren Dschungelfolter unter-

worfen worden. Jack war dankbar für die Deckung. Eben erst waren sie in die bewaldete Zone zwischen den Bergen gelangt, als der Motor des Transporters versagt hatte. Jack lag neben Samantha auf einer Matte aus großen Farnen und atmete die sauerstoffreiche Luft, nach der sein Körper so sehr verlangte. Nicht weit entfernt schlängelte sich ein kleiner Fluss vorbei. In dem gemäßigteren Klima der *yungas* brauchten sie ihre Jacken nicht mehr und hatten sie sich als Kopfkissen hinter ihren Nacken gestopft. Die Sterne stanzten Löcher in die schwarze Leinwand der bolivianischen Nacht. Ohne Luftverschmutzung und Beleuchtung sahen sie zum Greifen nah aus.

Millionen funkelnder Leuchtfeuer schienen den furchtlosen Seelen zuzuwinken.

»Es macht mir Angst«, sagte Samantha, der in den Himmel starrte.

»Was macht dir Angst?«

»Das alles.«

Der flackernde Schein einer in der Nähe aufgehängten Laterne malte ein Kaleidoskopbild aus Schatten und Farbe auf ihr Gesicht. Aus der Ferne, direkt vom Fuß des Hügels, hörten sie Ricardos Flüche hinaufhallen.

»Das alles. Das Fossil … das Wrack … der Fusionsreaktor.«

»Das fehlende Glied?«

Samantha seufzte. »Ja, das fehlende Glied. Die Antwort zu kennen ist schlimmer als Unwissenheit.« Sie drehte sich zu ihm um. »Verstehst du, was ich meine? Ich habe mich ruhiger gefühlt, solange ich *nicht* alle Antworten hatte.«

»Die Wahrheit kann erschreckend sein.«

»Wenn es nur das wäre. Es ist, als wäre alles, womit wir aufgewachsen sind und was wir geglaubt haben, eine Lüge gewesen. Alles, was du bisher als Tatsachen akzeptiert hast, stellt sich plötzlich als wilde Vermutungen heraus, Vermutungen, die vorher so viel Sinn ergeben haben. Ich komme mir so dumm vor. Ich fühle mich so im Irrtum.«

Jack schwieg.

Samantha biss sich auf die Unterlippe. »Was wird das in der Welt der Wissenschaft für Folgen haben? In der Welt der Religion? Die meisten Wissenschaftler sind hart gesottene Evolutionisten.«

»Darwin hat eine Theorie aufgestellt«, sagte Jack, »und Teile davon könnten durchaus noch gültig sein. Ich denke, wir haben nur bewiesen, dass es da noch mehr gibt. Viel mehr. Die wissenschaftliche Gemeinde hat den Darwinismus als Tatsache akzeptiert – nicht mehr nur als Theorie. Aber das ist schließlich immer das Problem der Wissenschaften. Wenn sich eine Ansicht festsetzt, hören die Leute auf, sie zu hinterfragen. Sie fangen an die Dinge als unumstößlich zu betrachten. Genau da stirbt die wirkliche Wissenschaft – wenn die Leute zu selbstsicher, vielleicht auch zu träge geworden sind, um sich noch zu fragen, ob es auch andere Möglichkeiten gibt, die Welt zu sehen.«

»Aber die Evolution macht zweifellos Sinn.«

»Weil wir freiwillig darauf verzichtet haben, nach anderen Erklärungen zu suchen. Die Evolutionstheorie ist eine fantastische Idee. Aber sie ist nicht *die* Antwort. Unsere Funde widerlegen nicht alle Grundsätze des Darwinismus – aber die meisten.«

Sie seufzte. »Welch ein Trost.«

»Die Welt ist auf Leute wie uns angewiesen, die im Wasser den Bodensatz nach oben kehren und Wellen erzeugen, aus denen schließlich neue Ideen entstehen, die uns vielleicht näher an die Wahrheit heranführen. Aber wir haben ein wertvolles Werkzeug verloren.«

»Welches?«

»Den gesunden Menschenverstand.«

Samantha spielte mit einer Locke ihres Haars. »Ich muss immer daran denken, was das für die Welt bedeuten wird. Ich meine, was soll ich meiner Familie erzählen, wenn ich nach

Hause komme. Was werde ich meinem Vater erzählen – oder irgendwann einmal meinen Kindern?«

Sie hatten früher schon mal über Kinder geredet. Ihre gemeinsamen Kinder.

»Du erzählst ihnen einfach alles«, antwortete er. »Was nicht allzu weit von dem weg sein wird, was uns die Bibel schon immer gesagt hat: dass das Universum von einem großen allwissenden Wesen geschaffen worden ist – einem, dem es offensichtlich wichtig war, uns zu erschaffen und zu nähren.«

»Und was erzählen wir den Darwinisten?«

Jack schwieg einen kurzen Moment. »Das könnte etwas heikler werden.«

»Die Evolutionstheorie ist wunderbar in ihrer Einfachheit. Ich kann sie praktisch bei meiner Arbeit sehen«, sagte Samantha.

»Die Art und Weise, wie die Tierfamilien offensichtlich einige der gleichen Merkmale miteinander teilen. Der gemeinsame Familienstammbaum, der sich in so viele verschiedene Lebensformen verzweigt hat.«

»Du meinst die Bindeglieder, über die alle Arten miteinander verbunden sind?«

»Ja.«

»Die Bindeglieder, auf die sich die Darwinisten verlassen haben, um zu erklären, wie die Evolution funktioniert, die sie aber nie vorweisen konnten. Erinnerst du dich an ihr berüchtigtes Bindeglied zwischen Fischen und Amphibien?«

»Die Coelacanthidae?«

»Der Coelacanth«, sagte Jack. »Der Fisch besaß einen langen, flachen Körper und stark ausgeprägte Flossen, die unter seinem Bauch hervorragten – sie sahen wie Vorläufer echter Gliedmaßen aus. Wissenschaftler haben behauptet, dass der Coelacanth vor siebzig Millionen Jahren ausgestorben sei, und haben ihn in ihren hübschen Evolutionsdiagrammen als Bindeglied zwischen Fischen und Amphibien eingeordnet. Geologen

haben diesen Fisch sogar als Leitfossil benutzt und ganze Erdschichten, in denen Coelacanth-Fossile gefunden worden waren, auf mindestens siebzig Millionen Jahre datiert.«

»Nun, wenn das nichts über die Fehlbarkeit des Darwinismus aussagt …«

Samantha schwieg, denn sie wusste so gut wie Jack, dass der Coelacanth niemals hätte benutzt werden dürfen, um Schichten auf siebzig Millionen Jahre oder älter zu datieren. Die ausgestorbene Spezies hätte nie als Bindeglied zwischen Fischen und Amphibien dienen dürfen. Denn 1938 fing eine Gruppe von Fischern vor Madagaskar ein *lebendes* siebzig Millionen Jahre altes Leitfossil.

»Genau das ist an der Evolutionstheorie falsch. Sie ist ein gescheiterter Versuch, alles in ordentlichen kleinen Diagrammen zu organisieren. Das Leben ist nicht ordentlich.« Jack stützte seinen Kopf in seiner Handfläche. »Die Darwinisten vertrauten darauf, dass man die Bindeglieder noch finden würde, dass der Fossilbestand noch nicht vollständig genug ist. Aber niemand findet irgendeine dieser Übergangsarten. Und solange wir keine DNA-Proben bekommen können, gibt es keine Möglichkeit, ihnen etwas zu beweisen.«

»Warum ist die Theorie dann so allgemein akzeptiert?«

»Erinnerst du dich an Thomas Kuhn, als er vorschlug, wissenschaftliche Theorien sollten nicht als Konstrukte angesehen werden, die sich ausschließlich mit objektiven Fakten befassen?«

»Ja, wir müssten eine Theorie in einem weiteren Zusammenhang von wissenschaftlichen, sozialen und sogar politischen Überzeugungen interpretieren.«

»Genau. Er nannte diesen größeren ideologischen Rahmen ein Paradigma. Die Macht eines solchen Paradigmas ist so stark, dass einige Wissenschaftler trotz offensichtlicher Widersprüche weiterhin daran glauben.«

Samantha stimmte ihm zu. »Leon Festinger nannte das ›ko-

gnitive Dissonanz‹. Aber meinst du, die Evolutionstheorie wird nur noch akzeptiert, weil wir von dem gegenwärtigen Paradigma nicht loskommen?«

»Ja. Evolutionäres Gedankengut hat die Geschäftswelt durchdrungen – das Überleben des Stärksten ist die Grundidee der freien Marktwirtschaft, der Politik, ach, fast in jedem Bereich. Wenn eine Theorie sich festgesetzt und sich mit einem allgemeinen Weltbild verzahnt hat, wird es schwierig, wertvolle von wertloser Forschung zu unterscheiden. Daher benötigt man ganze Berge von neuen Beweisen, bevor eine neue Theorie an die Stelle der alten treten kann.«

»Kuhns ›globaler Paradigmenwechsel‹«, sagte Samantha.

»Das Gleiche passierte, als der Darwinismus auf die Bühne trat«, erklärte Jack. »Als diese Theorie eingeführt wurde, teilten die meisten Wissenschaftler den unausgesprochenen Glauben, dass die farbigen Rassen den weißen europäischen genetisch unterlegen seien. ›Beweise‹, die diese Ansicht unterstützten, wurden auf Grund des sozialen Klimas dieser Zeit im Allgemeinen schnell akzeptiert. O Gott, die meisten von Darwins wichtigsten Anhängern vertraten die Auffassung, dass kein vernünftiger Mensch glauben könne, ein Schwarzer sei einem Weißen gleichwertig.«

»Ich verstehe, was du sagen willst.« Samantha war von dem Gespräch gefesselt. »Selbst Darwin gründete einen großen Teil seiner Gedanken zur Evolution auf den gleichen rassistischen, doch allgemein anerkannten Überzeugungen dieser Zeit.«

»Du kennst sein Buch *Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl*? Er schrieb, die Negerrassen seien näher mit den Affen verwandt als die Weißen. Und er glaubte auch, dass deswegen die zivilisierten Rassen die wilden Neger bald ausrotten und ersetzen würden – durch natürliche Zuchtwahl vermutlich.« Jack lächelte. »Dankbarerweise haben kulturelle Einflüsse wie die der Bürgerrechtsbewegungen dabei geholfen, diese Vorstellungen abbröckeln zu lassen, aber

meiner Meinung nach verbreitet der Darwinismus immer noch auf subtile Weise, auf einer unterbewussten Ebene, rassistisches Gedankengut.«

»Ich hoffe, unser Fund wird ein neues Paradigma begründen.«

»Das wird er«, erwiderte Jack. »Aber ich denke, der Wechsel hätte letztendlich auch ohne unseren Fund stattgefunden, denn die Grundlagen der Evolution sind absurd, wenn man sie vernünftig untersucht.«

»Wie meinst du das?«

»Sieh mal, man hat uns erzählt, dass einige Zeit nach der großen Explosion, in der die Sonne und die Planeten im Sonnensystem entstanden sind, ein unglaublicher Zufall die erste lebende Zelle schuf, obwohl Statistiker eine solche spontane Entstehung praktisch für unmöglich halten – selbst wenn die Erde Milliarden von Jahren alt ist. Aber auch dann schaffen Explosionen keine Ordnung. Sie schaffen Unordnung. Die Evolutionstheorie verlangt von uns zu glauben, dass diese große kosmische Explosion nicht nur unser Universum formte, sondern dass damit auch die Entwicklung des Lebens aus anorganischer Materie begann, das sich dann zu immer komplexeren Formen weiterentwickelte. Du erinnerst dich an den Zweiten Hauptsatz der Thermodynamik?«

»Im Laufe der Zeit entwickeln sich geordnete Systeme immer zu ungeordneten.«

»Richtig.« Jack wurde ganz aufgeregt. »Das ist ein beobachtbares Gesetz im Universum. Die Evolutionstheorie verlangt von uns, dieses beobachtbare Gesetz aufzugeben und zu glauben, dass die Dinge im Laufe der Zeit immer geordneter und komplexer werden.«

Samantha blickte Jack schweigend in die Augen.

»Das ist so, als würde jemand glauben, dass die Bauteile für ein Auto – selbst wenn man sie zusammen auf einen Fleck legte – von allein beginnen würden sich zusammenzusetzen

und dabei in ein paar Millionen Jahren ein fahrtüchtiger Hyundai herauskäme.«

»Ein fahrtüchtiger Hyundai? Das ist ein Widerspruch in sich.«

Jack lächelte. »Na gut«, räumte er ein. »Aber selbst wenn du einen fertigen – und von mir aus auch fahrtüchtigen – Hyundai sich selbst überlassen würdest, würde er sich niemals zu einem Mercedes-Benz entwickeln. Wenn du die Gesetze der Thermodynamik wirken lässt, würde sich dieser Wagen in einen Haufen Rost verwandeln und mit der Zeit völlig verfallen.«

»Aber ein Auto ist kein lebendes Wesen, das sich vermehrt.«

»Genauso wenig wie die molekulare Ursuppe, in der das Leben angeblich spontan entstanden ist.«

Jack rollte sich auf die Seite, näher zu Samantha, deren Augen ihm ihre Zustimmung zeigten.

»Du siehst die Wirkung des Zweiten Hauptsatzes der Thermodynamik in jedem Aspekt des Lebens. Unsere Körper altern. Unsere Sonne wird langsam entarten – und sich selbst ausbrennen. Alle Systeme, die sich selbst überlassen sind, zerfallen. Andersherum funktioniert es nicht. Es muss etwas hinter dem evolutionären Fortschritt stecken. Er kann nicht nur blind und zufällig sein, wie es der Darwinismus behauptet.«

Samantha und Jack sprachen über das Leben und die Erde, sie theoretisierten und stritten, genauso wie zu der Zeit, als sie ein Paar waren. Für einen Moment hatte Jack neben dem lauwarmen Fluss, der über die glatten Felsen murmelte, das Gefühl, zwischen ihnen hätte es nie Konflikte gegeben. Die Diskussion war schön und vertraut geworden und hatte sich zu einem dieser fantastischen Gespräche entwickelt, die man, wie junge Studenten immer glauben, nur unter Drogen führen kann.

»Und was ist mit der natürlichen Zuchtwahl?«, fragte Samantha.

»Das ist ein Teil von Darwins Theorie, den ich unterschreiben würde – partiell jedenfalls –, obwohl sie fälschlicherweise

als Mechanismus der Evolution verstanden wird. Natürliche Zuchtwahl hilft dabei, eine Art zu erhalten, weil sie dafür sorgt, dass nur ihre stärksten Mitglieder überleben, um sich wieder fortzupflanzen. Aber die natürliche Zuchtwahl verwandelt eine Lebensform nicht in eine andere, sie bewahrt nur die Besten einer Art.«

Samanthas anfängliche Zurückhaltung war einer Wissbegierde gewichen, die es mit der von Jack aufnehmen konnte.

»Was ist mit den Zufallsmutationen als mitwirkender Faktor bei der Evolution? Über ein paar tausend Generationen hinweg könnten Mutationen doch schließlich der Grund für die Weiterentwicklung einer Art sein, oder?«

»Schon möglich«, antwortete Jack. »Aber glaubst du nicht auch, dass da noch mehr dahinter stecken muss? Mutationen sind zu neunundneunzig Komma neun Prozent schädlich. Die meisten führen zur Degeneration.«

»Doch im Laufe der Zeit könnten sich Millionen dieser kleinen Veränderungen – aufeinander aufbauend – ansammeln, bis ein Tier zu einer neuen Art wird.«

»Ernst Mayr in Harvard hat versucht das herauszufinden. Erinnerst du dich? Und was hat er herausgefunden? Etwas, das für Pflanzen oder Tierzüchter nichts Neues ist, nämlich dass die Auswahl von Merkmalen und der anschließende Versuch, in einem Organismus über mehrere Generationen hinweg Veränderungen zu züchten, unweigerlich zu etwas führt, was er ›genetische Homeostase‹ nannte – eine natürliche Barriere, die weitere genetische Veränderungen verhindert. Tatsächlich kehren spätere Generationen oft zum ursprünglichen Aussehen der Spezies zurück, manchmal nach entsetzlichen Zwischenergebnissen.«

Samantha zog Kreislinien in den Boden neben den Farnen.

»Und warum sollte Zeit ein Faktor sein?«, fragte Jack. »Zeit ist der Retter, an den sich die Evolutionstheorie klammert. Die Theorie macht nur einen Sinn, wenn man ihr Millionen und

Milliarden von Jahren zu Grunde legt.«

»Zeit gibt den Dingen Gelegenheit, sich zu entwickeln.«

»Nehmen wir an, ich würde dir ein riesiges Aquarium geben, bevölkert von einer einzelligen Kreatur, und dir sagen: ›Nimm es über Nacht mit nach Hause, und morgen früh wirst du feststellen, dass ein Mensch entstanden ist.‹ Was würdest du erwidern?«

»Du bist verrückt.«

»Richtig. Aber wenn ich denselben Einzeller in demselben Aquarium nähme und dich auffordern würde, hundert Jahre später nachzusehen – dann hätte sich ein Mensch gebildet. Was würdest du dann sagen?«

»Das du ziemlich großzügig mit meiner Lebenserwartung bist.«

»Aber du würdest nicht erwarten, dass aus dem Einzeller ein Mensch geworden ist?«

»Nein.«

»Wir wurden darauf programmiert zu glauben, dass diese bemerkenswerten Veränderungen über lange Zeiträume hinweg auftreten würden. Dass sich mit genügend Zeit – Millionen oder Milliarden Jahre – aus dieser einzelligen asexuellen Kreatur ein Mann oder eine Frau entwickeln würde, fähig zur sexuellen Vermehrung mit einer anderen Frau oder einem Mann aus demselben Aquarium.

Und wenn Zeit die einzige Erklärung für die Wirkungsweise der Evolution ist, wie kommt es dann, dass sich einige Arten überhaupt nicht verändert haben?« Jack riss ein Blatt von einem Farn ab. »Die zweihundertfünfzig Millionen Jahre alten Farne sind die gleichen wie heute. Haie sind die gleichen. Krokodile haben sich nicht weiterentwickelt. Es gibt hunderte von Arten, einschließlich einfacher Bakterien, die sich überhaupt nicht verändert haben.«

»Und ich schätze, wir können nicht einmal sicher sein, ob wir diese Zeitspannen korrekt messen«, sagte Samantha. »In

Wirklichkeit können wir das Alter der Erde genauso wenig zuverlässig bestimmen, wie ein Kind den Sears Tower aus Lego-Steinen bauen kann.«

Jack stimmte ihr zu. Niemand würde sein Leben auf irgendeine Datierungsmethode verwetten.

»Erinnerst du dich daran, was Forscher über den kosmischen Staub dachten, den sie auf dem Mond finden würden?«, fragte Jack. »Sie haben mit einer Schicht von über fünfzehn Metern gerechnet. Deshalb wurde die Mondfähre mit solch riesigen Landefüßen gebaut – damit sie nicht einsinkt. Aber dann waren es kaum zehn Zentimeter«, sagte Jack. »Und Zeit erklärt auch nicht, wie Darwinisten die Entwicklung komplexer Organe innerhalb einer Art begründen. Wie sollen Zufallsmutationen ein Kreislaufsystem erzeugen? Oder ein Herz? Oder Lungen? Es gibt keine Beweise, dass sich Organe entwickeln können. Und wenn nicht alle Systeme gleichzeitig arbeiten, sind sie nutzlos.«

Samantha schien tief in Gedanken. »Das habe ich mich immer gefragt«, sagte sie. »Wie kann sich ein männliches Sexualorgan zu einem funktionierenden System entwickeln, während sich gleichzeitig durch eine andere Mutation ein weibliches Sexualorgan bei einem anderen Mitglied der Spezies entwickelt?«

Jack starrte in die Sterne. »Was wir entdeckt haben, wird alles ändern.«

Auch Samantha blickte hinauf. »Ja, das wird es.«

»Ich bin mir nicht sicher, was genau wir lernen werden«, sagte Jack. »Aber ich denke, unser Universum ist geplant worden. Der Beweis, dass diese Außerirdischen bei der Entstehung unserer Art beteiligt waren, legt einen Plan nahe. Ein Bauwerk wird von einem Architekten entworfen. Bücher brauchen einen Autor, Bilder einen Maler. Komplexe Dinge benötigen einen Planer. Keiner von uns würde erwarten, dass sich die Moleküle, aus denen ein Computer besteht, willkürlich

und zufällig zu einem PC zusammengesetzt haben. Warum sollte es dann einfacher sein zu akzeptieren, dass ein menschliches Gehirn – der komplizierteste Computer, den die Welt kennt – kein Zufallsprodukt ist. Wie können wir nur glauben, dieser majestätische organische Prozessor sei zufällig entstanden?«

»Ich weiß es nicht«, entgegnete Samantha leise, »aber ich liebe deines.«

»Was?«

»Dein Gehirn.«

Jack hoffte, dass Samantha im Dämmerlicht nicht sehen konnte, wie er rot wurde. Er streichelte ihren Arm, auf dem er einige Beulen spürte. Er hatte die Stiche ganz vergessen. Ihr Arm hatte die volle Wucht des Angriffs abbekommen.

»Sie tun höllisch weh«, sagte sie.

Jack suchte ihre Kopfhaut ab und entfernte oberhalb des Haaransatzes ein paar stecken gebliebene Stacheln. »Du weißt, einige Leute schwören auf Bienengift. MS-Patienten, Arthritiker – manche lassen sich absichtlich mehrere hundertmal am Tag stechen.«

»Na gut, aber ich bin kein Masochist.«

»Ich glaube, ich kenne einen Trick.« Er ging zum Flussufer, sammelte etwas feuchten Ton und knetete ihn durch, bis er noch weicher wurde. Dann winkte er Samantha zu sich, verteilte den rötlichen Ton auf ihren Armen und machte bei ihrem Nacken weiter.

»Das fühlt sich prima an«, sagte sie. »Soll das gut gegen die Stiche sein?«

Jack schmierte die paar Einstichstellen in ihrem Gesicht ein. »Ich glaube nicht…«

Samantha wandte sich verwirrt ab.

Jack lächelte. »Das wollte ich schon seit sechs Jahren mit dir machen.«

Samantha brauchte ein paar Sekunden, bis sie merkte, dass

Jack sie auf den Arm nahm. Sie konnte erst lachen, als Jack ihr versichert hatte, dass der Schlamm wirklich gut gegen die Stiche sei. Er hatte seine medizinischen Kenntnisse von einem Indianerstamm aus dem Tiefland. Selbst zehn Minuten später war Samantha noch misstrauisch, gab aber schließlich zu, dass die mineralstoffreiche Erde die Stiche beträchtlich abschwellen ließ.

»Ich glaube, ich wollte dir schon seit ein paar Jahren etwas sagen.«

»Das brauchst du nicht.«

»Doch.« Samantha atmete tief durch. »Ich hatte Angst.«

»Ich weiß. Du hast hart an deiner Karriere gearbeitet.«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, es war mehr als nur das. Du hast mir Angst eingejagt, weil du mich verletzen konntest«, sagte sie. »Irgendwann in dieser Zeit habe ich dir diese Macht über mich gegeben.« Selbst im Mondlicht konnte Jack sehen, wie sich in ihren Augenwinkeln Tränen bildeten. »Ich habe das sonst niemals zugelassen, weder vorher noch danach. Verstehst du?«

»So ungefähr.« Jack biss sich auf die Zunge und unterdrückte den vertrauten Ärger, der in der kurzen Zeit des Schweigens, die folgte, zum Schmerz wurde. Er ging darin auf. Zum ersten Mal war der Schmerz frei von Wut. Der Schmerz ließ auch sein Augen feucht werden. Als er sich zum ersten Mal seinen Gefühlen überließ, zitterte Jack – als hätte sich in seinem Körper der letzte Knoten von Hass gelöst.

Samantha blickte schweigend in seine Augen.

Schließlich murmelte Jack. »Komm, waschen wir das Zeug runter.«

Samanthas Stiefel standen auf einem Felsen neben dem träge dahinfließenden Strom. Samantha schlüpfte aus ihrer Hose und legte sie zusammengefaltet über ihre Schuhe. Die Zipfel ihres Hemds bedeckten ihre langen Beine an den Oberschenkeln.

Jack ansehend, tastete sie mit ihrem Fuß nach dem Wasser. Sie zog ihre Bluse aus. Jack war nervös, fast ängstlich, aber kein einziges Mal wendete er seinen Blick von ihr ab. Mit einer Hand öffnete sie den Verschluss ihres BHs und ließ die Spitzenträger von ihren Schultern rutschen. Jack blickte in ihre blauen Augen, als sie sich vorbeugte und ihren Slip auszog. Dann stieg sie ins Wasser.

Der Schlamm auf ihrem Körper wurde von der sanften Strömung heruntergewaschen. Sie goss Wasser über ihre Schultern und über ihren Nacken. Unbewusst trat Jack ans Flussufer. Samantha drehte sich zu ihm und richtete sich auf; das Wasser reichte ihr gerade bis zum Nabel. Dann, wie auf ein unausgesprochenes Signal hin, zog auch Jack sein Hemd aus.

Ihr Körper lag kalt und nass unter ihm auf einem Bett aus Moos neben dem Wasser. Jack strich eine Strähne ihres nassen Haars zurück und hielt ihren Kopf. Er küsste sie auf die Lippen. Anschließend glitt sein Mund an ihrem Hals hinunter. Samanthas Augen schlossen sich, ihr Bauch entspannte sich. Als sein Mund ihre Brüste fand, seufzte sie leise. Ihr Atem ging erwartungsvoll in kurzen Stößen.

Samantha öffnete die Augen und hielt Jacks Blick stand.

Dann fiel ihr Kopf zurück in das dicke Polster aus Moos, und sie wurden eins.

Spur

Ganz sanft wurde Samantha von Jack geweckt.

Die Nacht schien dunkler geworden zu sein. Samanthas Körper war entspannter als je zuvor. Diese eine Nacht hatten die sechs schmerzhaften Jahre wieder gutgemacht. Sie liebte ihn.

Mehr denn je.

»Ricardo hat was improvisiert, das uns vielleicht hier wegbringt«, berichtete Jack, der bereits angezogen war.

»Hast du geschlafen?«

»Tu ich das jemals?«

Samantha suchte ihre Kleidung. Einen Moment lang hatte sie das Fossil und die unglaublichen Ereignisse der letzten Tage vergessen. Sie hatte sich einer Zufriedenheit hingegeben, die sie beinahe schon nicht mehr gekannt hatte. Doch jetzt, während sie ihre Kleidung über die schmerzenden Schrammen zog, kam ihr die Dringlichkeit der Situation wieder voll zum Bewusstsein. Sie erinnerte sich an den Verrat durch einen Mann, der ihr nun so fremd erschien wie der Fusionsgenerator mit seinen hochgradig gefährlichen Anwendungsmöglichkeiten.

»Hab ich lange geschlafen?«

»Noch eine halbe Stunde, nachdem ich Ricardo helfen gegangen bin«, antwortete Jack. Die zwanzig Minuten, die er sie in seinen Armen hatte schlafen lassen – oder den Trost, den er in ihrem süßen Duft gefunden hatte –, erwähnte er nicht.

Der Sensor lag still auf dem Armaturenbrett, während die Transporter über die matschige Straße krochen. Bedeckt mit Striemen, die nach der Kortisonspritze langsam zurückgingen, umklammerte Baines mit seinen starken Armen das Lenkrad, als wäre es etwas Lebendiges. Die Scheinwerfer des Wagens leuchteten in nichts anderes als Wald und Matsch. »Das Ding hier taugt einen Scheißdreck«, tobte Baines los. Der schwarze Kasten überwachte die Umgebung und zeigte auf dem hellblauen Bildschirm sich ständig ändernde Wellen.

Dorn spielte wütend mit seiner Pfeife zwischen den Fingern. »Viele andere Möglichkeiten haben wir nicht, oder?«

Dorn hatte das wertvollste Stück – *Die Quelle* mit allen vier Modulen – Baines anvertraut, der es sich hatte entreißen lassen. Nur einige Stunden zuvor hatte sich Dorn seine herrliche

Zukunft ausgemalt, die vor ihm lag, nachdem seine eigenen Forscher die Funktionen der einzelnen Module herausgefunden haben würden. Und jetzt – wenn sie das Gerät nicht wiederfinden würden – bedauerte er Baines' Zukunft, denn die sah düster aus. Nein, mehr als düster – es würde sie nicht mehr geben.

Die Brücke wieder in Stand zu setzen hatte viel zu lange gedauert. Jetzt hatten die Wissenschaftler einen großen Vorsprung. Das Instrument auf dem Armaturenbrett war ihre einzige Hoffnung, doch es konnte nur elektromagnetische Störungen in einem Umkreis von höchstens einer halben Meile aufspüren. Sie müssten schon über den Fusionsreaktor stolpern, wenn sie die Wissenschaftler je finden wollten. Dorn war bereits einer falschen Spur gefolgt, als das Instrument eine Störung registriert hatte – ein Gasgenerator, der die Lampen und den Fernseher in einer Siedlerhütte mit Strom versorgte.

Wut überkam ihn. Als er durch den hoffnungslos dichten Wald zu beiden Seiten blickte, knallte er sein Faust gegen das Armaturenbrett. »Himmel, Arsch, wie sind sie bloß da rausgekommen?«

»Hab ich doch schon gesagt«, erwiderte Baines. »Auf keinen Fall durch den Eingang. Da bin ich mir ganz sicher.«

»Wenn wir sie nicht bald finden, wird der Scheißkerl die Nachricht von dem Fusionsreaktor in der ganzen Welt herumposaunen. Er hat ja bereits verkündet, dass er die Funde der Öffentlichkeit bekannt geben will.« Dorn konnte sich bildlich vorstellen, wie der Mann Milliarden von Dollar einfach im Klo runterspülte. »Wir müssen ihn aufhalten, bevor er ein Telefon findet.«

Als würde Baines spüren, was ihm bevorstand, wenn sie die Wissenschaftler nicht finden würden, versuchte er noch das Letzte aus dem Motor rauszuholen.

Dorn gab sich seinen Gedanken über Samantha hin. Seine anfängliche Erleichterung über ihre Rettung hatte sich in Wut

gewandelt. Jack durfte nicht als Sieger hervorgehen. Die Dinge waren vor dem Eintreffen dieses Scheißkerls so klar gewesen – und würden es nach dessen Verschwinden wieder sein.

Nach einer weiteren Meile holpriger Straße fing das Funkgerät an Worte auszuspucken. Worte, die sich für Dorn wie eine warme Decke über seinem Schoß anfühlten.

»Der Sikorsky ist startklar«, sagte die Stimme.

Dorn setzte sich aufrecht und blickte auf seine Uhr – halb drei in der Nacht. Schließlich griff er nach dem Hörer. »Geschätzte Ankunftszeit?«

»Nach den Koordinaten, die du uns gegeben hast, müssten wir in vierzig Minuten bei euch sein.«

Dorn seufzte erleichtert. Die Männer seiner Frachtabteilung in Brasilien hatten nicht geglaubt, dass der Hubschrauber in weniger als vierundzwanzig Stunden einsatzbereit wäre. Offensichtlich hatte Dorns Überzeugungskraft die Reparatur beschleunigt. Obwohl die Zeit nicht gereicht hatte, um sie aus Tiahuanaco herauszuholen, würde der Sikorsky wenigstens bei der Suche helfen können. Dorn wusste, dass er jetzt jede Unterstützung brauchte, die er bekommen konnte. Allmählich wurde ihm klar, was passieren könnte, wenn die Wissenschaftler lange genug lebten, um ihn bei den Behörden anzuzeigen.

Plötzlich, als hätten die Schicksalsgötter Baines' stilles Flehen erhört, hielt er den Laster mitten auf der Straße an und zeigte auf den Sensor. »Er hat was registriert«, sagte Baines. Das Instrument tickte, die Wellen zuckten – ein starkes Signal wurde angezeigt.

Es kam von irgendwo südlich der Straße.

»Könnte noch so ein dämlicher Generator sein«, meinte Baines.

Dorn musste eine Entscheidung fällen. Es musste die richtige sein.

»Überprüf das«, sagte er schließlich.

Plantage

Die drei Wissenschaftler hielten sich abseits der Hauptstraße. Der Transporter folgte, geführt von dem leuchtenden Mond, einem Pfad abwärts, in der Hoffnung, ein Dorf zu finden. Jack hielt sich an den Kompass auf Ricardos Uhr. Er wusste von einer Gruppe kleiner Hütten, die irgendwo westlich von ihnen lag. War nur zu hoffen, dass die letzten zwanzig Liter Benzin reichten, die sie aus dem Ersatzkanister nachgefüllt hatten. Ricardo jaulte bei jedem Hüpfer auf, aus Angst, seine Handarbeit könne wieder kaputtgehen. Nach zwanzig Minuten sagte Samantha, Jack solle anhalten. Sie zeigte in das Dickicht gleich hinter einer Lichtung. Durch die Bäume hindurch, in einem Muster aus dunklem Schatten und silbernem Mondlicht, erkannte Jack ein paar Holzgebäude.

»Vielleicht gibt's dort ein Telefon«, meinte Samantha.

»Was ist das für ein Gestank?«, fragte Ricardo. In der feuchten Nachtluft hing ein beißender Geruch. Jack legte den Leerlauf ein. Auch er roch es, irgendwas Chemisches.

»Wie Benzin«, stellte Samantha fest.

Sie beschlossen, nachzusehen.

Den Laster ließen sie auf der Zufahrtstraße stehen und zogen durch das hüfthohe Gras der Lichtung. Noch fünfzehn Meter vom Dickicht entfernt und mit dem Geruch in der Nase, wusste Jack genau, worauf sie gestoßen waren.

Nachdem sie fünf Minuten die Gegend abgesucht hatten, war sich Jack sicher, dass die Hütten der alten Koka-Plantage tatsächlich leer standen. Er führte Ricardo und Samantha durch ein Labyrinth hastig errichteter Gebäude. Lose zwischen den Dächern herumhängende Stromkabel verbanden die verschiedenen Hütten in einem gefährlichen Netz. Der Boden war mit einem Teppich aus verrottenden Koka-Blättern überzogen.

Jack ging auf das größte Gebäude zu, eine lange Sperrholzbaracke.

Hundertfünfzig-Liter-Tanks aus Stahl standen aufgereiht vor der Außenwand. Einige waren mit Plastikplanen abgedeckt.

Jack hob eine Ecke an und schnüffelte. »Kerosin«, sagte er. »Das wird zur Herstellung von Kokain gebraucht.« Er hob die Abdeckung eines anderen Fasses. »Und Alkohol.«

Ricardos Augenbrauen hoben sich.

»Chemiker in den Kartells haben kürzlich entdeckt, dass sich die Extraktionsrate aus der Koka-Basis um fünfzehn Prozent erhöht, wenn man reinen Alkohol statt Kerosin verwendet«, erklärte Jack.

»Aber warum ist die Plantage verlassen?«, fragte Samantha.

»Nur vorübergehend«, antwortete Jack. »Sie werden den Betrieb wieder aufnehmen. Alle sechs Monate oder so wird eine Verarbeitungsplantage wie diese hier zur ›Beruhigung‹ geschlossen, bevor die örtliche Polizei oder die amerikanischen Drogenfahnder Wind davon bekommen.« Jack wusste, wie fortschrittlich dieses Gewerbe geworden war. In den rotierenden Verarbeitungsplantagen konnten jährlich vierzehn Milliarden Dollar erwirtschaftet werden – ein großer Teil des weltweiten, vierundsiebzig Milliarden Dollar umfassenden Einzelhandelsmarktes. »Und wenn sie schon so fortschrittlich sind, dass sie Alkohol verwenden, haben sie vielleicht auch ein Telefon hier.«

Jack marschierte in Richtung einer Hütte mit Vorhängeschloss.

Unter der Hebelwirkung eines Schraubenschlüssels aus dem Transporter schnappte das Vorhängeschloss auf. Da es noch eine Stunde bis Tagesanbruch war, hoffte Jack den Generator zu finden, der ihnen auf der Suche nach den Telefonleitungen zusätzliches Licht liefern konnte.

»Bingo«, sagte Jack mit Blick ins Innere der Hütte.

Draußen gurgelte der Generator, der nach dem Start noch nicht ganz rund lief. Jack, Samantha und Ricardo waren in ein anderes Gebäude in der Mitte der Anlage eingedrungen. Ein stechender chemischer Geruch erfüllte den Raum. Jack tastete sich an eine Reihe von Stahltanks entlang, als plötzlich ein paar Leuchtstoffröhren flackernd zum Leben erwachten.

»Die Kabel funktionieren noch«, sagte Ricardo, dessen Hand auf einem Lichtschalter lag.

Die wenigen flimmernden Röhren erleuchteten den verlassenen Raum nur schwach. Ungeschützte Drähte hingen von der Sperrholzdecke herab und führten zu den nackten Fassungen.

Jacks Augen gewöhnten sich an das Licht. »Seht ihr hier irgendwo Telefonleitungen?«

»Nein«, antwortete Ricardo auf der Suche nach einer Steckdose. Ricardo und Samantha inspizierten das hintere Ende des Raums, während sich Jack durch eine Ansammlung staubiger Schreibtische und Stühle schlängelte, die mit einem elastischen Bio-Netz aus Spinnweben verbunden waren. Die Spinnweben blieben an Jacks Arm wie Zuckerwatte hängen. Einen Stuhl hatte er von der klebrigen Masse schon fast befreit, als er auf dem Fußboden ein gebohrtes Loch entdeckte.

»Ich glaube, ich hab's gefunden.«

Jack wusste, dass in den Verarbeitungsplantagen die Kabel und Telefonleitungen oft in mehrere hundert Meter langen Plastikröhren unter dem Boden verliefen, bevor sie wieder an die Oberfläche kamen und mit der nächstgelegenen Steckdose verbunden wurden. Viele Kartelle benutzten zwar Satellitentelefone, doch die DEA konnte die Signale auffangen, wenn sie danach suchte. Das alte System, illegale Leitungen mit dem Festnetz zu verbinden, war für das Kartell zweckmäßiger.

Jack stocherte mit dem Schraubenschlüssel in dem Loch herum und der brüchige Boden gab nach. Innerhalb weniger Minuten hatten die drei die gesamte Ecke freigelegt. Die Taschenlampe bot zu den flackernden Leuchtstoffröhren

zusätzliches Licht. In dem halben Meter zwischen Boden und Fundament lagen Plastikrohre, die seitlich aus dem Gebäude hinausführten. Direkt darunter waren Telefonbuchsen in die Wand eingelassen.

Ricardo schielte an Jack vorbei. »Ob sie funktionieren?«

»Hoffen wir's«, meinte Jack.

Samantha stand auf. »Ich hole die Laptops.«

»Ich habe einen Anschluss an der Universität von La Paz«, sagte Ricardo, der etwas eintippte. Jack seufzte erleichtert. Die erste Leitung war tot gewesen, bei der zweiten gab es einen Rufton. Das Faxmodem quietschte wie ein schmerzgeplagter Vogel, als die Verbindung mit dem Universitätssystem hergestellt wurde. Draußen erkämpfte sich ein Hauch von Blau seinen Weg gegen die Schwärze. Der Laptop piepste, und ein Schriftbalken zog vorbei. Ricardo tippte, als hätte er zwanzig Finger. »Ich glaube, ich hab's!«

Jack las die ihm vertraute Internetadresse des Forschungslabors der Universität.

»Exportiere alle Dateien. Alles«, sagte Jack.

Samantha tippte auf ihrem eigenen Laptop wie wild. »Ich schicke an den Lehrstuhl für Anthropologie in Princeton eine E-Mail mit der Nachricht, wo wir sind und was passiert ist. Sie sollen hier mit der Botschaft Kontakt aufnehmen, wenn sie können«, erklärte sie.

»Das wird eine Weile dauern«, erwiderte Ricardo. »Bei der Bandbreite auf dieser Leitung können wir die Daten nicht so schnell wie sonst übertragen.«

Jack vermochte sich nicht vorzustellen, dass das Internet hier noch langsamer war als zu Hause. Der Computer legte lange Pausen ein, während er mit der Web-Seite kommunizierte.

»Okay, wir übertragen die ersten Dateien«, verkündete Ricardo. »Ich verwende das System des Uni-Forums. Und alle Forschungsinstitute im Web erhalten eine Kopie. Das sind

mehrere hundert.«

»Gut«, sagte Jack. »Das ist unsere Versicherungspolice. Wenn wir die Daten unters Volk gebracht haben, wird das keiner mehr vertuschen können. Weder Dorn noch die Bolivianer. Nicht einmal unsere eigene Regierung.« Er legte seine Hand auf Ricardos Schulter. Zum ersten Mal seit den letzten vierundzwanzig Stunden spürte Jack so etwas wie Erleichterung.

Dann ging das Licht aus.

Generator

Draußen hustete der Generator zweimal, bevor er schwieg.

Eine unheimliche Stille herrschte an diesem frühen Morgen, unterbrochen nur von ein paar Grillen, die ihre letzten Balladen vor dem Morgengrauen zum Besten gaben.

»Was ist passiert?«, fragte Samantha.

»Vielleicht ist der Diesel im Generator ausgegangen«, vermutete Jack. »Vielleicht.«

»Der Laptop läuft jetzt auf dem Akku«, sagte Ricardo. Das graue Licht des Bildschirms beleuchtete sein Gesicht. »Aber er ist schon schwach. Ich weiß nicht, ob ich die Dateien übertragen kann, wenn wir nicht bald Saft auf der Leitung haben.«

»Scheiße«, murmelte Jack.

Stromausfälle in Bolivien waren fast an der Tagesanordnung, weswegen die meisten Bewohner noch einen Dieselgenerator unterhielten, sofern sie es sich leisten konnten. Doch der Generatorausfall machte Jack Sorgen. »Ich gehe mal nachsehen«, sagte er und griff nach der Taschenlampe.

Jack schaltete die Taschenlampe erst in dem Schuppen ein, in dem der Generator stand. Draußen hatte er niemanden gehört oder gesehen. Er kniete nieder, richtete den Schein der Lampe auf das Gerät und suchte nach der Schutzabdeckung. Diese fand er schließlich, drehte den rostigen Verschluss auf, richtete den Schein in die Öffnung und rüttelte an dem schweren Gerät. Im Innern schaukelte ein durchsichtiger Film. Diesel war also noch genügend vorhanden. Auf den kleinen Unterlegbrettern waren keine Ölspuren. Auf der Suche nach den Zündkerzen tastete er an dem Gerät herum, bis der Verteiler vor ihm auf den Boden fiel.

»Brauchst du das hier?«, fragte eine Stimme. Dann wurde alles schwarz.

Jack spürte, wie er hochgezogen wurde. Er konnte nichts sehen. Alles um ihn herum war dunkel, und er fühlte sich benommen. Er hörte weitere Stimmen, merkte, wie seine Beine unter ihm wegsackten. Schließlich knallte er gegen einen Tisch und stürzte zu Boden. Wie Säbel durchschnitten grelle Lichtstrahlen die Luft in dem langen Gebäude. Jack blinzelte, um seine Augen trocken zu bekommen. Er konnte sich nicht konzentrieren, der Raum schwankte vor und zurück. Er sah Gestalten, eigentlich nur deren Umrisse. Bewegung. Ein Kampf. Stöhnen. Jack schüttelte heftig den Kopf. Etwas wurde aus der Wand gerissen. Ein Laptop.

In seinen Ohren dröhnte es. Er brauchte seinen Kopf zum Denken. Dann spürte er einen Druck um seinen linken Oberarm – eine Hand. Jack wurde auf die Füße gezerrt. Er kämpfte um sein Gleichgewicht und erkannte den Mann, der ihn festhielt – Baines. Ein anderer Kerl packte ihn am rechten Arm. Jack jaulte auf. Grelles, schmerzhaftes Licht wurde direkt auf seine Augen gerichtet. Er spürte die Hitze einer Halogenbirne auf seinem Gesicht. »Ihr weißen Ritter seid so verdammt leicht zu durchschauen.«

Dorns Stimme. Eine wütende Stimme. Jack konnte seine Augen nicht öffnen. Eine Hand lag darüber. »Sie haben einen Fehler gemacht. Einen großen Fehler, Sie Arschloch.«

Das Licht bewegte sich von Jacks Gesicht fort, und auch die Hand war nicht mehr zu spüren. Vor ihm bekam Dorns verschwommenes Bild allmählich Konturen. Jack blickte sich im Raum um. »Wo ist … Samantha?«, brachte er heraus.

»Das braucht Sie nicht mehr zu kümmern«, antwortete Dorn. »Eigentlich braucht Sie gar nichts mehr zu kümmern.«

Adrenalin pulsierte durch Jacks Venen, vertrieb den Nebel aus seinem Gehirn, doch das hämmernde Geräusch war noch immer da. Dorns Stimme ließ eine gewisse Entschiedenheit erkennen.

»Hören Sie.« Jack hielt seinen Blick auf den verschwommenen Dorn gerichtet. »Lassen Sie die Finger weg vom Fusionsreaktor …«

»Ich habe es satt, Jack, Befehle von Ihnen entgegenzunehmen.«

»Sie dürfen das Gerät nicht aktivieren«, warnte Jack. »Töten Sie mich. Aber aktivieren Sie nicht den … Fusions…«

»Ich werde Sie nicht töten.« Der Südafrikaner versuchte sich zu beherrschen. »Aber ich kann nicht behaupten, dass ich Baines nicht beneide.«

»Warten Sie …« Jack kämpfte gegen die beiden Männer an. »Sie wissen nicht …«

Jacks Füße hoben vom Boden ab. Er schlug so hart gegen die Sperrholzwand, dass sich Nägel lockerten.

»Ich weiß genau, was ich tue.«

Links von ihm, hinter einem Tisch, sah Jack Ricardo. Bei Bewusstsein und wachsam, blutete sein Freund aus einem Schnitt über dem Auge.

Jack drehte sich wieder zurück. Dorn war verschwunden.

Jack tastete hinter sich auf dem Boden auf der Suche nach irgendetwas, das er als Waffe benützen könnte. Baines stand

rechts von ihm. Ein weiterer Mann ging an Baines vorbei und stellte sich an dessen Seite. Jack starrte auf Baines Hand, als dieser eine 9-mm-Luger herauszog und lud.

»Jack …«, sagte Ricardo nur, während er sich mit dem Rükken gegen die Wand stützte.

Jack antwortete nicht. Seine Augen folgten jeder Bewegung der schwarzen Pistole, als Baines zu ihnen herüberkam. Jack erwartete so etwas wie eine Abschiedsrede von Baines, der die Wissenschaftler offensichtlich von Anfang an nicht gemocht hatte. Es gab keine.

Baines richtete die Waffe auf Ricardo und drückte ab.

Helikopter

Der von den beiden Rotoren des Sikorsky CH-53 Super Stallion erzeugte Wind teilte das dichte Gras der Lichtung in zwei riesige Kreise. Die hintere Laderampe des Frachthubschraubers war auf den feuchten Boden gesenkt und die große Holzkiste mit dem Fusionsreaktor bereits eingeladen worden. Dorn beugte sich vor und hielt seine Brille fest, als er unter den sich drehenden Rotoren hindurch zur Laderampe lief.

»Nach vorne zu mir«, befahl er einem seiner Männer, der die Hubschraubermannschaft begleitet hatte. Der Mann schleppte die fast bewusstlose Samantha in den Sikorsky. Anschließend wurden die fünf Expeditionskisten aus Aluminium und einige Holzkisten in den Bauch des Hubschraubers geschoben.

Gleich darauf kamen noch drei von Dorns Männern von den Transportern herübergerannt.

»Das ist alles, Mr. Dorn.«

»Guck mal, was Baines macht«, befahl Dorn und kletterte in den Hubschrauber.

Jack zitterte. Mit jedem Schlag von Ricardos Herz wurden seine Füße immer mehr mit Blut bespritzt.

Ricardo schrie in seiner Panik, seinen durch den Schuss fast völlig zerfetzten Stiefel umklammernd.

Jack suchte Baines' Blick – er hatte keinen Ausdruck in den Augen. Diesem Mann, dachte er, gefällt es zu töten. Ihm gefällt es zu quälen. Seltsamerweise verschwand Jacks Angst, wurde ersetzt durch das Gift, das sich beim Anblick des sich windenden Freundes neben ihm bildete.

Langsam erhob sich Jack. Er würde Baines töten. Oder bei dem Versuch selbst getötet werden.

Baines richtete seine Waffe auf Jack.

Der Schuss schien lauter als der vorherige. Vor Jacks Augen wurde alles weiß. In seinem Kopf klingelte es. Ich bin im Kopf getroffen worden, dachte er. Allerdings spürte er nichts. Keinen Schmerz. Nur Weiß. Einen Augenblick wartete er ab – und blickte in keinen hellen Tunnel. Keine Verwandten. Er war immer noch am Leben.

Dann konnte er wieder etwas sehen.

In dem großen Raum war ein Feuergefecht ausgebrochen.

Der Mann, der vorher neben Baines gestanden hatte, lag nun auf dem Boden und rollte, um sich Deckung zu verschaffen, hinter ein paar Stahltonnen. Durch den Rauch hindurch konnte Jack nicht sehen, wo Baines war; er musste in dem Tumult entwischt sein. Aus allen Richtungen wurde aus Automatikwaffen geschossen. Jack packte Ricardo und zog ihn instinktiv hinter die umgekippten Tische in Sicherheit.

Seine Sinne schärften sich wieder.

Der weiße Blitz schien von einer Blendgranate verursacht worden zu sein. Jack hatte immer noch den Korditgeruch von der Explosion in der Nase. Jemand setzte Dorns Mann neben den Tonnen von der Tür aus hart zu. Dieser zog gerade das

leere Magazin heraus, als ihn eine Kugel seitlich in den Hals traf. Der Mann schnellte hoch und presste seine Hand gegen die durchschossene Aorta. Ein weiterer Schuss traf ihn in den Bauch und beförderte ihn wieder zu Boden.

Jack wartete regungslos. Als sich der Qualm etwas legte, sah er noch eine Leiche neben der Tür liegen. Sie trug einen Helm und eine Weste. Der Helm saß schief auf dem Kopf des Mannes und ließ darunter blonde Locken erkennen. Unter seinem Gesicht hatte sich bereits eine Lache aus dunklem Blut gebildet.

Draußen knatterten weiterhin Automatikwaffen aus allen Richtungen.

»Bist du okay?«, fragte Jack Ricardo.

»Sí.« Ricardo hatte schon sein Taschentuch in die Wunde an seinem Fuß gestopft, um die Blutung zu stoppen, doch das Tuch hatte sich bereits vollgesaugt. Jack riss das Unterteil seines Hemds ab und band es um Ricardos Wade.

Ricardo zuckte zusammen. »Was zum Teufel ist bloß passiert?«

»Vielleicht ist es das Kartell«, meinte Jack.

Während er das nur vermutete, wusste er, dass ihnen derjenige, der tot vor ihnen am Eingang lag, das Leben gerettet hatte.

Pierce

Pierce zog das Magazin heraus. Der Lauf seiner SIG P226 war heiß. Er schob das nächste Magazin mit fünfzehn Schuss in die Waffe – das letzte, bevor er manuell laden müsste. Immer noch keine Nachricht von seinem Partner im Lager. Verdammt! Die Mission war außer Kontrolle geraten. Die DEA-Agenten hatten hinter den falschen Hütten Position bezogen und Pierce, Miller

und Boyett, ihren Beobachtungsmann vom See, allein mit dem Arsch im Freien ohne Deckung gelassen.

Pierces Mannschaft deckte die Rückseite des langen Holzgebäudes. Die DEA-Jungs sollten den Kreis von vorn schließen und jede Flucht verhindern. In den sechzig Sekunden, die die DEA-Agenten brauchten, um ihren Fehler zu merken, hatte Boyett einen Schuss in sein Schlüsselbein abbekommen, und Miller war aus dem Lager nicht wieder aufgetaucht. Missionen zwischen den Behörden klappten nie. Pierce kam sich hilflos vor, festgenagelt von einem Kugelhagel aus den Automatikwaffen von mindestens drei von Dorns Männern, die die Schießerei von der Lichtung aus unterstützten.

Sie müssen vom Hubschrauber gekommen sein, dachte Pierce. Die Behörden hatten keine Intervention aus der Luft erwartet. Unbeabsichtigt hatte Dorn sie zur Plantage geführt, doch hätte Pierce gewusst, dass Dorn Verstärkung über dem Luftweg erhalten würde, hätte er den Vorstoß niemals in diesem Moment gewagt. Von links kroch Lieutenant Drew in die Vertiefung hinter dem Gebäude zu ihm. Der Mann trug einen Helm und über seiner DEA-Jacke eine kugelsichere Weste.

»Haben Sie das Ziel geortet?«, fragte Drew.

Direkt über ihren Köpfen schlug eine Kugel in die Sperrholzwand.

»Nein!«, rief Pierce, der sich geduckt hielt.

»Ich habe meine Männer entlang der Straße verdoppelt«, sagte Drew. »Ein Hubschrauber ist irgendwo hier runtergegangen. Ich werde mal nachsehen.«

»Das weiß ich, Sie Arschloch.« Pierce packte den Mann an seiner Weste. »Aber ihr seid hier, um mich zu decken. Einer meiner Männer sitzt in dem Lager dort drüben fest!«

Jack kniete neben der Leiche des Mannes, der für Baines gearbeitet hatte. Er nahm die Pistole des toten Söldners an sich und fand außerdem in der blutdurchtränkten Jackentasche zwei

volle Magazine.

Baines war entwischt.

Ricardo beugte sich über den anderen Körper und unternahm Wiederbelebungsversuche.

»Was machst du da?«, fragte Jack. Er trat näher an die Blutlache heran, dann erkannte er, dass der Mann Amerikaner war. Kein Kartellmitglied.

»DEA«, sagte Ricardo. Und erneut ließ er sich über den Verwundeten zur Mund-zu-Mund-Beatmung nieder.

DEA? Der Mann zeigte ein schwaches Lebenszeichen. Ricardo drückte seine Hände auf den Oberkörper. Der Kopf des Mannes kippte in Jacks Richtung. Das blonde Haar war mit dunklem Schleim verklebt, der aus einem Loch seitlich am Kopf sickerte. Die Augen in dem sommersprossigen, blassen Gesicht blickten ins Nichts. Der Mann war noch so jung. Bestimmt noch keine dreißig.

Ricardo hörte auf. »Er wird es nicht schaffen.«

Eine Explosion brachte die Sperrholzwand zum Erbeben und überschüttete Jack und Ricardo mit Splittern. Jack erhob sich. Eine der Kerosintonnen war in die Luft geflogen. Das Sperrholzgebäude stand in Flammen.

»Wo ist Samantha?«, fragte Jack voller Panik.

»Dorn …«, antwortete Ricardo.

Jack zog Ricardo durch die brennende Tür. »Er darf nicht einfach abhauen.«

Jack wusste, dass sein Freund Schmerzen hatte, doch, das war auch Ricardo klar, sie mussten Dorn augenblicklich aufhalten.

Am Rand der Lichtung blieb Jack stehen. Staub und Dreck wurden in seine Augen geblasen, als sich ein Frachthubschrauber mit Doppelrotoren von der Wiese erhob. Über dem leeren Lastwagen am Rand des Wegs schimmerte die Morgenröte. Der Hubschrauber drehte sich um neunzig Grad. Jack konnte

die schwarze Spitze gerade noch erkennen, dann flog die Maschine Richtung Osten und verschwand hinter den Bäumen – und nahm seine letzte Hoffnung mit sich.

Bevor Jack Zeit hatte, sich über ihre vorhandenen oder vielmehr nicht vorhandenen Möglichkeiten Gedanken zu machen, explodierte die Erde zu seinen Füßen.

»Ins Dickicht!«, rief Ricardo.

Mit Ricardos Arm um seinen Schultern, schleppte sich Jack in das schützende Dickicht. Wer auf sie schoss, konnte er nicht erkennen.

Eigentlich war es ja auch egal.

Die sengende Hitze der Flammen zeigte keine Wirkung auf Pierce.

Er hatte den Kopf seines Partners in seinen Schoß gelegt und fühlte den Puls. Er fand keinen. Während über ihm die Decke des Lagerhauses in Flammen aufging, schloss Pierce Millers Augen, die ihn anstarrten, als ob sie etwas fragen würden. Dieses Kind hier hat erst selbst ein Kind bekommen, dachte Pierce und zog seinen toten Partner von dem brennenden Gebäude fort.

Zweige schlugen Jack ins Gesicht. Ranken griffen nach seinen Füßen und brachten ihn zum Stolpern. Der Dschungel war mit seinen Hindernissen grausam. Jacks Beine brannten, und in seiner Kehle hatte er wegen der durch sein heftiges Schnaufen verletzten Blutgefäße den Geschmack von Kupfer. Er konnte sich die Schmerzen seines Freundes gut vorstellen, der bei jedem Schritt auf die Unterlippe biss. Immer tiefer drangen sie in den Wald hinter der Plantage ein. Die sporadischen Schüsse ließen nach, und das Tosen der Flammen übertönte den anderen Lärm. Jack hatte keine Ahnung, wohin er ging. Nur einfach weg, sagte er sich. Überleben. Sich wieder sammeln. Die beiden Männer erreichten den oberen Rand einer Böschung,

wodurch sich Jack in seinem Tempo aber nicht beeinträchtigen ließ. Als sie den Weg schon halb unten waren, stolperten sie und rutschten in eine schlammige Schlucht. Ricardo presste seinen Arm auf den Mund, um seine Schmerzensschreie zu dämpfen.

Jack lauschte auf Fußtritte, hörte aber nur das Knacken des Feuers von hinten, das die Bäume über ihnen in orangefarbenes Licht tauchte.

»Wohin laufen wir?«, keuchte Ricardo.

Jack hatte keine Antwort. Er wusste es nicht. Er dachte nicht nach – er fühlte nur. Samantha. Er musste sie finden. Plötzlich drang von unten Lärm zu ihnen herauf. Er kam von rechts, vom Ende eines anderen Wegs. Jack glaubte einen Motor zu hören; das Geräusch verbannte alles andere aus seinen Gedanken – das tosende Feuer, die Rufe von Männern auf der Plantage, Ricardos heftiges Schnaufen. Ja! Es war ein Fahrzeug.

»Hörst du das?«, fragte Jack.

Ricardo nickte.

Unter ihnen tauchte ein breiter Fluss auf. Sie rutschten den zweiten Weg hinunter. Jack stolperte und musste Ricardo loslassen. Eineinhalb Meter tief fiel er auf das üppig bewachsene Flussufer und landete auf der harten 9-mm-Glock, die ihm aus der Hand gefallen war. Jemand rief etwas auf Spanisch – nur dreißig Meter flussabwärts. Dann heulte der Motor wieder auf. Der Lärm kam zwar vom Fluss, doch schien es kein Boot zu sein.

Ein Flugzeug.

»Beeil dich«, flüsterte Jack und half Ricardo auf die Beine. Gemeinsam humpelten sie am Ufer entlang. Da war keine Zeit für Heimlichkeiten. Der Motorenlärm schien jetzt weiter weg zu sein. Jack roch das Benzin und hörte das Flugzeug, konnte es aber immer noch nicht sehen.

Der Motor wurde gedrosselt. Endlich kam das Wasserflug-

zeug mit den Pontons hinter einer großen Palme dreißig Meter flussabwärts zum Vorschein. Der Propeller blies Wasser zwischen die beiden Schwimmer, als es sich in die andere Richtung bewegte.

Ricardo stolperte. Jeder Atemzug drückte seine Qual aus. »Ich weiß nicht, ob ich weitergehen kann.«

»Du musst! Das Flugzeug ist gleich da unten.«

»Genau das meine ich.« Ricardo schaffte es zu lächeln.

»Rühr dich nicht vom Fleck.« Jack ließ Ricardo am Ufer stehen und watete ins Wasser. Das Flugzeug war ihre einzige Fluchtmöglichkeit und ihre einzige realistische Chance, Dorn zu verfolgen.

Der Pilot ließ den Motor wieder aufheulen. Das Wasser des Flusses wurde an der Oberfläche zerstäubt, das Licht des Morgengrauens fing sich darin und hinterließ im Luftstrudel einen kleinen leuchtenden Regenbogen. Jack überprüfte, in welche Richtung der Wind wehte – in dieselbe, die das Flugzeug nahm. Gott sei Dank, dachte er. Es würde wenden und zum Starten flussabwärts, also gegen den Wind fliegen.

Der Motor wurde wieder gedrosselt, und das Wasserflugzeug drehte in dem braunen Wasser. Das Morgenlicht wurde von der Scheibe des Cockpits zurückgeworfen. Jetzt erkannte Jack auch den bolivianischen Piloten, neben dem noch ein Mann saß. Er hielt sie für Drogenleute, die erkunden wollten, was auf ihrer Plantage los war. Wahrscheinlich hatten sie mehr als genug gesehen, um zu erkennen, dass es eine DEA-Razzia war.

Langsam kam das Flugzeug auf Jack zugekrochen. Er würde nur eine Chance haben. Mit aller Kraft zog er sich aus dem Gewirr aus Wurzeln am Ufer und ging weiter ins Wasser. Das Flugzeug kam näher, war nur noch zwanzig Meter entfernt. Der Pilot betätigte einige Schalter über sich, während der Kopilot den Tumult auf dem Hügel im Auge behielt. Jack müsste noch ein ganzes Stück zurücklegen, bevor das Flugzeug

beschleunigen würde. Er tauchte unter.

Der rechte Schwimmer berührte Jacks Kopf. Er griff nach der Stahlstrebe auf dem Vinylträger. Das Flugzeug beschleunigte. Die Sehnen in Jacks Arm spannten sich unter der Anstrengung. Schmerz schoss durch seine Schulter, so dass er den Griff an der Strebe lockerte. Aber er würde keine zweite Chance bekommen. Er durfte nicht loslassen. Schließlich schaffte er es, mit der zweiten Hand die Strebe zu greifen, und sein Körper glitt über die Wasseroberfläche, während der Pilot den Motor hochtrieb. Die Wasser spritzenden Propeller nahmen Jack die Sicht. Das Flugzeug traf beim Wenden auf sein eigenes Kielwasser. Jack nutzte den Augenblick, um sich auf den Ponton zu schwingen und auf gleiche Höhe mit der Tür des Kopiloten zu gelangen. Seine Hand klammerte sich um den Aluminiumgriff.

Der überraschte Bolivianer küsste den Lauf von Jacks Glock.

Jack beobachtete, wie der Kopilot an das andere Ufer des Flusses schwamm. Während er seine Waffe auf den Kopf des Piloten gerichtet hielt, gab er seine Anweisungen mit ruhiger Stimme auf Spanisch und griff nach der AK-47 auf dem Rücksitz. Diese klemmte er rechts neben sich und klopfte den Piloten auf Waffen ab. Im Vertrauen darauf, dass der Drogenschmuggler unbewaffnet war, befahl er ihm, das Flugzeug an die kleine Sandbank in der Nähe des Ufers zu lenken und dort anzuhalten.

Jack erblickte Ricardos weißes Hemd am Ufer. Er wäre gern zu seinem Freund gegangen, konnte aber den Piloten nicht allein lassen. Den Arm hoch über dem Flugzeugrumpf, winkte er Ricardo zu kommen.

Ricardo sprang ins Wasser und schwamm gegen die Strömung an, einen dünnen Streifen Blut hinter sich herziehend. Aus dem Funkgerät bellte die Stimme eines anderen Kartell-

mitglieds. Der Mann fragte nach dem Zustand der Plantage und forderte den Piloten mehrmals auf zu antworten. Der Bolivianer blickte das Funkgerät an, bis Jack mit dem Kopf schüttelte und es ausstellte.

»Beeil dich! Beeil dich!«

Ricardo versuchte noch schneller zu schwimmen, bis er endlich die Sandbank unter seinen Füßen spürte. Kurz darauf war er an Bord.

Pierce beobachtete, wie sich das Flugzeug flussabwärts drehte. Sein Partner war tot. Der Lastwagen war leer. Es gab nur drei Verdächtige – keiner von ihnen hatte sich während der Überwachung als wichtiger Mitspieler entpuppt. Das Gerät, das Virginia für eine taktische Waffe hielt, war in einem Helikopter Gott weiß wohin verschleppt worden. Er hatte seinem Land – und seinem Partner – keine Ehre gemacht. Dieser Scheißmorgen würde, wenn eins zum anderen kam, nur noch schlimmer werden. Also griff er nach seiner SIG. Er wollte wenigstens das Flugzeug aufhalten und sich ein paar Kerle schnappen.

Der Morgennebel kroch durch den Wald, der durch das blinkende Licht des Morgengrauens wie elektrisiert wirkte. Alles war wie ein Traum – oder wie ein Albtraum.

Pierce hörte die DEA-Agenten hinter sich. Auch sie hatten das Flugzeug gesehen. Er schob sich durch die Büsche, stolperte über eine Wurzel, stand wieder auf und wankte eine Böschung hinunter, von der aus er ans Ufer gelangte. Der Motor wurde hochgetrieben, das Flugzeug drehte sich in den Wind und gewann an Geschwindigkeit.

Den Schmerz in seinem Fußgelenk nicht beachtend, richtete Pierce seine Waffe mit beiden Händen aus.

Rufe drangen vom Hügel zu ihnen herunter. Jack sah ein halbes Dutzend Gestalten in grünen Westen, die vierzig Meter flussabwärts hinter den Bäumen auftauchten. Die Männer

riefen etwas auf Englisch und eröffneten das Feuer.

Kugeln trafen ins Wasser. Der Pilot fluchte. Der rechte Ponton wurde getroffen. Eine andere Kugel bohrte sich durch die Plexiglas-Windschutzscheibe und blieb neben Ricardo im Rücksitz stecken.

Auf dem Boden zusammengerollt, wartete Ricardo auf das unvermeidliche Ende. Der Motor heulte auf. Der Pilot hielt das Gas gedrückt. Das von den Propellern aufgepeitschte Wasser explodierte unter ihnen, als sie von den Agenten, denen sie sich näherten, erneut unter Beschuss genommen wurden. Das werden wir nie schaffen, dachte Jack. Das Feuer wurde mit jedem Meter, den sie näher kamen, intensiver. Kugeln trafen in die Kabine, Glassplitter flogen umher. Doch plötzlich hörte das Chaos im Cockpit wie durch ein Wunder auf.

Durch ein zerbrochenes Fenster sah Jack, wie der Boden am Ufer von Schüssen aufgepeitscht wurde. Die verwirrten Agenten suchten Deckung, während sie ihre Salven zu den Angreifern flussaufwärts sandten. Das Flugzeug hatte beinahe die Geschwindigkeit zum Abheben erreicht, als Jack den Grund der Ablenkung erkannte. Oberhalb der DEA-Agenten hatte hinter einem Felsvorsprung eine Gruppe Bolivianer das Feuer eröffnet. Der Kleinste der Angreifer hatte langes pechschwarzes Haar.

Für einen ganz kurzen Moment blieb die Person stehen und schaute zum Flugzeug. Das Flugzeug hob zwar ab, doch Jack konnte seinen Blick nicht von der Frau abwenden. Veronica! Ihre eindringlichen schwarzen Augen folgten ihm. Der Pilot stöhnte und zog den Steuerknüppel so weit zurück, wie es ging. An einer Biegung im Fluss kippte er das Flugzeug zur Seite. Das letzte Bild bohrte sich in Jacks Kopf, als ihn die Anziehungskraft der Erde in den Sitz drückte: Veronica, die ihr Automatikgewehr über dem Kopf hielt und zum Gruß auf und ab schwenkte.

Eine Wand aus Bäumen flog verschwommen an ihnen vor-

bei. Das Flugzeug kippte erneut zur Seite, als der rechte Ponton die Baumwipfel streifte. Dann, als die Flügel wieder auf einer Ebene waren, blickte Jack durch das kaputte Fenster. Der Fluss war verschwunden. Unter ihnen lag endlos der grüne Wald.

Pierce sah dem hinter den Bäumen verschwindenden Flugzeug nach, in dessen Flügeln sich die Sonne fing. Einmal drückte er noch ab, dann senkte er langsam den Lauf seiner Pistole. Gleichgültig gegenüber dem Störmanöver vom Hügelkamm, wischte er sich den Schweiß aus dem Gesicht und ließ sich auf die Knie fallen. Was würde er Millers Frau sagen?

Seine Hand roch nach Schießpulver.

Osten

Im Kriegsraum schritt Wright ununterbrochen auf und ab. In seinem Büro blieb das kleine Feldbett unberührt, das er sich besorgt hatte, um etwas schlafen zu können. Der Direktor sah immer noch wie frisch gestriegelt aus, doch der fette Glanz auf seinem Gesicht und seine müden, blutunterlaufenen Augen verrieten die lange Nacht.

Wright war in Rage – und McFadden als einer seiner obersten Gockel musste nicht erst hören, wie die Messer gewetzt wurde, um zu wissen, dass er besser seinen Mund hielt. Wright gab ausgefeilte und obszöne Flüche von sich, eine Kunst, die er während dreier Kriege sorgfältig gepflegt hatte. Schließlich zog er einen Stuhl vom Tisch weg und setzte sich erschöpft hin.

»Können wir die Waffe per Satellit aufspüren?«, fragte er den mageren Analytiker Kirby.

»Nein, Sir«, antwortete Kirby. »Unsere Satelliten müssten fast senkrecht über dem Gerät stehen, um dessen elektroma-

gnetische Wellen bei ihrer momentanen Stärke aufnehmen zu können.« Er setzte seine Brille ab. Auf beiden Seiten seiner Nase blieben zwei rote Abdrücke zurück. »Die KH-14 und Big-Bird-Satelliten wurden auf einen geopolaren Beobachtungsorbit über die Ausgrabungsstätte gesteuert, Sir. Selbst wenn wir das Ziel bei einem der anderen Transite wieder aufspüren würden, würde es mindestens vierundzwanzig Stunden dauern, um den Satelliten über der Gegend zu positionieren.«

»Scheiße.« Wright lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. »Haben die Agenten vor Ort eine Ahnung, wohin der Hubschrauber fliegen könnte?«

»Nein«, antwortete McFadden. »Er flog ostwärts, Richtung Brasilien, als sie ihn verloren.«

»Ostwärts?«

»Ja, Sir.«

»Nun, da draußen gibt es verdammt viel im Osten!« Wright hielt ein zerknülltes Papiertaschentuch in der Hand, das sich schon fast aufgelöst hatte. »Irgendeine Ahnung?«

McFadden erhob sich. »Der größte Teil von Dorns Unternehmen ist in Südafrika angesiedelt. Er würde sich nicht im Traum einfallen lassen, eine taktische Waffe in die Staaten zu bringen. Ich verwette mein Geld, dass er nach Hause will. Auf dem Seeweg. An den Flughäfen würden sie das Risiko von Zollkontrollen nicht eingehen. Und es gibt Millionen von Orten, von denen sie auslaufen könnten.«

»Alarmieren Sie den zuständigen Agenten in Kapstadt. Ich will, dass er sofort informiert wird. Was haben wir von dem Hubschrauber zu halten?«, fragte Wright.

»Ein Transporthubschrauber mit Doppelrotoren«, sagte McFadden. »Das ist alles, was wir wissen.«

»Überprüfen Sie die Registrierung. Und wie viele Doppelprops in jenem Teil der Welt rumfliegen.«

»Hoffentlich nicht viele«, meinte McFadden. »Ich werde mit

den Flughäfen, anfangen, Sir.« Er nahm seine Papiere vom Tisch. »Vorausgesetzt, die Typen haben Brasilien als Ziel.«

Es dauerte zwanzig Minuten, um den brasilianischen Luftraum zu erreichen, und weitere zweieinhalb Stunden, bis der Atlantik am Horizont auftauchte. Währenddessen säuberte Jack Ricardos Wunde und konnte sie dank eines alten Erste-Hilfe-Kastens notdürftig verbinden, nachdem er sie mit Alkohol und Wasserstoffperoxid sterilisiert hatte. Jack hatte nicht gewusst, dass Menschen so schreien konnten.

Der Hafen, vor dem laut Samantha Dorns Schiff lag, verfügte auch über einen kleinen Landestreifen.

»Sie müssen dort gelandet sein«, sagte Jack, als wollte er sich selbst davon überzeugen.

Ricardo stimmte zu. »Falls Dorn das Gerät per Schiff transportiert. Und falls er den Weg nach Südafrika einschlägt.«

Der nervöse Pilot hatte sich während des Flugs beruhigt. Jack fand heraus, dass der Mann nur gelegentlich vom Kartell beschäftigt wurde. Er wusste zwar, für wen er arbeitete – und vielleicht auch, was er transportierte –, doch er hatte auch eine Familie zu ernähren. Augustine zeigte Jack das verblasste Bild seiner Familie vor einer kleinen katholischen Kirche. Jack versicherte dem Mann, dass sie ihm kein Leid zufügen wollten. Ohne in die Details zu gehen, erklärte er auch, wie wichtig es sei, den großen Frachthubschrauber zu finden – wichtig sowohl für Jacks als auch für Augustines Familie.

Und wichtig für die Welt, dachte Jack.

Hafen

Der Flugplatz in Porto Alegre bestand aus zwei kurzen Landebahnen, auf denen auch die abenteuerlustigeren 737er landen konnten, wurde aber gewöhnlich nur von kleineren Flugzeugen angeflogen. Die Gummireifen unter den Pontons schienen froh zu sein, wieder Beton zu spüren. Das Flugzeug rollte rasch auf den Aluminiumhangar zu. Der Pilot war nur einmal auf diesem Flugplatz gewesen, erriet aber ohne Schwierigkeiten, wo sich der Hubschrauberlandeplatz befand.

Sie kamen an einigen kleinen, in verschiedenen Stadien der Demontage befindlichen Hubschraubern vorbei, doch den Sikorsky sah Jack nirgends. Rechts von der Cessna zog sich eine Reihe nach der anderen mit kleinen Flugzeugen hin, die in Parkbuchten aus Beton standen. Plötzlich aber, hinter einem großen Hangar mit gewölbtem Dach, erblickte Jack den grauen Frachthubschrauber. »Da ist er!«

Es dauerte noch einige Sekunden, bis der ganze Hubschrauber zu sehen war. Jack steckte die AK-47 in eine lange Nylontasche, die Ricardo auf dem Rücksitz gefunden hatte. Die 9-mm-Glock schob er sich in den Hosenbund. Den Piloten bat er inständig, sich nicht einzumischen oder das Kartell mit reinzuziehen.

»Keine Sorge«, beruhigte dieser ihn. »Es ist besser, wenn ich für eine Weile verschwinde.«

Jack vertraute ihm.

Jack und der humpelnde Ricardo näherten sich dem Frachthubschrauber von der Seite.

Er stand auf einem großen Landeplatz aus Beton, der mit einem gelben, eingekreisten X markiert war. Die hintere Ladetür war noch verschlossen. Im Innern wurde geflüstert. Jack ließ seinen Blick kurz über die Gegend schweifen, sah

aber nichts außer Hangars und vereinzelt einen Tankwagen. Nach einem kurzen Blick auf Ricardo zog Jack leise den Reißverschluss der Sporttasche auf. Ricardo nahm die Tasche an sich, ließ die Waffe aber drin und postierte sich in einem toten Winkel des Hubschraubers gleich seitlich der Laderampe. Er sollte sicherstellen, dass Jack, der mit gezogener Waffe und auf Zehenspitzen die Rampe hinaufschlich, von niemandem überrascht wurde.

Der Pilot lag unter einer Schalttafel in der vorderen Kabine des Hubschraubers. Er trug einen grünen Fliegeranzug und eine schwarze Mütze, doch die beiden abgenutzten Plastiksitze verdeckten den größten Teil seines Körpers. Er pfiff, leider ziemlich falsch, das bekannte brasilianische Lied »The Girl from Ipanema.« Jack hielt ihn allerdings nicht für einen Brasilianer, da unter seiner Baseballmütze rote Haare hervorschauten. Jack überflog den Rumpf des Hubschraubers. Da waren nur ein paar vereinzelte Kisten. In einem großen Stahlkasten, offen und auf die Seite gekippt, befanden sich bloß einige Bonbonpapiere und leere Cola-Flaschen.

Jack ging an einem Haufen mit Ladenetzen vorbei. Ansonsten war der Rumpf fast leer. Dorn hatte das Gerät schon längst ausgeladen.

Jacks Puls hämmerte. Er war nicht einmal sicher, ob die Pistole, die er in der Hand hielt, auch losgehen würde. Sie war gesichert. Ein lautloser Seufzer drang über seine Lippen, als er über die Folgen nachdachte. Dann entsicherte er die Waffe und ging weiter.

Bis auf einen Meter trat Jack an den Mann heran, bevor dieser ihn bemerkte – wahrscheinlich wegen des vibrierenden Bodens. Der Mann unter der tragbaren Werkstattlampe, die vom Sitz herabhing, richtete sich auf. »He, wer bist du?«, fragte er mit breitem südafrikanischem Akzent.

Jack richtete die Pistole auf den Kopf des Pistolen. »Nicht

das Mädchen aus Ipanema.«

Mit voller Kraft voraus auf 38 Grad SSO würde das Frachtschiff die nächsten dreizehn Stunden mit der See zu kämpfen haben. Ein tropisches Tief, tausendsiebenhundert Seemeilen entfernt vor der Küste Westafrikas entstanden, hatte dem Ozean heftige Winde beschert, bevor es sich über dem mittleren Atlantik aufgelöst hatte. Dem wolkenlosen Himmel widersprechend, schlugen drei Meter hohe Wellen gegen den Bug des Frachters und ließen ihn auf den Schaumkronen emporsteigen, bevor er wieder in die Tiefe knallte.

Dorn stand am Bug und hielt sich an einem Stahlgeländerfest, das bis unters Deck reichte. Er verfluchte die endlosen Wellen, die das Schiff durchschüttelten. Der Kasten mit dem Fusionsreaktor stand auf der flachen Stahlfläche am Bug unter einer Plane und war an beiden Seiten des Schiffs angebunden. Dorn wollte das Gerät unter Deck im Laderaum haben, musste aber warten, bis der Kapitän die hundert Tonnen Rohzucker ausgeladen hatte. Und nur weil Dorn so schnell wie möglich internationales Gewässer erreichen wollte, hatte er nicht darauf bestanden, dass der Kapitän bereits im Hafen mit dem Entladen begann.

»Mir ist es egal, was Sie damit machen«, schrie Dorn. »Schaffen Sie den Zucker aus dem Laderaum. Den ganzen!«

Der Kapitän nickte. »Wir setzen die Kräne ein, sobald sich die See beruhigt hat.«

»Nein«, widersprach Dorn. »Sie machen das sofort. Ich will, dass die Kiste sicher unter Deck gebracht wird!«

Widerwillig ließ der Kapitän zwei Männer der Besatzung kommen.

In der Kombüse erwachte Samantha mit dickem Kopf. Ihr war schlecht, sie fühlte sich wie unter Drogen.

Einer ihrer Arme war an das Unterteil einer langen, einge-

bauten Bank gefesselt, aber ansonsten konnte sie sich frei bewegen. Sie sah sich um. Holzboden. Ein Holztisch. Zwei kleine Bullaugen vor einem Bollwerk aus Stahl und Nieten. Weil alles so schwankte, war ihr sofort klar, dass sie sich auf einem Schiff befand. Auf Dorns Schiff. Die Überprüfung der Gesundheitsbehörde, die über dem Herd hingen, trug den Namen seines Schiffsunternehmens. Ihren gefesselten Arm so weit ausstreckend wie möglich, stand sie auf und ging zur Tür, durch dessen Fenster sie das Schiff der Länge nach überblicken konnte. Dorn inspizierte mit einem anderen Mann etwas – vielleicht den Fusionsreaktor – unter einer großen Plastikplane, das fest an die Reling zu beiden Seiten angebunden war.

Was war mit Jack passiert? Er war in dem Moment fortgegangen, um nach dem Gasgenerator zu sehen, als Dorns Männer das Lager betreten hatten. Wo steckte er? Lebte er noch? Diese Gedanken verstärken die Übelkeit, die ihr durch den Sturm und das durch ihre Adern pulsierende Zeug ohnehin schon zu schaffen machte. Verzweifelt versuchte sie sich von den Fesseln zu befreien – sie würde es nicht ertragen, Jack zu verlieren.

Zum ersten Mal in ihrem Leben fühlte sich Samantha vollkommen hilflos.

Pendel

Selbst bei vorgehaltener Waffe schwor der Pilot, dass er fast keinen Treibstoff mehr habe.

Jack befahl ihm, die Rotoren anzuwerfen, und kontrollierte selbst die Anzeige, bevor er ihn den Betankungsdienst rufen ließ. Dadurch fielen sie um weitere zwanzig Minuten hinter Dorns Schiff zurück. Sobald sie in der Luft wären, würden sie

den Abstand schnell verringern, aber es würde schwierig werden, das Schiff in der endlosen Weite des Ozeans zu finden. Während der Wartezeit überprüfte Jack noch einmal die Ladefläche und entwickelte einen Plan. Als die dicken Rotorblätter den Hubschrauber schließlich vom Flugfeld hoben, waren die ersten Stufen dieses Plans bereits eingeleitet worden.

Ricardo saß auf dem Platz des Kopiloten und verfolgte über Kopfhörer den Funkverkehr. Er stellte sicher, dass der Pilot sich nicht entschloss, das Schiff über Funk zu rufen. Die AK47, die Ricardo in Reichweite hatte, würde die Kooperationsbereitschaft des Piloten garantieren. Die Reservefliegerkombination, die sich Ricardo übergestreift hatte, saß viel zu eng. Der fast unnachgiebige Stoff der grünen Fliegeruniform hatte eine hitzige Debatte mit Ricardos korpulentem Bauch geführt, bevor dieser schließlich nachgeben musste.

Der Pilot versicherte Jack, dass kein Funkkontakt aufgenommen werden würde. Dorn hatte strikte Funkstille befohlen. »Ich weiß nicht einmal, ob er mich überhaupt landen lassen wird.«

»Wie soll er uns aufhalten?«, fragte Jack.

Er saß rückwärts direkt hinter dem Piloten auf einer heruntergeklappten Bank, von der aus man auf das Innere des Hubschraubers blickte. Er drehte seinen Kopf zu Ricardo. Der schaute krank aus, hatte sich aber trotz seines Blutverlusts geweigert, am Flughafen zu bleiben. Jack war besorgt. Immerhin war Ricardo einverstanden, zurückzufliegen und Hilfe zu holen, sobald Jack auf dem Schiff war. Dort wäre er, was er einsah, nur im Weg.

Ricardo entdeckte am Sessel des Kopiloten einen schwarzen Kasten in einem Beutel. Es war das Ortungsgerät der Expedition. Dasselbe, das er benutzt hatte, um den Fusionsreaktor zu überwachen.

»Damit muss Dorn uns gefunden haben«, sagte Ricardo und untersuchte das Gerät.

»Könnte es uns jetzt helfen, seine Spur aufzunehmen?«, fragte Jack.

Ricardo schüttelte den Kopf. »Wir müssten im Umkreis von weniger als einer Meile sein, bevor wir irgendetwas messen könnten. Und es gibt bestimmt eine Million verschiedene Sachen, die das Signal stören.«

»Zum Beispiel?«

»Die Rotoren des Hubschraubers machen die Angelegenheit ziemlich kompliziert. Wir werden das Schiff wahrscheinlich sehen, lange bevor das Ding hier den Fusionsreaktor aufspürt – aber ein Versuch kann nicht schaden.«

Der Bug der *Cape Indigo* fiel in das nächste Wellental.

»Passt auf dieses Seil auf!«, schrie der Kapitän.

Die Hälfte seiner acht Mann starken Besatzung mühte sich dabei ab, die große Holzkiste unter Deck zu schaffen. Insgeheim verfluchte der Kapitän Dorn. Bei diesem Seegang die Kiste zu bewegen, gefährdete nicht nur seine Leute, sondern auch das verdammte Gerät, das Dorn unbedingt schützen wollte. Die verlorene Ladung Zucker würde Dorn ein kleines Vermögen kosten – aber schlimmer noch, der Kapitän stellte sich bereits vor, wie viel Aufträge er bei den Zwischenhändlern in Kapstadt verlieren würde.

»Langsam!«, schrie der Kapitän, während der Ladebaum einen Haken über dem Ladenetz absenkte. Sie brauchten viel länger als sonst, um die Haltegurte des Netzes an dem Haken zu befestigen, weil dieser durch die Dünung gefährlich hin und her schwang. Schließlich kletterte ein Besatzungsmitglied auf die Kiste und befestigte die Ladeschlaufen mit der Hand am Haken. Der Kapitän wusste, dass sie Probleme hatten, noch bevor die Kiste auch nur einen Fußbreit vom Deck abgehoben hatte. Sie schwang heftig unter dem Hebepunkt des Ladebaums hin und her. Der Pendeleffekt wurde immer stärker, als die Kiste den Rhythmus der Dünung aufnahm. Bevor der Kapitän

dem Mann an der Winsch noch etwas zurufen konnte, war die Last bereits zweimal in den Unterbau des Ladebaums gekracht.

»Lass sie runter! Runter damit!«, befahl der Kapitän.

Die Gurte in der Kiste, die für die senkrechte Lage des Geräts in dem Container sorgten, hielten noch. Der unterste Gurt jedoch begann seinen Halt an der Basis der Maschine zu verlieren und nach oben zu rutschen.

Die Kiste donnerte aufs Deck, kaum einen Meter von ihrer Ausgangsposition entfernt.

Während seine Männer die Kiste wieder auf dem Schiffsdeck sicherten und den Holzkasten mit einer schweren Plane bedeckten, wandte sich der Kapitän an Dorn. Seine Hände zitterten noch vor Wut. Warum war es reichen Leuten nicht möglich, dem Urteil anderer Menschen zu trauen?

»Es ist jetzt zu schwierig«, erklärte der Kapitän. »Wie ich gesagt habe.«

»Wann können Sie sie unter Deck bringen?«, fragte Dorn.

»In ein paar Stunden. Wir passieren gerade die Schlussausläufer des Sturms.«

»Schön«, erwiderte Dorn irritiert. »Aber ich will die Kiste auf Deck doppelt gesichert haben. Dies ist ein unglaublich wichtiges Maschinenteil. Verstehen Sie?«

»Ja«, antwortete der Kapitän. »Ich verstehe.«

Unter der schwarzen Plane und verborgen in der Holzkiste schien sich der Fusionsgenerator plötzlich seiner eigenen Bedeutung bewusst zu werden. Das vordere Schaltbrett kam blinkend zum Leben und foppte die Dunkelheit mit flackernd bunter Beleuchtung. Kleine Warnleuchten schalteten sich ein, die außen von niemandem bemerkt wurden.

Der Ozean breitete sich bis in die Unendlichkeit aus. Der Vormittagsdunst begrenzte die Sichtweite auf weniger als zehn Meilen. Seit vierzig Minuten beobachtete Jack sorgfältig die blaue Weite unter dem Hubschrauber, hatte aber bisher nichts

gefunden. Er hatte sich gerade für Plan B entschieden, als Ricardo wie vom Blitz getroffen auf dem Kopilotensessel hochschoss. Seine Augen hingen gebannt an dem Ortungsgerät vor sich. »Jack!«

Jack löste seinen Schultergurt und rutschte hinter die Kontrollanzeige für die Drosselklappen neben Ricardo. In seiner Kehle bildete sich ein Kloß. »Passiert was?«

»Mehr als das«, antwortete Ricardo. Er hielt das Ortungsgerät hoch. Hellblaue Wellen wogten wild auf dem Schirm. Das Signal wurde stärker, als Ricardo den Detektor nach Süden richtete.

»Wir haben sie!«

»Wo?«, fragte Jack.

»Genau südlich von hier«, sagte Ricardo. »Das sind die guten Neuigkeiten.«

»Und was sind die schlechten?«

Ricardo schüttelte den Sensor in seinen Händen. Er quiekte. »Die Messergebnisse sind höher als alle anderen, die ich bisher gesehen habe. Hundertmal höher als beim Starten des Geräts.«

Jack schwieg einen Moment. »Was bedeutet das genau?«

»Ich denke, es lädt sich auf«, sagte Ricardo.

»Lädt sich auf?«

Die beiden Männer blickten sich an.

Jack richtete die Pistole auf den Piloten. »Flieg dem Signal hinterher. Los!«

Kirby rannte in das Kriegszimmer. »Wir haben es gefunden, Sir!«

McFadden, der halb eingeschlafen in einem Sessel vor der Beobachtungsstation saß, schnellte vor und rieb sich die Augen.

»Wo ist es?«, wollte Wright wissen und setzte seine Brille auf.

»Zweiundvierzig Meilen vor der brasilianischen Küste«,

antwortete Kirby, der noch von seinem Spurt zitterte.

»Verlieren Sie das Signal nicht«, sagte Wright. »Flugzeug? Schiff?«

»Schiff, Sir.«

»Haben wir Bilder?«

»In ein paar Minuten passiert es ein KH-12 nur wenige Meilen entfernt«, antwortete Kirby. »Wir bereiten die Aufnahmen bereits vor.«

Wright erhob sich. »Ich will eine Aufstellung unserer taktischen Möglichkeiten im Umkreis von tausend Meilen um das Schiff. Versetzen Sie alle Einheiten in Alarmbereitschaft.«

Kirby nickte und verließ den Raum.

Der Direktor drehte sich um. »Sie hatten Recht, John.«

McFadden grinste. Der Auftrag wird mich zu was machen, dachte er. »Ich glaube, wir haben eine Flugzeugträgergruppe in der Nähe von Argentinien, Sir. Ich werde Admiral Lilly benachrichtigen.«

»Gut«, sagte Wright. »Sie sollen sich gefechtsbereit machen.«

Der Helikopter war bis auf zweihundert Meter an das Schiff herangekommen, bevor der Empfänger in Ricardos Kopfhörer knatterte.

»Sie wollen wissen, was der Hubschrauber hier draußen verloren hat«, sagte Ricardo.

Jack winkte dem Piloten zu. »Sag ihnen, in ihrer Eile hätten sie eine Aluminiumkiste vergessen, und du wärst hier, um sie ihnen zu bringen. Du wolltest die Funkstille nicht brechen. Mach es überzeugend«, sagte Jack. »Wenn nicht, gehen wir trotzdem runter.«

Der Pilot zögerte, doch dann wiederholte er die Nachricht über die Helmsprechanlage. Nach einer unglaublich langen Wartezeit fing Ricardo schließlich Jacks Blick auf.

»Wir haben die Landegenehmigung«, sagte Ricardo.

»Jetzt gilt's.« Jack klopfte Ricardo auf die Schulter. »Versprich mir etwas.«

»Alles.«

»Kümmer dich zunächst um dich selbst«, sagte Jack, »und mach dir dann erst Sorgen um uns.«

Ricardo bewegte peinlich berührt seinen Fuß. »Da ist nichts, was eine Transfusion mit feurigem Latinoblut nicht heilen könnte.«

»Ich meine, was ich sage.«

»Ich weiß.«

Jack ging zurück in den Frachtraum, um die leere Kiste vorzubereiten.

Jack konnte in der Schwärze nichts sehen.

Durch seine feuchte Hand wurde der Griff der Pistole ganz glitschig. Er trocknete sie am Hemd ab und legte sie wieder fest um die 9-mm-Waffe. Versteckt in dem Aluminiumkasten, vermochte er sich nur vorzustellen, wie der Hubschrauber dem Helikopterlandefeld des Frachters entgegensank. Seine Gefühle hatte er ausgeblendet, bis der Hubschrauber hart auf dem geneigten Schiffsdeck aufsetzte. Sein Herz hämmerte im Gleichklang mit den pochenden Rotorblättern, die wie gigantische Schneebesen über ihm durch die Luft schlugen.

Seine linke Schulter wurde gegen die Wand der Kiste gepresst. Irgendjemand ließ sie durch die Ladebucht rutschen. Um eine Bewegung seines Körpers zu verhindern, drückte Jack seine Arme und Beine wie ein Bergsteiger in einer Spalte gegen die Seitenwände des Containers. Er betete, dass Dorns Männer nicht zu viel Zeit mit dem Piloten vertrödelten, und Ricardo nicht trotz seiner Pilotenbrille, dem Fliegerhelm und seiner grünen Fliegermontur erkannten. Er betete, dass er es schaffte Samantha noch lebend zu finden, um mit ihr gemeinsam den Fusionsreaktor zu suchen, bevor man ihn Gott weiß wohin brachte.

Die Kiste wurde angehoben und fiel dann runter.

Der Aufprall presste Jack die Luft aus dem Zwerchfell. Er kämpfte gegen die Panik an – zu seiner Unfähigkeit zu atmen kam die Enge und Dunkelheit. Ruhig. Ruhig. Warte einfach. Du wirst gleich wieder atmen, sagte er sich. Aber seine Lungen weigerten sich, einzuatmen. Sein Verstand, der jetzt hätte rasiermesserscharf sein müssen, versank im Nebel.

»Die ist höllisch schwer«, hörte er eine Stimme stöhnen.

Atme, verdammt, atme.

Kurz darauf wurde einer der Schnappriegel an der Kiste geöffnet. Nicht jetzt, dachte er. Nicht, wenn ich keine Luft bekomme. Das Geräusch des Hubschraubers verschwand in der Ferne. Jack zwang sich zu einem schnellen Atemzug, bevor er das Schnappen des zweiten Riegels hörte. Sein Magen schien sich zu verknoten.

Dann hob sich der Deckel.

Picasso

Schweigend starrte Wright auf das vom Projektor an die Wand geworfene Bild.

Im Kriegsraum befanden sich doppelt so viele Agenten wie gewöhnlich, doch eine unangenehme Stille hatte sich breit gemacht. Das Farbfoto glich einem futuristischen Picasso. Von einem sich in der Nähe befindenden Satelliten aufgenommen, zeigte es die Position des Schiffs auf See innerhalb eines Felds aus elektromagnetischen Wellen. Das Meer war dunkelblau, beinahe schwarz. Die Küste von Brasilien war in Gelb dargestellt, die Flüsse in Hellbau. Was Wright Sorgen bereitete, war das verschwommene Grün, das einen kleinen Bereich im Meer umgab.

»Was Sie hier sehen, ist das gesamte elektromagnetische Spektrum in der Gegend«, erklärte Kirby und wischte sich mit einem Papiertaschentuch über die Stirn. »Grün zeigt die elektromagnetische Störung. Sie nimmt einen ziemlich großen Bereich um das Schiff herum ein.«

»Gibt es auch Bilder vom Schiff?«, fragte Wright.

McFadden öffnete einen Ordner mit den neuesten Satellitenfotos.

»Unser KH-12 stand vor zwanzig Minuten fast senkrecht drüber.«

Wright nahm das digital vergrößerte Schwarzweißbild des Hochseefrachters in die Hand. Ein paar Arbeiter waren als winzige Figuren zu erkennen, und am Bug wurde etwas von einer Plane verdeckt.

»Am Bug des Schiffs haben wir die stärksten elektromagnetischen Wellen gemessen«, sagte Kirby mit Blick über McFaddens Schulter.

»Lädt sich das Ding immer noch auf?«, fragte Wright.

»Ja, Sir.« McFadden machte eine Pause. »Exponenziell, Sir.«

Kirby deutete auf eine Gruppe von Analytikern in weißen Kitteln, die sich zwischen den nischenartig zusammengestellten Telekommunikationsgeräten drängten. Sie wirkten ziemlich nervös, während sie Wright über die letzten elektromagnetischen Messungen unterrichteten.

»Laut unserer Experten scheint es die kritische Masse zu erreichen«, erklärte Kirby.

Wright legte die Fotos auf den Tisch zurück. »Kritische Masse?«

»Der Punkt, an dem eine Kernfusion als Kettenreaktion möglich wird«, sagte McFadden.

»Das weiß ich«, erwiderte Wright verärgert. »Unsere Wasserstoffbomben werden durch Kernspaltung gezündet, damit sich genug Hitze für die Kernverschmelzung bildet.« Er ging ein paar Schritte auf und ab. »Wenn es eine taktische Waffe ist,

etwas, das wir noch nie zuvor gesehen haben«, fuhr Wright fort, »was passiert dann, wenn es diese kritische Masse erreicht?«

»Wir haben bereits ein paar Programme ablaufen lassen«, antwortete Kirby, »und einige Postulate aufgestellt. Wenn das, was wir dort registrieren, eine Waffe auf der Basis einer Kernverschmelzung ist, hätte es beim Erreichen der kritischen Masse die Kraft einer zweitausendzweihundert Kilotonnen großen Wasserstoffbombe.«

Das Licht des Diaprojektors wurde schwächer. Ein anderes Satellitenbild mit dem Atlantik und der südamerikanischen Küste erschien auf dem Bildschirm. Ein grünes Dreieck mit Koordinaten markierte die Position des Schiffs. Schwächere Dreiecke zeigten die zurückgelegte Route.

Wright setzte die Brille ab und wischte sich mit dem Ärmel über die Stirn. Er erinnerte sich daran, was die Zwanzigtausend-Tonnen-Atombombe in Japan angerichtet hatte, und er wusste, was eine Hundert-Kilotonnen-Bombe wie diejenige, die die Russen im Weltraum getestet hatten, mit dem District of Columbia und den drei sie umgebenden Staaten anzurichten in der Lage wäre.

»Sir, wir können Ihnen ungefähr sagen, welche Region betroffen ist.«

Wright nickte.

Kirby sprach mit einem der Analytiker, der daraufhin auf dem Zentralrechner ein paar Befehle eintippte. Das Licht verdunkelte sich abermals. Durch das folgende Bild wurde der ganze Raum in rotes Licht getaucht, als wäre der unterirdische Bunker zur Dunkelkammer in einem Fotolabor geworden.

Es wurde still.

Alle zweiunddreißig Anwesenden unterbrachen ihre Arbeit und blickten auf das Bild. Rote konzentrische Kreise gingen von dem hellgrünen Fleck aus, der das Schiff darstellte. Der

äußerste Kreis bedeckte den größten Teil Brasiliens.

Wright musste sich räuspern. »Mein Gott …«

»Diese Ringe sind die Schockzone, Sir. Die Kraft im Epizentrum wird wohl am stärksten sein und die Energie in die nachfolgenden Zonen weitergeben. Dies hier sind die Zahlen, wenn das Gerät zweiundvierzig Seemeilen vor der Küste Brasiliens detoniert. Die anfängliche Schockwelle wird das Festland überziehen. Wir vermuten, dass sechzig Prozent des Regenwalds betroffen sein werden. Mögliche Opfer …« Kirbys Stimme schlug über. »Verzeihung. Nun, in den beiden wichtigsten Küstenstädten – in São Paulo und Rio. Und dann in der Hauptstadt Brasilia.«

»Diese Städte haben eine Gesamtbevölkerung von mehr als achtzehn Millionen«, sagte Wright. »Was zum Teufel reden Sie da?«

»Da wir mit dem betreffenden Gerät, das die Strahlung aussendet, nicht vertraut sind, haben wir das Szenario etwas konservativ ablaufen lassen – unter der Annahme, dass es in diesen Städten Überlebende gibt.«

»Unter der Annahme?«

»Kurzfristig vier bis sechs Millionen Opfer. Mittelfristig – vielleicht noch mal so viele.«

Zum ersten Mal in den zwei Jahren als Direktor für operative Angelegenheiten bemerkte er das Gebläse der Klimaanlage. Ein Blatt Papier flatterte auf dem Tisch. Das einzige andere Geräusch stammte von der Kühlung des Projektors.

»Langfristig hätte die Explosion selbstverständlich globale Auswirkungen, Sir.«

Wright zitterte kaum wahrnehmbar, doch McFadden bemerkte es. Im rückwärtigen Büro sprach ein Assistent an einem roten Telefon, das über ein Kabel mit der Mittelkonsole des Schreibtischs verbunden war.

»Der Präsident ist am Apparat, Sir«, sagte der Mann.

Wright räusperte sich und ging ins Büro.

Entscheidung

Das Tageslicht blendete Jack.

Er bekam keine Luft und vermochte nichts zu sehen, konnte aber auch nicht abwarten. Noch bevor sich der Deckel ganz gehoben hatte, feuerte er sechs Kugeln aus seiner Glock ab. Zwei Männer fielen um.

In der nächsten Sekunde war Jack aus der Kiste gesprungen und kniete auf dem Deck. Er blinzelte und atmete stoßweise, während er die Pistole hin und her schwenkte und darauf achtete, ob sich was bewegte. Vor ihm lag Baines und starrte ihn mit offenen Augen an. Aus dem münzgroßen Loch in seinem Oberkörper sickerte Blut. Jack kickte die Automatik neben ihm fort.

Den anderen Mann fand er, indem er dessen Blutspur folgte. Er lag mit einer Bauchwunde bewusstlos hinter den Aluminiumkisten mit den Außerirdischen und dem wertvollen Fossil aus Mali. Jack erkannte den Kerl als einen von Dorns Nachschubleuten aus Bolivien. Er schnappte sich die M-5 Automatik und rannte quer über das von den Motoren vibrierende Deck zu den Aufbauten am Heck.

Er musste Samantha finden!

Wright trat mit ausdruckslosem Gesicht aus dem rückwärtigen Büro. Zehn Minuten hatte er mit dem Präsidenten telefoniert.

McFadden wusste, dass Wright das mysteriöse Gerät ursprünglich in Gewahrsam nehmen und herausfinden wollte, welche Waffe genau Dorn in seinen Händen hatte. Aber das war, bevor das Gerät angefangen hatte sich aufzuladen, bevor die Worte »kritische Masse« ins Spiel gekommen waren. McFadden konnte, noch ehe der Direktor sprach, an dessen Augen ablesen, dass sich die Dinge geändert hatten und dass der Direktor überhaupt nichts von dem bekommen würde, was

auf dem Schiff war.

Wright blickte zum Bild an der Wand, bevor er sich an McFadden wandte. »Es geht los«, sagte er. »Eliminiert das Gerät. Sofort.«

McFadden zögerte. Schließlich griff er, als in dem Raum wieder geschäftiges Treiben herrschte, zu einem blauen Telefonhörer und bat, zu Admiral Lilly durchgestellt zu werden.

Atlantik

An Bord des Flugzeugträgers USS *Carl Vinson* lauschten die Piloten und Navigatoren einer halben F-14-Tomcat-Staffel nach zwei Tagen Landgang in Buenos Aires dem verantwortlichen Commander im Besprechungsraum. Vier General-Electrics-Nuklearturbinen brachten die Stahlwände zum Vibrieren. Die mobilen Reaktoren trieben den Flugzeugträger mit kräftigen vierundzwanzig Knoten voran – sechs weniger als die Höchstgeschwindigkeit. Die CVN 70 hatte das schlammige, verdreckte Gewässer rund um das Mar Del Plata hinter sich gelassen und befand sich nun auf dem offenen Atlantik.

Für über fünftausend Männer und Frauen war die *Carl Vinson* monatelang ihr Zuhause – weswegen ein Landurlaub sowohl die Seeleute als auch die Piloten bei Laune hielt. Doch die beiden unbekümmerten Tage in Buenos Aires schienen im Vergleich zur Erregung, die Lieutenant Dekansky nun verspürte, geradezu wie im Koma vergangen zu sein. Dekansky kippte lauwarmen Kaffee runter und machte sich Notizen. Die aktuelle Position des Flugzeugträgers liege, wie der Commander sagte, dreihundertzweiundvierzig Seemeilen südwestlich vom Ziel, einem zivilen Frachtschiff, das eine taktische Waffe schmuggle.

Dekanskys Herz raste, als er erfuhr, dass sie weit schwerere Munition mitnehmen sollten als gewöhnlich – MARK 83, die lasergesteuerten Bomben. Unter Deck wurden die Flugzeuge bereits mit den Waffen bestückt. Die Mission stand unter höchster Geheimhaltung – Fragen der nationalen Sicherheit waren mit im Spiel –, und das Ziel sollte vollkommen neutralisiert werden. Dekansky würde nach seiner Rückkehr nicht einmal seinen Kameraden auf dem Schiff davon erzählen dürfen, geschweige denn seiner Frau. Der verantwortliche Commander gab fünf Piloten den Startbefehl. Lieutenant Dekansky und Lieutenant Hinkel sollten die beiden Ersten sein. Zwei andere F-14 würden unmittelbar darauf folgen, und eine fünfte Maschine sollte sich auf dem dreihundert Meter langen Deck in Bereitschaft halten.

Dekanskys Kehle war staubtrocken. Kurz ging ihm das Szenario durch den Kopf, sollte er nicht zurückkommen. Seiner Familie würde man sagen, sein Flugzeug sei bei einer Routineübung abgestürzt. Und plötzlich hatte Dekansky Angst, dass sein ungeborener Sohn vielleicht mit dem Gedanken aufwachsen könnte, sein Vater sei ein Versager gewesen.

Der Commander endete seinen Vortrag damit, dass er den Piloten viel Glück wünschte.

Die Sitzung hatte drei Minuten gedauert. Es gab keine Fragen.

»Dann lassen Sie uns die Sache über die Bühne bringen, Gentlemen.«

Die USS *Vicksburg* durchschnitt die hohen Wellen mit Leichtigkeit. Der Lenkwaffenkreuzer der *Ticonderoga*-Klasse unterstützte die Flugzeugträger, die vor Lateinamerika Bereitschaft hatten. Die vier Turbinen erzeugten achtundsechzigtausend PS und jagten das schnittige Schiff durch den rauen Atlantik. Die Mannschaft bereitete den Kreuzer auf den Abschuss der Rakete vor. Die Koordinaten des Ziels waren

festgelegt, und der Kapitän ließ die Stabilisatoren, die den schwimmenden Raketensilo im Gleichgewicht halten würden, in Position bringen. Am Bug des Schiffs öffneten sich die Klappen. Eins der Abschussrohre war mit einer nichtnuklearen GDC Tomahawk bestückt worden, die, bei einem Gewicht von vierhundertvierundfünfzig Kilo und ausgestattet mit der neuesten SLAM-Technik, eine Reichweite von zweihundertfünfzig Seemeilen hatte. Die Offiziere und Männer der *Vicksburg* setzten in die Realität um, was sie hunderte Male geübt hatten.

»Vierundzwanzig Romeo eins. Alle Systeme klar.«

»Munition scharf.«

»Trägheitssteuerung in Betrieb.«

»Stand by.«

Die Sirenen auf dem Schiff heulten los.

Der Kapitän gab den Befehl zum Abschuss.

In der rechteckigen Abschussvorrichtung tauchte aus einer Rauchwolke eine Rakete auf. Sie verharrte für den Bruchteil einer Sekunde, an vier Seiten spreizten sich die Führungsflossen, und die Rakete bewegte sich im rechten Winkel nach oben, bis sie ihre Flughöhe von dreißig Metern erreicht hatte. Als sich die Spitze wieder senkte, wurde der Dampfstreifen gleichmäßiger, und die Rakete schoss über das Meer Richtung Mach .07.

Der leuchtend weiße Rauch, den die Tomahawk zurückgelassen hatte, gab vor dem Nachmittagshimmel ein herrliches Bild ab. Der Abschuss war problemlos verlaufen. Die dreihundert – achtundfünfzig Männer an Bord jubelten und fielen sich in die Arme.

Niemand wusste genau, warum sie geschossen hatten.

Kombüse

Nichts davon bemerkend, was auf dem Hubschrauberlandeplatz des Frachters vor sich ging, redete Dorn in der Kombüse auf Samantha ein, doch nichts, was er sagte, milderte die Wut in ihren Augen. Er versuchte zu erklären, dass die Zerstörung der unterirdischen Anlage zu jedermanns Gunsten gewesen sei. Er habe nicht geplant gehabt, dass jemand zu Schaden komme, doch die Dinge seien einfach aus dem Ruder gelaufen.

»Ich sorge mich wirklich um dich«, versicherte Dorn. »Das habe ich immer getan.«

»O ja! Deswegen hast du mich zurückgelassen, damit ich mit den anderen sterbe! Du hast den Verstand verloren. Dir ist alles egal. Alles außer dem Gerät.«

Samantha riss an den Fesseln, mit denen sie an die Bank gebunden war. Rote Striemen waren auf ihrem Arm zu sehen. Wenn sie sich etwas ausgeruht hatte, wollte Dorn weiter versuchen sie zu überzeugen.

»Ich werde dir jemanden herschicken, der dir noch etwas Thorazin gibt«, meinte Dorn. »Du wirst dir sonst nur selbst wehtun.«

Er öffnete die Kombüsentür und trat auf das Seitendeck. Ein salziger Nebel von den hochspritzenden Wellen legte sich auf sein Gesicht. Samantha hatte ziemlich deutlich gemacht, dass es sinnlos war, sie davon zu überzeugen, dass die Geheimhaltung des Geräts nur Vorteile bringen würde.

Schon der bloße Gedanke, dass Samantha das Ende der Reise nicht erleben würde, setzte ihm zu.

Dorn wusste, dass die gleiche Sturheit, die er einst an ihr so anziehend gefunden hatte, der Auslöser für etwas war, worüber er im Moment lieber nicht nachdachte. Notfalls würde er es schmerzlos hinter sich bringen – irgendwo mitten auf dem Atlantik, wo das Meer sich ihrer Leiche annehmen konnte.

Dorn machte sich auf den Weg zu seiner Kabine. Er brauchte einen Scotch – Selbstzweifel war ein Gefühl, mit dem er nicht vertraut war. Es hinterließ einen furchtbaren Geschmack in seinem Mund.

Auf halbem Weg zum Eingang der Offizierskajüte bemerkte Dorn den Tumult auf dem unteren Deck. Über die Reling gebeugt, sah er zwei kämpfende Männer. Seine Augen weiteten sich. Vor Wut und Panik zitterten seine Hände, die das Geländer umklammerten – einer der Männer schaute wie Jack Austin aus.

Jack

Die Hände des Matrosen hielten ihn wie in einem Schraubstock. Jack konnte sich von dem wuchtigen Kerl, der ihn immer wieder gegen die Reling rammte, nicht losmachen. Seine Rippen taten weh, und beim dritten Aufprall flog seine Waffe über die Reling und verschwand im Meer. Die Stoppeln eines Drei-Tage-Barts rieben seitlich über sein Gesicht, als der Matrose versuchte, Jack zu Boden zu zwingen. Der Lauf der Automatikwaffe, die immer noch über Jacks Schulter hing, drückte gegen seine Wirbelsäule. Er kam an die Waffe nicht ran.

Jack stieß den Mann fort und schaffte es, ein paar Meter auf dem Deck hinunterzukriechen, das zur Seite kippte und ihm noch mehr Orientierung nahm. Der Matrose jagte ihm hinterher wie ein Fußballer beim Angriff. Jack bereitete sich auf den Zusammenprall vor. Das Deck neigte sich in seine Richtung, und wieder spürte er die Reling in seinem Rücken. Plötzlich kam ihm ein physikalisches Prinzip in den Sinn, das er in der Schule gelernt hatte: Körper in Bewegung neigen dazu, in

Bewegung zu bleiben. Mit der Grazie eines Matadors griff Jack nach dem Hemd des Matrosen und lenkte diesen in Richtung des Geländers. Sein Körper streifte nur leicht darüber, sein Brüllen begleitete ihn vom Deck hinab in den Rumpf des Schiffs.

Samantha zerrte an der Armfessel, die ihr die Haut abschürfte. Sie konnte es nicht zulassen, dass sie ein Beruhigungsmittel erhielt. Sie musste etwas unternehmen. Neben dem Spülbecken entdeckte sie ein Tranchiermesser, das ihr bei jeder Bewegung des Schiffs entgegenblitzte. Vielleicht könnte sie es mit einem Schlag von der Ablage auf den Boden befördern, damit es dort zu ihr rutschte. Mit ausgestreckten Armen ließ sie sich auf den Holzboden fallen. Sie hatte das Gefühl, ihr gefesselter Arm würde gleich ausreißen, aber näher als einen Meter bis zum Spülbecken kam sie nicht. Schließlich entdeckte sie einen Riegel unter der hölzernen Sitzbank – ein Verschlag, der unter der gesamten Bank Stauraum bot.

Samantha blickte sich in der Kombüse um. Dorn war nicht zurückgekommen, und auch der Mann mit dem Thorazin war nirgends in Sicht. Mit ihrer freien Hand öffnete sie den Riegel. Zwei schmutzige Schwimmwesten fielen ihr entgegen. Mit einem Arm wühlte sie sich durch den Schrank. Noch mehr Westen. Vielleicht fand sie ja einen Erste-Hilfe-Kasten mit einem Skalpell oder einer Schere. Ihr Puls raste. Sie hatte nicht viel Zeit. Während sie sich zum hinteren Teil durcharbeitete, stießen ihre Finger auf Plastik – ein roter Koffer mit Griff.

Einen Augenblick vergaß sie den Schmerz in ihrem Arm. Sie tastete nach dem Griff, bekam ihn aber nicht zu fassen. Dann packte sie den Koffer und versuchte ihn von der Rückwand des Verschlags, wo er befestigt war, zu lösen. Mit einem Satz nach vorn hatte sie den Griff endlich in der Hand, sodass sie den Koffer vom Haken heben konnte. Er fiel ihr beinahe in den Schoß, und sie öffnete ihn.

Leuchtkugeln.

Sie fluchte. Nichts war darin, womit sie ihre Fesseln durchschneiden konnte. Doch ganz nutzlos waren die Leuchtkugeln nicht. Mit einer Hand holte sie die kurze Pistole und zwei Leuchtkugeln heraus. Eine davon steckte sie ins Magazin und schloss den Lauf. Die andere Kugel ließ sie in ihre Tasche gleiten. Sie drehte sich um, da sie draußen etwas hörte. Ein Schrei? Jemand schien in die Kombüse zu kommen. Mit dem Fuß stopfte sie die Rettungswesten in den Verschlag zurück und knallte die Klappe in dem Moment zu, als jemand am Fester an der Tür vorbeiging. Sie versteckte die Leuchtpistole unter ihrem Bein und setzte sich mit dem Rücken gegen die Klappe des Verschlags.

Den Riegel wieder vorzuschieben, hatte sie keine Zeit, da sich die Kombüsentür bereits öffnete.

Sprache

Jack drückte die Tür mit dem Lauf der M-5 Automatik auf. Seine Augen überflogen die Kombüse. Leer, bis auf ein paar Tische. Er wollte die Tür schon wieder schließen, als jemand seinen Namen rief.

Das hörte sich wie Samantha an!

Er betrat den Raum und entdeckte sie in der gegenüberliegenden Ecke. Er rannte zu ihr hin.

»Jack?« Tränen liefen über Samanthas Wangen. Einige Sekunden lang brachte sie kein weiteres Wort hervor, weil ihr der Atem stockte. »Ich dachte, ich hätte dich verloren …«

Jack hielt sie in den Armen. »Ein zweites Mal passiert das nicht.«

Er blickte sich in der Kombüse um. »Wir müssen dich los-

schneiden.«

»Das Messer – neben der Spüle.«

Jack griff danach. Das Maschinengewehr legte er auf den Tisch und kniete sich neben Samantha, um die Fesseln durchzuschneiden.

»Keine Bewegung!«

Jack erstarrte beim Klang von Dorns Stimme hinter sich.

»Ganz langsam aufstehen«, sagte Dorn. »Und das Messer fallen lassen.«

Das tat Jack mit zur Seite ausgestreckten Händen. Das Messer klapperte auf dem Holzboden. Mit einer auf Jacks Kopf gerichteten Pistole stand Dorn in der Tür.

»Jetzt von der Waffe weg, langsam.«

Samanthas Augen waren vor Angst weit aufgerissen. Sie blickte auf die Automatik auf dem Tisch – sie war außer Reichweite –, dann an Jack vorbei zu Dorn.

Langsam ging Jack rückwärts. Seine Gedanken rasten, um einen Plan auszuhecken. Er wusste, dass Dorn ihn erschießen würde, sobald er versuchte nach der Waffe zu greifen. Und Dorn selbst würde er auch nicht schnell genug erreichen. Dorn hatte schon einmal versucht ihn zu töten und würde es auch jetzt wieder tun. Die nächsten Sekunden würden über seinen Tod oder sein Leben entscheiden. Vielleicht wollte Dorn Samantha zuerst aus der Schusslinie haben, bevor er den Hahn betätigte.

»Mach nichts Dummes, Ben«, flehte Samantha. »Bitte.«

Dorn gab ihr keine Antwort. Stattdessen befahl er Jack, nach links zu gehen.

Dorn wollte ihn erschießen. Jack spürte es bis in den letzten Winkel seines Bauchs. In seinem Schrecken achtete er zuerst nicht auf Samanthas rechte Hand, doch dann fiel ihm auf, dass sie sich kaum wahrnehmbar bewegte, und er sah genauer hin. Sie sagte etwas in Zeichensprache!

Jack las die Buchstaben, die sie ihm vormachte: N-T-E-R.

Im Bruchteil einer Sekunde, in der Jack sich fragte, warum sie »nter« signalisierte, sah er, wie sie mit der anderen Hand etwas unter ihrem Bein hervorzog. Er hatte die ersten beiden Buchstaben nicht bemerkt.

Jack ließ sich auf den Boden fallen. Runter!

Ein Blitz jagte aus dem Lauf der Leuchtpistole, das Geschoss streifte Jack noch am Kopf. Er spürte die Hitze und roch den Qualm. Dann hörte er, wie hinter ihm eine Waffe losging. Das Holz neben Samantha splitterte. Jack rollte sich nach rechts und blickte auf. Die Leuchtkugel hatte Dorn in den Oberkörper getroffen, und er war von der Wucht durch die Tür nach draußen geflogen.

Die aufgeheizte Leuchtkugel schoss zurück an die Wand und zerbarst in einem Meer aus Sternen. Jack wurde von dem Licht geblendet. Dicker Rauch erfüllte den Raum. Jack kroch zu Samantha, griff nach dem Messer neben ihr und schnitt die Fessel durch. Dann schnappte er sich das Automatikgewehr vom Tisch. Samantha folgte ihm hustend. Mit der schützenden Wand zwischen sich und Dorn ging sie Richtung Tür.

Dorn lag auf dem Rücken, immer noch verblüfft von dem Aufprall der Leuchtkugel. Schwefelteilchen brannten Löcher in sein Hemd. Jack hob Dorns Pistole auf. Bevor er sie in seinen Gürtel stecken konnte, schnellte Dorns Fuß übers Deck und riss Jacks ohnehin schon wacklige Beine unter ihm fort. Dorn legte noch einen Zahn zu. Jack, der seine Hände nicht schnell genug nach vorne bekommen konnte, wurde von der Geschwindigkeit überrascht und flog durch den Aufprall außen gegen die Kombüsenwand.

Die Pistole fiel runter. Sein ganzer Oberkörper brannte vor Schmerzen. Dorn riss dem auf die Knie fallenden Jack die M-5 aus der linken Hand und richtete die Mündung des Automatikgewehrs auf ihn. Er konnte vor Schmerzen kaum atmen.

Jack hob einen Arm – doch es gab keinen Schuss. Stattdessen kippte Dorns Kopf nach vorn; der Südafrikaner sackte in sich

zusammen und schlug mit dem Kinn auf dem Deck auf. Durch den Rauch hindurch sah Jack, wie Samantha über dem gestürzten Dorn stand und die Leuchtpistole an der Mündung festhielt.

Stöhnend streckte Jack eine Hand nach Samantha aus, die ihm auf die Füße half. Dorn war bewusstlos, Blut sickerte aus seinem Kinn, an seinem Hinterkopf bildete sich eine Beule.

»Die anderen Matrosen werden jeden Moment dasein«, sagte Samantha voller Panik. Dichter roter Rauch zog aus der Kombüse aufs obere Deck zum Brückenhaus.

Jack warf einen prüfenden Blick auf die Treppe. »Wo hat er den Fusionsreaktor hinbringen lassen?«

»Weiß ich nicht genau«, antwortete Samantha ängstlich.

Jack nahm sie an der Hand. »Wir müssen ihn sofort finden. Er lädt sich nämlich auf.«

Aufladen

Wright wartete auf Neuigkeiten.

Ein Assistent aus der Nische mit den Kommunikationsgeräten drehte sich zu ihm um. »Die F-14 vom Flugzeugträger sind Überschallflugzeuge«, sagte er und lauschte wieder einem kleinen Plastikkopfhörer, von dem seitlich ein Mikrofon bis zum Mund führte. »Die *Vicksburg* meldet keine Probleme mit dem Abschuss der Tomahawk … Der Vogel müsste das Ziel in sechseinhalb Minuten erreichen.«

Wright blickte auf die aktualisierte Satellitenaufnahme. Das grüne Feld um das Schiff herum war dramatisch gewachsen.

»Wird die Rakete rechtzeitig da sein?«

»Das wissen wir nicht«, antwortete Kirby. Die Analytiker flatterten wie aufgeregte Vögel vor zwei Computerbildschirmen herum. Schweiß lief Kirby den Nacken hinunter – ein

sicheres Zeichen für einen Mann ohne Antwort. »Ich weiß nicht, womit wir es hier zu tun haben, Sir. Eine typische Wasserstoffbombe hätte schon längst die kritische Masse erreicht. Das hier … ist anders als alles, was wir bisher gesehen haben.«

»Soll das heißen, dass dieses Ding, wenn es in die Luft geht, Schlimmeres anrichtet, als Sie uns vorausgesagt haben?«, fragte McFadden.

»Genau das soll es heißen, Sir.«

»Aktualisieren Sie die Schadensvorhersagen?«, fragte Wright.

Kirby schielte zu einem dünnen Analytiker am Bildschirm hinüber. »Wir können die Sache gar nicht schnell genug aktualisieren.«

»Was meinen Sie damit?«

»Das Gerät lädt sich immer noch exponenziell auf. Wir können nicht mithalten.«

»Heiliger Jesus …« Wright fiel auf seinem Stuhl nach hinten. Er blickte wieder zum Bildschirm, und in den Sekunden, in denen sich seine Augen an das Licht angepasst hatten, war das grüne elektrische Feld bereits gewachsen.

McFadden, der hinter Wright saß, hatte das Gefühl, sich übergeben zu müssen. Eigentlich hatte er gedacht, als gemachter Mann aus dem Projekt hervorzugehen. Seine Erregung war dem unglückseligen Wissen gewichen, dass die Dinge auf erschreckende Weise in die falsche Richtung liefen. Das Einzige, was er erreicht hatte, war Teil von etwas derart Schrecklichem zu werden, dass die nachfolgenden Generationen nur hinter vorgehaltener Hand davon reden würden. Zum ersten Mal, so weit er sich erinnern konnte, sorgte sich McFadden nicht um den nächsten Tag.

Er wusste nicht, ob es ihn noch geben würde.

Jack dachte, es würde Stunden dauern, den ganzen Frachter nach dem Gerät abzusuchen.

Das tat es aber nicht. Sobald er und Samantha das Unterdeck erreicht hatten, spürten sie das starke Energiefeld, das vom Bug her kam. In diese Richtung gingen sie weiter.

Die Luft schmeckte sonderbar, und sie prickelte, als würde die Haut zusammengezogen werden. »Die Atmosphäre wird ionisiert!«, übertönte Jack die lauten Wellen und den Wind. Sie näherten sich der flatternden Plane. Es gab keinen Zweifel, was sich darunter befand.

»Da passiert was ganz Furchtbares«, meinte Samantha.

»Wir müssen uns beeilen!«, rief Jack.

Unter der Plane vibrierte es.

Durch den Spalt am unteren Rand drang gelbes Licht. Jacks Finger zogen an dem groben Seil, das die Plane zusammenhielt. »Ich krieg's nicht auf!« Das Seil schnitt in seine Hände, als er an den Knoten zu ziehen versuchte. Er grub seine Fingernägel in den festgezurrten Strick, was ihm aber, da die Fingernägel knickten, nur wehtat.

Samantha blickte sich auf dem Bug des Schiffs um, rannte zum Ladebaum und löste einen Draht, der zum Aufhängen der Wäsche diente. Neben Jack ließ sie sich auf die Knie nieder und benutzte den Draht, um einen der Knoten aufzuziehen. Schließlich konnte Jack einen Zeigefinger hindurchstecken, und der Knoten lockerte sich.

»Schnell!«, mahnte Jack.

Sie wiederholten die Prozedur etliche Male, und dann zerrte Jack das Seil durch den auf dem Boden angebrachten Befestigungsring. Ein Windstoß hob die Plane und faltete sie zur Hälfte zusammen.

Jack holte einen Schraubenschlüssel, der am Kranmast hing, und schob ihn an einer Ecke der Kiste zwischen die Latten, um die Nägel zu lösen. Samantha half ihm beim Drücken. Die letzte Ecke gab nach, und die Wand der Kiste fiel nach vor.

Jack und Samantha verharrten regungslos.

Auf dem ganzen Gerät blinkten Lampen – offensichtlich in einem bestimmten Rhythmus. Der Generator zitterte in einem langsamen Takt, der sich auf ihre Körper übertrug. Vom Unterteil des Zylinders stieg Hitze auf, doch die Temperatur schien im Verhältnis zum Anstieg der starken Energie, die sich in seinem Innern aufbaute, viel zu niedrig. Und tatsächlich war die keglige Spitze mit Eis überzogen.

Feuer und Eis, dachte Jack.

Er kniete neben der *Quelle* und verharrte. Verzweiflung überkam ihn. Die Ränder der oberen drei Module waren noch deutlich zu sehen, doch das untere Modul war nahtlos zu einem Teil des Geräts geworden. Ein Vinylband war fest um die Stelle gewunden, wo eigentlich das vierte Modul zu erkennen sein müsste, wenn es nicht mit der Oberfläche des Geräts verschmolzen wäre.

»Es ist das vierte Modul!«, rief Jack. Die Verschnürung schien den Vorgang unterstützt zu haben. Das Modul, das sie am meisten gefürchtet hatten, war aktiviert worden.

»Was machen wir jetzt?«, fragte Samantha mit einem etwas panischen Blick.

»Genau dort stehen bleiben und die Hände hochheben!«, rief jemand von hinten.

Hindernis

Die F-14 von Lieutenant Dekansky war ein Überschallflugzeug. Die nach hinten gerichteten Flügel gaben der stromlinienförmigen Maschine das Aussehen eines Deltas. Der Jet jagte mit fast zweitausendfünfhundert Stundenkilometern durch die Luft. Im Kopfhörer seines Helms knackte die Stimme des

hinter ihm sitzenden Navigators: »540 Kontakt.« Der Navigator, der vor einem unbezahlbaren Radarsystem saß, bestätigte die Zielposition auf dem grünblauen Bildschirm.

»Stand by positiv«, meldete Dekansky.

»Head 540. Over.«

»Heading 540.« Dekansky ließ das Flugzeug abkippen und nahm die Angriffsroute auf. In achtzig Sekunden würden sie in Reichweite sein.

Die Tomahawk glitt knapp neun Meter über dem Atlantik dahin. Sie näherte sich dem Frachtschiff mit einer Geschwindigkeit von etwas weniger als siebenhundert Stundenkilometern und zog eine lange Dampfspur hinter sich her. Keiner merkte, wie schön die Rakete beim Fliegen war. Oder wie sie von den Kameras in ihrer Spitze nahe über der Wasseroberfläche gehalten und vor Radar geschützt wurde. Langsamer als der Schall, flüsterte die Rakete fröhlich mit sich selbst – mit einem stetigen Zischen, das dem verschwommenen Bild vorauseilte. Das programmierte Ziel der Tomahawk war einfach. Sie hatte nur diesen einen Sinn in ihrem kurzen Leben – einem Objekt zu folgen, das sich sechsundvierzig Meilen nordwestlich ihrer gegenwärtigen Position bewegte.

Und es abzuschießen.

Der Kapitän des Frachtschiffs hielt ein Gewehr auf Jack und Samantha gerichtet. Zwei andere Crew-Mitglieder scheuten vor dem brummenden Generator zurück.

»Weg da von der Ladung!«, befahl der Kapitän. Jack entging nicht die Angst in den Augen des Mannes, als dieser einen Blick auf das sich aufladende Gerät in der Kiste warf. Auch Jack sah zum Gerät hinüber, dann wieder zum Kapitän.

»Das Ding hier fliegt gleich in die Luft«, warnte Jack. Die Crew-Mitglieder wurden nervös. Vielleicht hauen sie ja ab, dachte Jack.

»Was machen Sie hier an Bord?« Das Gewehr zitterte in der Hand des Kapitäns.

Jack spürte, wie die Energie weiterstieg. »Wenn Sie uns erschießen wollen, dann tun Sie das«, entgegnete Jack. »Aber ich würde vorschlagen, Sie verlassen danach wie der Teufel das Schiff. Denn solange Sie nicht wissen, wie Sie dieses Ding hier anhalten, bezweifle ich, dass es dieses Schiff anschließend noch gibt!«

Die beiden Crew-Mitglieder rannten zu einem roten Rettungsboot, das seitlich des Frachters an Seilen befestigt war. Jack wandte seine Aufmerksamkeit dem Gerät zu. Wenn der Kapitän ihn erschießen wollte, na bitte. Wenn er und Samantha die Kettenreaktion nicht aufhielten, wäre das Ergebnis dasselbe. Eisbrocken brachen von der Spitze ab und fielen auf das Deck. Kondenswasser überzog den unteren Teil des außerirdischen Geräts, unter dem sich bereits eine Pfütze bildete. Jacks Hände glitten von dem kalten Metall ab, als er das verschwundene Modul suchte, um es deaktivieren zu können.

Der Kapitän hatte nicht geschossen, wie Jack feststellte. Er drehte sich um und sah, wie dieser den beiden Crew-Mitgliedern und einem Kerl, der wie der Smutje aussah, beim Klarmachen des Rettungsboots half.

Jack drückte auf die Schalttafeln des Moduls. Nichts tat sich. Er wusste, dass die Großartigkeit der vor ihm stehenden Technologie eine ausreichende Warnung hätte sein sollen; mit diesem Gerät – der Büchse der Pandora – hätte man niemals spielen dürfen. Als stimmte es ihm zu, wurde entlang der oberen Kante eine Reihe großer quadratischer Lichter von rechts nach links aktiviert. Es waren neun. Zwei von ihnen hatten schon vorher geleuchtet.

»Was ist das?«, schrie Samantha.

»Ich denke, das heißt, dass die Zeit knapp wird«, antwortete Jack. »Vielleicht akzeptiert das Gerät ein anderes Modul.«

Samanthas Herz raste. »Und wie?«

Jack stellte sich neben das oberste Fach des Geräts, in dem sich das Artefakt aus Mali befand. »Wollen mal sehen, ob wir beim oberen Modul irgendwas drücken oder auslösen können statt beim vierten. Wir müssen etwas an den Funktionen ändern.«

Samantha legte ihre Hände auf die andere Seite des Fachs.

»Gleichmäßig und langsam. Wir haben nur einen Versuch. Bist du so weit?«

Samantha nickte.

»Auf drei.« Jack atmete tief ein. »Eins. Zwei.« Seine Finger streckten sich. »Drei …«

Er hatte nicht wirklich erwartet, dass die Tür des oberen Moduls zur Seite gleiten würde. Ihr Versuch war nur durch Verzweiflung gelenkt worden. Doch voller Ehrfurcht beobachteten Jack und Samantha, wie sich die Fugen auflösten und die Tür verschwand.

Plötzlich hörte das Blinken auf.

Das Gerät schaltete sich ab. Es wurde still. Sie hatten *Die Quelle* zum Schweigen gebracht.

»O mein Gott…«, flüsterte Samantha.

Jack bekam, erleichtert, wie er war, kein Wort heraus. Er wartete darauf, dass sich das untere Modul öffnete. Doch dies tat es nicht.

Stattdessen leuchtete das Gerät – zum Entsetzen beider – wie ein Weihnachtsbaum auf. Die blinkenden Lichter hatten ihre Arbeit wieder aufgenommen, diesmal jedoch noch stürmischer als zuvor.

In der Verwirrung der nächsten Sekunden erkannte Jack, dass sich das Gerät noch schneller auflud.

Zündung

Samantha schrie. Ihre Nackenhaare richteten sich auf. »Was ist denn jetzt los?«

Jacks Armbanduhr knallte gegen den Reaktor und klebte mitsamt seinem Handgelenk an dem Metall. »Er wird magnetisch!«

Jack nestelte am Verschluss herum, bis er die Uhr endlich ab hatte. Zwei weitere viereckige Lampen an der oberen Kante leuchteten auf. Ein Energiestrudel kreiste um Jack und nahm ihm beinahe die Kontrolle über seinen Körper. Vergeblich klammerte er sich an das obere Modul, doch es war genauso verschwunden wie das vierte. Beide Teile waren vollkommen in das Gerät integriert.

Das vorletzte Licht auf der Tafel schaltete sich ein.

Gleichzeitig spürte Jack ein Kitzeln auf seinem Kopf. Er blickte zu Samantha hinüber. Ihre Haare standen senkrecht nach oben. Auch auf seinem Arm war jedes einzelne Härchen in dem elektromagnetischen Gewitter, das ihn umgab, aufgerichtet. Schließlich blinkte auch das letzte Licht.

Samantha blickte zu Jack. Einen ganz kurzen Moment schien die Zeit einzufrieren – eine halbe Sekunde, die sich weigerte zu sterben. Samanthas Augen verrieten in diesem unauslöschlichen Moment mehr, als sie in einer Stunde hätte sagen können. Fast genauso schnell hatte Jack verstanden. Sie griff nach seiner Hand.

Dann zerbrach der Augenblick wie ein Spiegel.

Der lose Griff der Winsch polterte übers Deck, knallte gegen das Gerät und blieb dort hängen. Das Gerät war zu einem riesigen Magneten geworden. Nicht sicher befestigte Metallgegenstände wirbelten darauf zu. Jack wich einer Stahlplatte aus, kurz bevor sie, gefolgt von dem Automatikgewehr, unten gegen den Generator schlug. Samantha schrie; ihre Zahnplom-

ben taten ihr weh. Sie versuchte der unsichtbaren Kraft zu widerstehen. Jack drückte sie auf den Boden. Ein Werkzeugkasten flog über ihren Kopf hinweg.

Die Ankerkette fing an zu rasseln.

Dann folgte ein lauter Knall wie von einer großen Ochsenpeitsche, gleich darauf blitzte kurz ein gleißendes Licht auf – geladene Teilchen jagten wie ein brennendes Schwert in die Luft. Die glitzernde Säule verschwand fast im gleichen Augenblick und brachte die Energie in Form einer unsichtbaren Welle zurück zum Schiff, die Samantha und Jack vom Gerät weg katapultierte.

Die schlagartig aufgetauchte Energie, die plötzlichen Farben, die zwanzig Meter, die er durch die Luft quer übers Deck wirbelte – dies ist wohl das Letzte gewesen, was er vor seinem Tod wahrgenommen hat, dachte Jack.

Lieutenant Dekansky wurde von einem gleißenden Licht geblendet, kurz bevor die Schalttafel vor ihm explodierte. Die F-14 zitterte. »Verdammt, was war das?«, rief sein Kopilot.

Eine Sekunde lang hatte Dekansky geglaubt, er habe gesehen, wie sich der ganze Himmel in allen möglichen Neonfarben entzündete, als ein heftiger Blitz durch die Stratosphäre schoss. Er kämpfte, wieder die Kontrolle über sein Flugzeug zu bekommen. In zwanzig Sekunden würden sie ihren Befehl ausgeführt haben. Doch jetzt heulten die Sirenen im Cockpit.

»Kompletter Systemausfall!«, rief Dekansky.

»Elektromagnetischer Impuls!«, schrie der Kopilot zurück. »Es funktioniert nichts mehr!«

Das Flugzeug wurde, der Anziehungskraft der Erde preisgegeben, zu einem Blatt aus Metall. Dekansky kämpfte mit dem Steuerknüppel, bekam aber die Drehung nicht unter Kontrolle. Seine Hand tastete nach dem Griff für den Schleudersitz. In seiner Verwirrung konnte er ihn nicht finden. Wo war er nur? Eine viertel Meile östlich fiel Lieutenant Hinkels Flugzeug wie

ein Stein vom Himmel.

»Jetzt drück schon!«, rief Dekanskys Kopilot.

Entweder gehen augenblicklich die Sitze hoch oder wir sterben, dachte Dekansky. Im nächsten Moment explodierte das Dach. Die Funken sprühten. Und endlich schoss ihn der Antrieb unter seinem Sitz in die Freiheit.

Ein brasilianischer Fischer erwachte plötzlich aus seiner durch die Sangria unterstützten Siesta. Er glaubte es donnere und kletterte die alte Holztreppe aus seiner Kajüte hinauf. Das Deck erreichte er in dem Moment, als ein silberner Gegenstand, nur hundert Meter von ihm entfernt, im Ozean explodierte. Ein Flugzeug. Er rief nach seinem Cousin, der unter den Planken am Motor arbeitete.

Sie fluchten und redeten miteinander, meistens jedoch fluchten sie. Dreimal berichtete der Fischer seinem skeptischen Cousin, was er gesehen hatte. Der Cousin nahm es ihm nicht ab.

Eine Minute später sahen beide, wie vier weiße Fallschirme zum Meer hinabglitten.

Antennen

Es wird behauptet, die Angestellten des S.E.T.I.-Forschungsprogramms seien die härtesten Pokerspieler im Land. Das hitzige Spiel unter den siebenundzwanzig riesigen Empfangsschüsseln, die zusammen den Very Large Array bilden, ist schon zur Legende geworden. Die Ebenen von San Augustin westlich von Socorro in New Mexico gilt als Brutstätte für gelegentliche Spiele dieser Art.

Die halbe Mannschaft schlief noch, obwohl die späte Vormit-

tagssonne schon längst ihren Eroberungszug über den klaren Himmel beendet hatte. Die andere Hälfte übte für das jährliche Pro-Am-Poker-Turnier, das in zwei Wochen in Reno stattfinden sollte. Niemand beschwerte sich, dass das Leben beim S.E.T.I. – der kleinen Wissenschaftlergruppe am VLA-Radioteleskop, die nach außerirdischem Leben suchte – langweilig sei. Deswegen zuckte auch keiner zusammen, als einer von den Jungen lauthals in den Raum stürmte. Er habe ein Signal empfangen.

»Heb's gut auf.«

»Verpiss dich!«

Ein paar Spieler reckten den Mittelfinger in die Höhe. Der Witz hatte schon seit langem einen Bart.

Hinten in der Empfangsstation des VLA rannte ein Angestellter, der wegen eines starken Signals gerade seinen Kopfhörer abgelegt hatte, zu verschiedenen Computern. Seine Erregung lockte ein paar schläfrige Wissenschaftler und die Leiterin des Programms an seine Seite.

»Der Computer sagt, dass es sich eindeutig um einen Code handelt. Das ist kein zufälliges Signal.«

Ein anderer Radioastronom las eine Spektralanalyse. »Nichts auf der Erde kann Signale in dieser Bandbreite erzeugen. Sie lassen sich schon fast nicht mehr messen!«

»Ich messe hier was Ähnliches«, berichtete ein Austauschstudent aus Tokio.

Über die Monitore gebeugt, rief die Leiterin des Programms hinter sich in den Raum: »Bei wem ist was auf einem Quadraten angezeigt? Ich will wissen, woher das Signal kommt. Welches System?« Das ganze Labor knisterte vor Spannung.

Zwei Radioastronomen vor einem großen Supercomputer starrten auf die Blätter, die von einem Laserdrucker ausgespuckt wurden. Der eine war sprachlos, der andere stieß hervor: »Das ist einfach unglaublich …«

Die aufgeregte Leiterin rannte zu ihnen. »Jetzt sagt endlich,

woher das Signal kommt!«

Der Astronom musste schlucken. »Es … kommt von hier.«

Die Energiewelle drückte Jack auf das Stahlgehäuse eines Lüftungsgebläses. Er rutschte nach unten und glitt quer über das Deck. Seine ohnehin schon schmerzenden Rippen fingen den Schlag auf. Samantha fiel glücklicherweise in einen Haufen Ladenetze. Sie bewegte sich nicht. Einen Augenblick blieb sie unter Schock dort liegen, wo sie gelandet war. Eine gespenstische Stille breitete sich über den Frachter aus. Langsam stand Jack auf. Er versuchte sich zu sammeln, klar im Kopf zu werden. Schließlich konnte er auch wieder etwas sehen und erblickte Samantha, die mitten auf einem Haufen Netze saß. Außer dem gedämpften Rauschen des Meers war nichts zu hören. Das Gerät war still. In den Deckel der Holzkiste war ein riesiges Loch gebrannt, das sich wie ein Portal zum Himmel öffnete. Samantha kroch von dem Haufen herunter. »Was um Himmels willen ist da gerade passiert?«, fragte sie.

Verwirrt gingen die beiden auf das Gerät zu. Das Kondenswasser von dessen oberem Teil lief mäanderförmig in kleinen Rinnsalen, die Jack mit seinen Stiefeln breit trat, übers Deck. Er antwortete nicht, obwohl er an eine mögliche Erklärung dachte, die ihn erzittern ließ.

»Wir haben es geschafft. Das oberste Modul scheint sich aktiviert und das untere ausgeschaltet zu haben«, meinte Samantha.

Jack nickte. Die erzeugte Energiemenge muss riesig gewesen sein, dachte er; der Stahl des Decks war geschmolzen und klebte unten am Gerät. Die Umrandungen aller vier Module – deaktiviert und im Wartezustand – waren jetzt leicht zu erkennen. Jack betrachtete die seltsame, per Laser eingravierte Schrift über dem oberen Modul, das den Energieausbruch offensichtlich in den Weltraum gelenkt hatte. »Die Dogon hatten Recht …«

Samantha blickte verwirrt drein. »Was meinst du damit?«

»Der Häuptling sagte, sein Volk brauche das Artefakt, um mit den Vätern des Wissens zu sprechen.«

»Und?«

Jack erinnerte sich an die Felder von Mali – die trockene Hitze, die Kochfeuer, der rätselhafte Stamm, die Unterhaltung mit dem Dogon-Häuptling. »Die Dogon glauben, dass sie das Artefakt brauchen, um mit den Leuchtenden zu reden«, erklärte er.

»Stimmt.«

»Und sie brauchen es wirklich, Samantha.«

»Wieso?«

Jack hielt Samantha an beiden Händen. »Verstehst du das nicht? Das obere Modul muss als wegweisendes Leuchtfeuer gedient haben – ein Kommunikator. Ich glaube, mit diesem Ausbruch wurde eine Art Energieimpuls in den Weltraum gesandt.«

»Der Himmel hatte seine Farbe gewechselt«, sagte sie.

»Vielleicht war im Laufe der Jahrtausende der Sinn des Artefakts vergessen worden, nicht aber das Grundthema. Die Dogon scheinen das Artefakt in ihre Religion integriert zu haben. Sie benötigten das Modul tatsächlich, um mit den Vätern des Wissens zu reden. Es war aber für den Häuptling kein heiliges Symbol der Autorität, kein übernatürliches Tor zu den Göttern.«

»Sondern ein konkreter Kommunikationsgegenstand«, fuhr Samantha wie betäubt fort.

»Ich glaube, der Außerirdische, den wir in Mali gefunden haben, hat den damaligen Menschen erklärt, wozu das Gerät dient … und die Legende wurde – wenn auch leicht missverstanden – bis zum heutigen Tage weitererzählt.«

»Mein Gott«, sagte Samantha. »Ein Leuchtfeuer?«

»Ich glaube, wir haben gerade eine Art Nachricht losgeschickt …«

»Ein SOS?«

»Ich weiß nicht.«

Die beiden ließen sich die Möglichkeiten durch den Kopf gehen. Was war gerade gesendet worden? Und an wen?

»Wir haben beide Teile des oberen Moduls in Mali gefunden – tausende von Meilen von Tiahuanaco entfernt. Erinnerst du dich an den Hologramm-Würfel? In einer Szene ist einer der Leuchtenden mit diesem Modul fortgegangen und offensichtlich nie zurückgekehrt.«

»Er wurde beim Vulkanausbruch getötet«, sagte Samantha.

»Was ist, wenn sie jemanden losgeschickt haben, der Beryllium suchen sollte, weil sie es für dieses Zielsignal oder Leuchtfeuer brauchten?«

»Und ihr Mannschaftsmitglied ist nie zurückgekehrt«, sagte Samantha mit Blick auf das Gerät.

»Sie konnten kein SOS-Signal losschicken«, fuhr Jack fort. »Bevor sie in der Lage waren, die Erde zu verlassen oder ihre Koordinaten durchzugehen, starben sie vielleicht an dem Virus.«

»Aber vorher haben sie den örtlichen Bewohnern den technischen Fortschritt geschenkt«, murmelte Samantha. »Sie haben ihnen die Zivilisation geschenkt …«

Der Wind pfiff durch die Stahlseile des Ladebaums.

Jack lächelte. »Und sie haben ein Teil von sich selbst zurückgelassen – in uns«, sagte er. »Sie haben *sapiens* in unser Leben gebracht.«

»Jack, das ist perfekt.«

Im Kriegszimmer in Virginia herrschte nervöses Treiben. Analytiker, die in Kontakt mit der USS *Vicksburg* standen, leiteten die Nachricht an Wright weiter, der neben der Computernische saß. McFadden knackte mit seinen Knöcheln und blickte auf die Leinwand. Das letzte Satellitenbild aus der Gegend zeigte nur den Schatten eines elektromagnetischen

Felds. Die Waffe hatte irgendwie aufgehört sich zu laden. Gerade erhielten sie die aktuellen Berichte von den Aktionsleitern auf der südamerikanischen Bühne.

»Wir haben keine Anzeichen dafür, dass das Gerät detoniert ist. Unsere Leute in Brasilien berichten nichts Außergewöhnliches«, sagte Kirby. Er lauschte einer Stimme in seinem Kopfhörer. »Das Gerät hat sich ausgeschaltet, Sir.«

Erleichterung machte sich auf Wrights Gesicht breit. McFadden flüsterte: »Gott sei Dank …«

Im gesamten Kriegszimmer herrschte eine Stimmung der Erlösung. Ein paar Leute lachten. Andere blieben schweigend sitzen und starrten ausdruckslos auf die Bildschirme vor sich.

»So weit wir die Sache beurteilen können, hat das Gerät einen elektromagnetischen Impuls erzeugt«, sagte Kirby.

»Einen EMP?« McFadden rutschte mit seinem Stuhl herüber.

Kirby hielt sich eine Hand übers Ohr. »Die F-14 sind abgestürzt.«

»Die Piloten?«, fragte Wright.

»Mit dem Schleudersitz gerettet, Sir.«

Wright spürte wieder Lebenskraft in seinen Adern. Zumindest war er jetzt in der Lage, das Gerät zu beschlagnahmen. »Sprengen Sie die Tomahawk«, ordnete er an. »Ich will, dass in dreißig Minuten eine Bergungsmannschaft der Marine vor Ort ist und das verdammte Ding hierher holt.«

Kirby leitete die Befehle an die Brücke der USS *Vicksburg* weiter. Mitten im Satz hielt er inne.

Wright und McFadden beugten sich besorgt zu dem kreidebleichen Analytiker vor.

»Was ist los?«, wollte Wright wissen.

»Die Tomahawk, Sir«, sagte Kirby. »Der Impuls muss das Fernsteuerungssystem außer Kraft gesetzt haben.«

»Was?«

Kirby drehte sich um. »Die Lenkwaffe reagiert nicht, Sir.«

Wright sank ausdruckslos auf dem Lederstuhl zurück.

»Neunzig Sekunden bis zum Auftreffen.«

Wright blickte auf die Leinwand und nahm seine Brille ab – ein geschlagener Mann, der keinen Ausweg mehr wusste.

»Nun, was auch immer das für ein Ding war«, sagte er, »es wird gleich nicht mehr da sein.«

Als Jack den geschmolzenen Stahl unter dem Gerät untersuchte, war ihm klar, warum für den Boden des Tempels Glimmer verwendet worden war. Der verbogene Stahl um die Unterseite des Fusionsreaktors war komplett geschmolzen.

»Er ist ja richtig mit dem Schiff verschweißt«, meinte Samantha.

Das Pfeifen des Winds hatte stark zugenommen. Jack wunderte sich über den Sturm, da der Himmel, so weit er erkennen konnte, doch klar war. Als er zum Horizont blickte, entdeckte er etwas dicht über dem Wasser – einen ausgefransten Schwanz, der im Seitenwind Richtung Himmel getrieben wurde.

Auch Samantha sah es. »Ist das ein Flugzeug?«, fragte sie.

»Zu niedrig«, antwortete Jack.

Das Pfeifen wurde immer lauter.

»O Gott, nein!«, rief Jack.

»Was ist das?«

»Eine Rakete.«

Samantha bekam einen panischen Blick. »Das Fossil! Die Außerirdischen! Das ganze Zeug ist hier an Bord!«

Krampfhaft versuchte Jack das Gerät vom Deck des Schiffs zu befreien. Der Dampfschweif näherte sich mit rasender Geschwindigkeit.

»Lass es hier!«, schrie Samantha und packte Jack am Arm. Dessen Instinkte siegten, und er rannte, dicht gefolgt von Samantha, zum Heck, wo sie über die Kettenabsperrung zwischen den Pfosten kletterten. Jack blickte Samantha noch einmal an und ergriff ihre Hand.

Dann sprangen sie vom Schiff.

Dorns Kinn klebte durch sein eigenes Blut am Boden fest. Schließlich schaffte er es, seinen Kopf zu heben. Sein Genick tat weh. Als er sich zum Aufstehen abstützte, hinterließ seine Hand einen perfekten Abdruck in der Blutlache.

Eine heftige Woge ließ ihn schwanken, sodass er nach der Reling greifen musste. Dann stolperte er Richtung Bug. Nur bruchstückhaft erinnerte er sich an das, was passiert war. Ein Kampf. Er war auf seinem Schiff, so viel wusste er. Aber sein sechster Sinn meldete sich, versetzte ihn in Panik. Als er den Rand des Aufbaus erreichte, der über den Bug des Frachtschiffs hinausragte, sah er zu seiner Freude das wertvolle Gerät. Doch wer hatte es ausgepackt?

Sonnenlicht stach ihm in die Augen, sodass er zusammenzuckte. In seinen Ohren klingelte es, nein, pfiff es …

Der weiße Schaum von den Schiffsschrauben kam näher.

Jack landete zuerst im Wasser; Blasen sprudelten um ihn herum. Er fürchtete, seine Ohren würden gleich explodieren, so weh taten sie. Sein Körper wurde von der Kälte erfasst und schrie förmlich nach Luft. Mit den Füßen stieß er sich ab, wollte zu dem Licht irgendwo über sich, doch seine nasse Kleidung zog ihn hinab wie ein Anker. Endlich kam er an die Oberfläche und schnappte hustend und schnaubend nach Luft. Eine Sekunde später tauchte Samantha hinter ihm aus der gurgelnden Strömung auf.

Jack schwamm zu ihr und legte seinen Arm um ihren zitternden Körper, mit dem sie sich an ihn presste. Der Frachter fuhr weiter.

Einen Augenblick später wurde das durchdringende Pfeifen zu einem Heulen.

Dorn nahm die Rakete den Bruchteil einer Sekunde vor dem Einschlag wahr. Er sah noch, wie der Bug in einem Feuerstrudel zerbarst. Ein zwölf Meter langes Teil wurde von der Steuerbordseite des Schiffsrumpfs gerissen und hüpfte übers Wasser. Die Schockwelle hob Dorn in die Luft.

Dann tötete sie ihn.

Fünfzig Meter entfernt verschwand das Schiff in einem leuchtend weißen Blitz.

Der tosende Lärm erreichte sie eine halbe Sekunde später. Jack barg Samanthas Kopf an seiner Brust und tauchte mit ihr unter. Wrackteile regneten über dem Meer herab. Die beiden kamen in dem Augenblick wieder an die Oberfläche, als dem in den Himmel steigenden Feuerball eine schwarze Rauchwolke folgte. Brennende Teile fielen ins Wasser und ließen in einem großen Kreis um das brennende Schiff herum kleine Geysire aufsteigen.

Samantha zitterte in Jacks Armen. »O nein! O nein!«, keuchte sie.

Während die beiden gegen das Auf und Ab des Ozeans anstrampelten, hielten sie einander fest und beobachteten, wie das geborstene Schiff langsam unter die Oberfläche glitt. Eine brennende Ölschicht schien es in die Tiefen der Verdammnis zu rufen. Dorns Frachter beherzigte den Befehl. Allmählich hob sich das Heck aus dem Wasser, der Bug verschwand in dem brodelnden Kessel. Die beiden riesigen, sich immer noch drehenden Schiffsschrauben quirlten das Wasser nahe der Oberfläche auf, bevor sie sich sinnlos in der Luft weiterdrehten. Wenige Minuten später ragte das Heck senkrecht aus dem Meer heraus. Jack und Samantha, zitternd vor Kälte, mussten mit ansehen, wie das zerbrochene Schiff, der Fusionsreaktor, all die unglaubliche Technologie, der Beweis für den Ursprung der menschlichen Rasse, in das brennende Wasser hinabglitt und im Atlantik verschwand.

Ozean

Das Schiff war vierzig Minuten zuvor untergegangen. Jack und Samantha klammerten sich an eine Holzkiste, die zusammen mit vielen anderen Wrackteilen an ihnen vorbeigetrieben war. Die Blasen, die die Stelle des sinkenden Schiffs markiert hatten, waren nicht mehr zu sehn.

Alles, was sie der Welt hatten offenbaren wollen, war verschwunden.

»Warum?«, fragte Samantha.

Sie tröstend, versuchte Jack seine eigene Verzweiflung zu verbergen. »Zumindest wissen wir, wo das Schiff untergegangen ist. Vielleicht können wir den Fusionreaktor retten.«

»Aber die Knochen … die Außerirdischen«, entgegnete sie ganz aufgelöst.

»Die Aluminiumkisten waren luftdicht, also kann man nie wissen.« Als Jack in ihre Augen blickte, war es, als würde der Schmerz des Verlustes von ihm abprallen. Er hielt ihren zitternden Körper an sich gepresst und küsste sie, als ob nichts sonst auf der Welt zählte.

Von irgendwo am Horizont war ein Hämmern zu hören. Aus dem Schein der Nachmittagssonne tauchten zwei Hubschrauber auf. Der eine schien ungefähr an der Stelle zu kreisen, an dem das Schiff untergegangen war. Der andere flog immer wieder hin und her, als würde er nach möglichen Überlebenden suchen. Es schienen Militärhubschrauber zu sein. Nach wenigen Minuten hatte sie der Pilot des zweiten Hubschraubers entdeckt und ließ ein orangefarbenes Leuchtsignal ins Wasser fallen. An der Spitze des Sea-King-Helikopters stand USN 72. Auf einer an der Seite befestigten Boje las Jack USS *Carl Vinson.*

»Es ist die US-Marine«, erklärte Jack.

»Glaubst du, sie haben die Rakete abgeschossen?«

»Bestimmt«, antwortete er. »Niemand sonst in Südamerika verwendet solche Geschosse.«

Zwei Taucher in Gummianzügen, ausgerüstet mit Masken und Flossen, sprangen in das durch die Rotorblätter aufgewühlte Wasser und waren schon nach wenigen Sekunden bei Jack und Samantha. Aus der offenen Tür des Hubschraubers wurde ein großer Korb ins Wasser abgelassen. Von beiden Seiten der mittleren Aufhängung aus halfen die Froschmänner Samantha und Jack in den Korb. Oben im Hubschrauber wurden sie in warme Decken gehüllt, und ein Arzt verabreichte ihnen zwei Spritzen in den Arm.

»Seid ihr in Ordnung?«, fragte einer aus der Mannschaft.

Jack nickte mit klappernden Zähnen. »Da war noch der Kapitän … ein paar von der Mannschaft … in einem Rettungsboot …«

»Die haben wir schon aufgesammelt«, erwiderte der Mann.

Über weitere Überlebende wusste niemand etwas.

Während der Helikopter fortfuhr, das Trümmerfeld abzusuchen, tranken Jack und Samantha warmen Kaffee.

Der Kopilot trat vom Cockpit aus in die Kabine. »Ich bin froh, dass ihr okay seid«, sagte er über das Brummen der Rotoren hinweg. »Meint ihr, ihr seid so weit, ein paar Fragen zu beantworten?«

Jack und Samantha blickten einander an.

»Wo ihr da reingeraten seid, das ist ziemlich wichtig. Der Kapitän will so schnell wie möglich mit euch reden. Er sagt, ein Freund von euch liege im Lazarett und weigere sich zu sprechen. Er wiederhole immer nur seinen Namen und seine E-Mail-Adresse.«

Jack grinste. »Ricardo.«

»Genau der«, erwiderte der Kopilot. »Der Mann will erst was sagen, wenn er euch gesehen oder mit euch beiden gesprochen hat. Kann ich ihn durchstellen?«

Jack und Samantha setzten Helme auf. Über Kopfhörer ver-

nahmen sie Ricardos Stimme. Sein süßer Latino-Rhythmus hatte noch nie so gut geklungen. Sie versicherten ihrem Freund, dass sie okay seien, und Ricardo gab weiter an den Kapitän der USS *Carl Vinson.* »Wer will anfangen?«, fragte der Kapitän in ihre Kopfhörer.

Jack blickte Samantha an. Ihr Beweis lag auf dem Meeresboden. Alles schien verloren zu sein. Selbst Jack konnte kaum glauben, was sich in den vergangenen acht Tagen ereignet hatte.

»Ich bin es leid, den verrückten Wissenschaftler zu spielen«, sagte er schließlich zu Samantha. »Warum versuchst du es nicht mal?«

Einen Moment lang war sich Jack nicht sicher, ob Samantha es tun würde. Doch lächelnd nahm sie seine kalte Hand fest in ihre. »Du hast es kapiert«, flüsterte sie. Und in das Mikrofon sagte sie: »Ich weiß, dass sich das alles verrückt anhört, aber Sie müssen etwas Geduld mit mir haben.«

Mit geschlossenen Augen lauschte Jack ihrer Beschreibung einer staubigen Höhle im Landesinnern von Mali.

Die ganze Zeit über ließ Samantha seine Hand kein einziges Mal los.

Atlantik

Leuchtend rote Strahlen überzogen die Meeresoberfläche. In der Dämmerung schimmerten die Wrackteile wie tausend schwimmende Kerzen. Fische unterschiedlicher Art und Größe näherten sich der Stelle, angezogen durch die Essensreste. Unter einer großen Aluminiumkiste, die trotzig zwischen den kleineren Teilen umhertanzte, versammelte sich ein Schwarm Sardinen. Wie Silberpfeile schossen sie unter der halb im

Wasser schwimmenden Kiste hin und her und schnappten sich das, was seitlich an dem öligen Film klebte. Den auf der luftdichten Kiste mit Schablonen aufgetragenen Buchstaben – EIGENTUM DER HELIX CORP. – schenkten die Fische keine Aufmerksamkeit. Ebenso wenig machten sie sich Gedanken um den wertvollen Inhalt.

Allein auf dem unendlichen, weiten Atlantik trieb der Behälter lautlos zu den weichen Klängen der sich beruhigenden See dahin, von niemandem bemerkt, niemandem gegenüber verpflichtet außer der Strömung. Nur ab und zu, wenn er von einer Welle erfasst wurde und sich die Sonne in dem Aluminium fing, schickte er ihre Strahlen in den Weltraum zurück.

Nachwort

Der Forscher Graham Hancock hat gesagt, der Mensch sei eine Rasse mit Gedächtnisschwund. Nach achtzehnmonatiger Forschung muss ich ihm zustimmen. Wissenschaftler aus solch unterschiedlichen Bereichen wie Astronomie, Archäologie, Technik, Geologie, Mathematik, Paläonthologie und Mythologie haben eine Menge neuer Beweise erbracht, die alle dahin gehen, die Geschichte unserer Spezies, wie wir sie bislang verstehen, vollkommen verkehrt sein könnte. Und tatsächlich hat ein momentaner Pardigmenwechsel bereits eingesetzt – einer, der die Sichtweise von unserer Vergangenheit und Zukunft für immer ändern wird. Nichts ist aufregender, als Zeuge des Embryonalstadiums einer wissenschaftlichen Revolution zu sein, bevor sie von Wissenschaftlern en masse geboren oder im Großen und Ganzen von der Öffentlichkeit akzeptiert wird. In *Missing Link* hineingewoben ist eine Matrix aus tatsächlich existierenden Orten, Völkern, Mythen und wissenschaftlichen Anomalien, die eine zentrale Bedeutung für diese Revolution haben – Anomalien, die für angesehene Wissenschaftler auf der ganzen Welt viel zu überzeugend sind, als dass sie sie weiterhin ignorieren wollen. Ich könnte es sicherlich nicht.

Man muss sich zum Beispiel fragen, wie die Dogon, ein primitives Volk in Mali, seit tausenden von Jahren wissen können, dass ein dichter Stern den größeren Stern Sirius alle 49,9 Jahre umkreist? Westliche Wissenschaftler haben von dem zweiten Stern – dem Sirius B – erst erfahren, nachdem Alvan Clark ihn mit einem leistungsstarken Teleskop etwa um die Jahrhundertwende entdeckt hatte. Weiterhin wussten die Dogon, dass der Stern viel dichter als Sirius und somit ein weißer Zwerg ist – eine Tatsache, die erst 1915 entdeckt wurde. Der Stamm besaß niemals auch nur die einfachsten

Teleskope, obwohl er die genaue Anzahl der Jupitermonde kannte und lange vor der modernen Wissenschaft wusste, dass der Saturn von Ringen umgeben ist. Aber woher?

Auf der ganzen Erde finden wir riesige Megalithe – einige wiegen über sechshundert Tonnen. Moderne Techniker können sich nicht vorstellen, wie sich diese Steinblöcke heute in einem Stück bewegen lassen. Dennoch wurden sie von diesen primitiven Menschen – die offensichtlich nicht über Verbrennungsmotoren, Atomkraft, Elektrizität oder selbst das Rad verfügten – mit der Präzision eines Lasers geschnitten. Wie in der frühen Menschheit solche Meisterstücke vollbracht wurden, bedarf immer noch einer Erklärung.

Genauso wenig können wir die Existenz der Piri-Re'is-Karte erklären. Durch Naturwissenschaftler und Historiker bestätigt, zeigt die Karte die exakte Küstenlinie der Antarktis, was insofern fantastisch ist, als die Karte 1513 gezeichnet wurde – mehr als dreihundert Jahre vor der Entdeckung der Antarktis. Der Zeichner der Karte, ein türkischer Admiral, gab an, seine Karte basiere auf anderen, älteren Quellen. Aber woher stammten diese Informationen? Noch verwirrender ist die Tatsache, dass die Karte Küstenteile zeigt, die heute unter tausendfünfhundert Metern Eis liegen. Westliche Wissenschaftler bestätigten nach einer 1949 durchgeführten seismischen Untersuchung den ursprünglichen Küstenverlauf, was bedeutet, dass die Karte zu einer Zeit erstellt worden sein muss, als es in der Antarktis noch kein Eis gab – und das war vor sechs- bis dreizehntausend Jahren. Doch die Zivilisation hatte sich damals noch gar nicht herausgebildet gehabt, nicht wahr?

Und woher konnten unsere primitiven Vorfahren wissen, dass das Himmelszelt fixiert ist und die Planeten sich um die Sonne drehen? Woher kannten sie die Aspekte der komplizierten Bewegungen am Himmel, Präzession genannt – das Schwanken der Erdachse, wodurch sich eine langsame Änderung unserer Position im Verhältnis zu den Konstellationen im

All ergeben? Westliche Astronomen haben dies erst vor dreihundert Jahren entdeckt. Noch unglaublicher ist, dass zur Messung dieses Effekts tausende von Jahren nötig sind – um genau zu sein: 25 776. Dennoch nannten unsere Vorfahren einen vollständigen Zyklus dieses Effekts ein Großes Jahr. Dies ist deswegen verblüffend, weil es, dem heutigen Wissensstand entsprechend, die Zivilisation noch nicht einmal einen viertel Zyklus lang gibt. Wie konnten ihn unsere Vorfahren aber messen? Wer hat es ihnen gezeigt?

Mathematiker haben herausgefunden, dass die Maßeinheiten in vielen alten Kulturen auf dem Umfang des Planeten beruhen. Aber wie? Erst in den 1950er Jahren könnte mit Hilfe der ersten Satelliten der Umfang der Erde mit ihrer unregelmäßigen Oberfläche genau gemessen werden.

Auch wenn man versucht, diese und hunderte von anderen Anomalien zu erklären, eins ist sicher: Irgendwie hatten unsere Vorfahren auf mysteriöse Weise und über Nacht wunderbare Fähigkeiten und Kenntnisse über Technik, Astronomie, Landwirtschaft und Mathematik erworben. Zivilisationen tauchten aus dem Nichts auf – und alle gleichzeitig. Wodurch wurde diese Explosion verursacht? Und was noch wichtiger ist, wo liegt die physische Verbindung zwischen unserer Spezies, dem Homo sapiens, und unseren Vorfahren, dem Homo erectus? Diese unbeantwortete Frage bildet immer noch den Kern der Paläanthropologie – etwas Radikales muss geschehen sein. Wir sind über dreißig Zentimeter größer als unsere Ahnen und haben ein vorstehendes Kinn. An unserer Stirn fehlt uns der massive Wulst. Unsere Zähne und Knochen sind im Verhältnis zu unserer Größe auffallend empfindlich, und unsere Schädeldecke ist kaum fünf Millimeter dick – ganz im Unterschied zu unseren dickschädeligen Vorfahren. Weitere charakteristische Eigenschaften sind die Intelligenz, die Bewusstheit von sich selbst, die Kultur und die Spiritualität – Merkmale, die unsere Spezies mit keinem anderen Vorgänger gemeinsam hat. Ein-

fach ausgedrückt, muss ein umfassender, ja schon märchenhafter Umformungsprozess, wie der vom Kürbis zur Kutsche stattgefunden haben – und zwar während einer Zeit, die in der Evolution einer Millisekunde entspricht.

Vielleicht liegt die Antwort in den nachhallenden Mythen der Menschen, die von Wissenschaftlern erst jetzt allmählich verstanden werden. Identische Mythen aus verschiedenen, quer über die Erde verteilten Kulturen scheinen uns die gleichen Antworten zu geben – wenn wir bereit sind, zuzuhören. Und der Großteil dieser Antworten könnte in den zahllosen Legenden zu finden sein, die die Existenz einer Gruppe geheimnisvoller Wesen, die so genannten »Leuchtenden«, dokumentieren.

Ganz gleich, wie sie von den einzelnen Kulturen bezeichnet wurden, ihre Beschreibung ist immer dieselbe. Sie waren wesentlich größer als die jeweiligen Menschen und hatten seltsam leuchtende Gesichter und große leuchtende Augen.

Wer auch immer sie waren, die Mythen erzählen, wie diese gottähnlichen Wesen große Taten der Magie vollführten und fähig waren, riesige Steine schweben zu lassen und Krankheiten zu heilen. Wohlwollend, wie sie waren, lehrten sie den Bewohnern die Ecksteine der Zivilisation: Schreiben, Metallverarbeitung, Landwirtschaft, Technik und Medizin. Es wurde von ihnen sogar gesagt, sie hätten die Töchter der Menschen geschwängert, um eine neue Art des bewussten Seins zu schaffen.

Wer waren sie? Wohin sind sie gegangen? Und haben sie wirklich ein solch unglaubliches Erbe hinterlassen? Eines Tages, wenn die Wissenschaft fortfährt, diese Geheimnisse aufzudecken, wird die Wahrheit vollständig ans Tageslicht kommen – und sie könnte weit seltsamer sein als Fiktion.

Bibliographie

Angela, Piero u. Alberto: The Extraordinary Story of Human Origins. Prometheus Books, New York 1993

Atkins, Peter William: Wärme und Bewegung. Spektrum der Wissenschaft Verlagsgesellschaft mbH & Co., Heidelberg 1986

Bauval, Robert/Gilber Adrian: Das Geheimnis des Orion. List, München 1994

Bellamy, H. S.: Built Before the Flood. The Problem of the Tiahuanaco Ruins. Faber & Faber, London 1943

Campbell Joseph: The Hero with a Thousand Faces. Paladin Books, London 1988

Chatelain, Maurice: Our Ancestors Came from Space. Doubleday, New York 1978

Cremo Michael/Thompson, Richard L.: Verbotene Archäologie. Sensationelle Funde verändern die Welt. Bettendorf, Essen/München u. a. 1994

Darwin, Charles: Die Abstammung des Menschen. Kröner, Stuttgart 1966

Darwin, Charles: The Origin of Species. Penguin. London 1895

Davis, Kathleen/Mayes, Dave: Killer Bees. Dillon Press, New York 1992

DeBeer, Gavin: Homology. An Unsolved Problem. Oxford University Press, London 1971

Denton, Michael: Evolution. A Theory in Crisis. Burnett Books, London 1985

Eden, Murray: The Inadequacy of Neo-Darwinian Evolution as a Scientific Theory. Konferenzpapier des Massachusetts Institute of Technology, 1967

Encyclopedia of World Mythology and Legend. Facts on File. New York, Oxford 1988

Filby, Frederick A.: The Flood Reconsiderd. A Review of the Evidences of Geology, Archaelogy, Ancient Literature and the Bible. Pickering and Inglis, London 1970

Godwin, Malcolm: Engel. Eine bedrohte Art. Zweitausendeins, Frankfurt am Main 1995

Hancock, Graham: Die Spur der Götter. Das sensationelle Vermächtnis einer verschollenen Hochkultur. Lübbe, Bergisch Gladbach 1995

Hapgood, Charles H.: Earth's Shifting Crust. A Key to Some Basic Problems of Earth Science. Pantheon Books, New York 1958

Hapgood, Charles H.: Maps of the Ancient Sea Kings. Chilton Books, Philadelphia/New York 1966

Heppenheimer, T. A.: The Man-Made Sun. The Quest For Fusion Power. Little, Brown and Company, Boston 1984

Hoffman, Michael: Egypt Before the Pharaohs. Michael O'Mara Books, London 1991

Itzkoff, Seymour W.: Triumph of the Intelligent. The Creation of Homo Sapiens Sapiens. Paideia Publishers, Ashfield, Mass. 1985

Kuhn, Thomas: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1973

Leakey, Richard: Die Suche nach dem Menschen. Wie wir wurden, was wir sind. Europäische Bildungsgemeinschaft u. a., Stuttgart 1982

Lewin, Rogen: In the Age of Mankind (A Smithsonian Book of Human Evolution). Smithsonian Books, Washington, D.C. 1988

Mallove, Eugene F.: Fire from Ice. Searching for the Truth Behind the Cold Fusion Furor. John Wiley & Sons Inc., New York 1991

Mayr, Ernst: Population, Species and Evolution. Harvard University Press, Cambridge, Mass. 1970

Mendelssohn, Kurt: Das Rätsel der Pyramiden. Weltbild-Verlag, Augsburg 1996

Milton, Richard: Shattering the Myths of Darwinism, U.S. ed., Park Street Press Rochester, Vt. 1997

Morales, Waltraud Q.: Bolivia. Land of Struggle. Westview Press, Boulder, Colorado 1992

Owen, Weldon: The First Humans. Harper-Collins, New York 1993

Pfeiffer, John E.: The Emergence of Humankind. Harper & Row, New York 1985

Posnansky, Arthur: Tiahuanaco. The Cradle of American Man. J. J. Augustin, 4 Bde. New York 1945

Prideaux, Tom, und die Redaktion der Time-Life-Bücher: Der Cro-Magnon-Mensch. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 1977

Sagan, Carl: Broca's Brain. Random House, New York 1979

Santillana, Giorgio de/Dechend Hertha v.: Die Mühle des Hamlet. Ein Essay über Mythos und das Gerüst der Zeit. Kammerer und Unverzagt, Berlin 1993

Savill, Sheils (Hrsg.): Pears Encyclopaedia of Myths and Legends. Oceania, Australia and the Americas. Pelham Books, London 1978

Sellers, Jane B.: The Death of Gods in Ancient Egypt. Penguin, London 1992

Sharpe, Richard (Hrsg.): Jane's Fighting Ships, 1993-94. Jane's Information Group. Surrey, 1994

Sheldrake, Rupert: Sieben Experimente, die die Welt verändern könnten. Anstiftung zur Revolutionierung des wissenschaftlichen Denkens. Scherz, Bern/München u. a. 1994

Shulsky, Abram N.: Silent Warfare. Understanding the World of Intelligence. Brasseys Inc. 1985

Smith, Norman F.: Millions and Billions of Years Ago. Dating Our Earth and Its Life (A Venture Book). Franklin Watts, New York 1993

Stanley, Steven M.: Children of the Ice Age. How Global Catastrophe Allowed Humans to Evolve. Harmony Books, New York 1996

Sullivan, George: Elite Warriors. The Special Forces of the United States and Its Allies. Facts on File Books, New York 1995

Temple, Robert K. G.: The Sirius Mystery. Destiny Books, Rochester, Vt. 1987

West, John Anthony: Serpent in the Sky. Harper & Row, New York 1979

Weitere Quelle

The Mysterious Origins of Man, ein Film von Bill Cote, Carol Cote und John Cheshire. Gesendet von NBC Network TV im Februar 1996. New York: BC Video.